Letzte Fahrten.

Zwölf Reisebriefe

aus dem Jahre 1870

von

August Lewald.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1871.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

Inhalt.

Seite

Erster Brief.

München. April 1870.

Die Depossedirten. Ein Abend in der Bierhalle. Meine Jungfernrede vor neun Monaten 1

Zweiter Brief.

Von München bis Wien.

Der Plainberg. Modernes Gesindel. Ischl und das Concordat. Rhein und Donau 21

Dritter Brief.

Wien.

Das junge Deutschland. Mazzini. Graf Henri de Rochefort. Der politische Materialismus. Oesterreichs Lage. Graf Montezuma und das Reich der Kaziken 47

Vierter Brief.

Von Gloggnitz bis Mürzzuschlag.

Das patriarchalische Regiment. Sedlnizki. Die Studenten-Emeute. Kossuth. Das Frühstück auf dem Bela. Ein Gebirgsschütz. Versorgungsanstalten für arme Mädchen 92

Fünfter Brief.

Graz.

Alexander Bach. Eine Schillerfeier. Neue Aera in Oesterreich 137

Seite

Sechster Brief.

Unterwegs.

Schloß N. . . . Ein Dorfschulmeister. Eine christliche Idylle 173

Siebenter Brief.

I. Schloß N. . . . Die Verwandten. Suez. Bierkneipen am Nil. Peschel: die Europäisirung Asiens. — II. Zwei Dromedare. Ich und Napoleon I. Auguste Barbier. Le prestige. Napoleon (Jerome) . . . 214

Achter Brief.

Schloß N. . . . Hermann Cohen. Bernhard Bauer. Das heil. röm. Reich. Die großen Päpste. Dante. Macchiavell. Mein Kaiser 282

Neunter Brief.

Schloß N. . . . Ein Festspiel vor 50 Jahren. Rohitsch. Kroatien. Sophienschloß 327

Zehnter Brief.

München.

Graf Bismarck. Die Schullehrer in Wien. Der Hochwürdigste Bischof Räß. Das Elsaß deutsch . . . 354

Elfter Brief.

Vor Karlsruhe.

Le Siècle de Louis XIV. Das Leben der Marquise von Maintenon. Abfertigung und Mahnung 410

Zwölfter Brief.

Die neue Aera für die Menschheit beginnt 507

Erster Brief.

München, April 1870. Die Depossedirten. Ein Abend in der Bierhalle und meine Jungfernrede vor neun Monaten.

Wie schön war gestern der Abend am See, wie süßduftend der Laubgang vor deinem Hause! und welchen heißen Staub habe ich dafür eingetauscht. Eine Spanne Zeit von wenigen Stunden und welche örtliche Entfernung dehnt sich schon zwischen uns!

In Deiner heimathlichen Stille, waren uns die leisesten Stimmen der Schöpfung vernehmbar. Sie lehrten uns, daß Eines nur für das Andere da sei, um sich gegenseitig zu ergänzen. Es war Alles so leicht verständlich.

Hier im Geräusche der Welt wird es schwer sich zu fassen. Lächle nicht! Nur kurze Zeit bedurfte es, und ich fühlte mich unheilbar verstimmt.

Ich denke hier natürlich nicht an die moderne Geistreichheit, die jedem unbefangenen Gemüthe unleidlich werden muß, ebensowenig an die schrankenlose, frech

zur Schau getragene Unwissenheit, das spöttische Kichern der Albernheit, die plumpen Ausbrüche der Lästerung und die Alles überzuckernde heillose Heuchelei, welche zusammen den Inhalt der verschiedenen Abstufungen der Unterhaltung in den Salons bilden. Dies Alles ist wie ein versteinerter Gemeinplatz. Man kann ihm ausweichen, man macht einen Umweg ohne sich daran zu stoßen.

Aber auch außer diesem, nach den heutigen Bedürfnissen der Gesellschaft modificirten Cellutarsystem; in der freiern Bewegung großer Städte, auf dem lauten Markte des Lebens, läßt sich mein Vertrauen nicht erwecken.

Wie soll ich's anfangen, dies Ziel zu erreichen?

Helden, deren Herz eine sublime Begeisterung erfüllt, eine Glaubensfülle, um Berge zu versetzen, Werke des Heils, die wie durch ein Wunder entstehen und wachsen; das findet sich nirgend mehr vor, um das christliche Gemüth aus seiner Stille zu erheben, damit das Vorgefühl in ihm erstarke, daß dem jetzigen Verfall ein siegreiches Glück folgen werde. —

Erst zwölf Stunden bin ich hier und was habe ich schon sehen, hören und lesen müssen! Das Lesen hätte ich freilich lassen können, es trieb mich aber an, den Courszettel der literarischen Tages-Börse einzusehen; es geschah nicht aus bloßer Neugierde, sondern um mich zu orientiren, mich au courant zu setzen.

Und da schauerte ich wirklich zusammen.

So sieht's aus? und ich schicke mich an, gleich dem jungen Scythen Anacharsis, auf eine ähnliche Entdeckungsreise auszugehen! Und wenn ich auch nicht, gleich meinem Vorgänger, den Bacchusdienst einzuführen gedenke, da das Eulen nach Athen führen hieße; so könnte vielleicht doch — je nachdem sich die Zeiten gestalten — mich sein tragisches Schicksal ereilen.

„Es weiß Niemand sein Ende vorauszusehen," sagte der greise Cazotte, wenige Tage bevor er guillotinirt wurde.

Ich will dennoch das Wagstück unternehmen. Zaghaftigkeit ist mein Fehler nie gewesen.

Ich faßte zugleich den Entschluß, den Inhalt meiner Reise dir zuvor mitzutheilen, in vollgiltiger Frische des empfangenen Eindrucks, im Zusammenhange mit frühern Gedanken, Erinnerungen, Erfahrungen, die sich in das Ganze, sehr natürlich, verweben lassen, und es dann, wohl redigirt, dem Druck zu übergeben.

* * *

Nach diesem kurzen Präludium, folge nun mein Bericht von der ersten Etappe.

Ich ließ mich in den „Bayerischen Hof" fahren. Da es noch eine Stunde bis zur Mittagstafel war, warf ich — nach meiner Gewohnheit — einen Blick in das Fremdenbuch und da kein Name anwesend war, der

mich interessirte, ging ich in das Lesezimmer. Einige Frauen, englische und deutsche Kleinstädter, unterhielten sich laut und verleideten mir und Anderen, die sich von den Zeitungen unterhalten sehen wollten, die mich ohnehin nicht anmuthende Zerstreuung.

Die Anderen, welche das Zeitungslesen wie eine ernste Beschäftigung übten, setzten sich hinaus in die Halle; ich, der ich allen Respect vor Zugluft habe, blieb in Gesellschaft der Plapperschwestern und griff nach den kleinen Tageblättern, die keine strenge Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Ich ergriff eines nach dem anderen und vermag es nicht auszusprechen, welchen Eindruck diese Interpreten der Zeitbewegung auf mich machten. Sie sprechen von Errungenschaften und scheinen dabei nur an ihre Abonnentenzahl zu denken, diese Mehrer des Reiches ungebundenster Freiheit. Wie sie's treiben, paßt nicht zu guten Sitten. Viele, die sich vom Spott nähren, sollten doch wenigstens das altgebräuchliche „mit Respect zu sagen" als Motto voranstellen. Die Sucht, spottend Partei zu nehmen; Alles zu verspotten, was nicht in seinen Kram taugt, erstickt bei dem Leser das Zartgefühl, bahnt dem heillosesten Zweifel die Wege und vermag unendliches Elend anzurichten. Das, „wer die Lacher auf seiner Seite hat, ist des Sieges gewiß," ist ein gemeiner Trost für die Dummheit.

Dem Manne ziemt, der furchtbaren Zeitbewegung

gegenüber, der Ernst allein. Ernst in unserm ganzen Wesen, in Bezug auf Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit; ernsthaft aus Pflicht und aus Bedürfniß; ernsthaft in allen Geschäften und sogar in unseren Liebhabereien. Ueberall und beständig ernsthaft. Uns bei jeder Veranlassung, durch gedruckte schlechte Witze, zum Lachen reizen zu wollen, ist ein tölpelhaftes Beginnen; den Spott als Waffe zu gebrauchen, ist — wie die Sachen stehen — eine elende verlorene Mühe. Der Spott von heute ist der künftige Text zu einer neuen Carmagnole. Aber der Spott hat schon jetzt das Recht erlangt, Alles zu vernichten und zu verderben. Wir muntern ihn ja dazu auf und unterstützen ihn durch materielle Mittel.

Was trägt nun aber die eigentliche Schuld?

Die Dinge sind es, die sich in unserer armseligen Welt begeben.

Die Poesie, diese wunderbare Erscheinung unter den Menschen; dieser Adel, der alle Ahnen überflügelt, der Aufschwung wahrhaft großer Gedanken, der Alles beseelte, ist der Welt entschwunden. Was wir davon besitzen, oder dafür ausgeben, ist einem, mit Trompeten und Pauken ausgestatteten, Schwarzwälder Uhrwerk zu vergleichen. Ist die Feder gesprengt oder der Schlüssel verloren, so ist kein lebender Ton mehr in dem kunstlosen Holze.

Mit der ächten Poesie schwand aber Alles dahin:

Macht, Jugend, Wärme und Kraft. Es trat ein Stillstand ein, dem die Abspannung folgte. Man gewöhnte sich daran, die Blätter in die Hand zu nehmen und sich an ihrer Verspottung der mühevollsten, im besten Verständniß angestrebten Unternehmungen, an dem Geschwätz ihrer Feuilletons zu ergötzen und sich von den Correspondenzen nähren zu lassen, die den Leser in die Realität führen und ihm das Ideale, als Phantom, als seltsame Ausgeburt früherer Generationen zeigen.

Mit diesem allermodernsten Behelf, dünkt sich nun Jeder befähigt, die Geschichte sich selbst zuzuschneiden. Daß dabei nicht an die Geschichte gedacht wird, wie sie vielleicht einmal in der Schule gelehrt wurde, versteht sich hiernach von selbst. Das sind veraltete Echo, die nicht mehr befragt werden.

Der Jugend gehört die Welt, deren Geschichte erst kurz vor der Gegenwart beginnt. So jung sie noch ist, so greis an Enttäuschungen! Junge Ruinen, Trümmer von fünfzehn bis achtzehn Jahren!

Was ist das Alte; wo ist es hingekommen? Das Geräusch der Wortführer hat es übertönt; der Kampf der Parteien hat es in Nacht gehüllt. Das Banner mit dem alten Wappen, der legitime Thron, die Religion, die Vorzeit, Alles entschwunden!

„Das ist Alles vorbei," spricht hier ein alter Soldat.

„Man glaubt nichts mehr," spricht dort ein junger Priester.

So weit ist es mit uns gekommen. Alles ist dahin; nur die Opposition lebt und als ihr getreuer Begleiter, ihr lustiger Rath, der Spott, der sie treibt, reizt und neckt, der Floh in ihrem Hemde.

Mein Hunger riß mich aus diesen, den Appetit nicht fördernden Betrachtungen. Man läutete zur Tafel und ich griff hastig nach dem allerneuesten Tagesberichte, dem Menu des Kochs. Dann musterte ich die Mitessenden.

Mir gegenüber saß ein ernster, junger Mann, mit interessanten, bleichen Zügen. Wem wäre wohl bei seinem Anblick Caserta, Portici, Pompeji und Herculanum eingefallen? Und dennoch war es etwas Verwandtes: eine große Ruine! Der einst das Königreich beider Sicilien beherrscht, saß wie ein schlichter Gast um ein Uhr, an der Wirthstafel, und wartete, bis ihm ein Stück Rindfleisch vom Kellner präsentirt wurde, das ihm der neben ihm sitzende Commis-voyageur übrig ließ; denn es ging à tour de rôle.

Es war ein ganz passables Schauspiel, den jungen Mann zu sehen, den der Verrath vom Throne gejagt und für dessen Rechte sich keine andere legitime Macht erhoben hatte.

Nach dem Essen, begegnete ich auf der Treppe einem Andern, der einst Herzog von Nassau gewesen,

auf der Straße einem langschwarzbärtigen Menschen, der eine ordinäre Judenphysiognomie zur Schau trug und kein Anderer war, als Don Franz von Assis, der Gemahl Isabellas von Spanien, und als ich den Bahnhof spazierend erreichte, saß in einem Wagen erster Klasse, ein Vierter, ein Erzherzog von Oesterreich, den ich noch vor ein paar Jahren, aus dem Hofe des Palazzo Pitti, mit Vieren hatte hinausfahren sehen.

Aber kein einziger von denen an der Tafel, stellte wohl bei dem Anblick des entthronten Königs von Neapel eine Betrachtung über die Vergänglichkeit irdischer Macht und Größe an, die ihm den Appetit beeinträchtigt hätte. Allen war vielmehr die Gelegenheit sehr interessant, durch welche die leis geführte Unterhaltung, der in der Nähe des Königs sitzenden, einen lebendigen Stoff erhielt.

Die Gaffer auf dem Bahnhof verriethen nur eine plumpe Neugier und schienen die Steine zu zählen, die der im Waggon sitzende, Pfirsich verspeisende, Leopold von Toscana, zum Fenster hinauswarf.

Ich habe diese Gruppe Depossedirter, wie die Diplomaten sie nennen, nicht willkührlich hier zusammengekoppelt, sondern der Zufall bot sie mir in Wirklichkeit dar. An der Wirthstafel, auf der Treppe eines Gasthofs, auf der Straße zu Fuß, in dem Waggon eines ordinären gemischten Zuges!

Was wie ein feierliches Drama uns vor den Blicken vorüberzieht, erregt nichts als die oberflächlichste Neugier. Alle diese gekrönten Häupter einer so eben verrauschten Gegenwart, die dem Volke zurückgegeben, doch nicht zum Volke gehören, obgleich sie sich unter ihm herumtreiben; jene Höfe in Hiezing, in Frohsdorf und in Prag, in der Schweiz und in England, jene Orleans, die in Amerika fochten — Alles, was so hoch herabgefallen, dient der Neugier zur Unterhaltung, zur Belustigung, gleich einer Parodie, die keine Schonung kennt. Heute parodirt das Gestern und wird Morgen von diesem parodirt. Die Parodie ist schneller als der Tod. Was kann in unserm Wirrsal Schutz vor ihr verleihen?

Sollte eine solche Betrachtung nicht eher geeignet sein, eine ernste Lehre unserer hochfahrenden Eitelkeit zu ertheilen, als den frechen, unbändigen Spott herauszufordern, die Gemeinheit der Parodie, in höchster Potenz? Das ist ein seltsames Kapitel in der Geschichte menschlicher Größe. Und soll ich nun noch Dir die Episoden anführen, die in den Gesammtinhalt verflochten sind?

Jener Otto von Griechenland, der dreißig Jahre damit umging, sein Volk zu beglücken, ohne auch nicht entfernt das Zeug dazu zu haben, bis daß ihm endlich die Hauptstadt seiner müde, bei der Rückkehr von einem kurzen Ausflug, den Hafen versperrte. Er durfte keinen Fuß mehr ans Land setzen und kam als entthronter König an demselben Tage wieder in München

an, da man die Propyläen eröffnete, die seine Verherrlichung als König von Hellas, an der marmornen Stirne tragen.

Soll ich dir noch ein traurigeres Bild aufdecken, von dem jungen, edeln Habsburger, der so gemüthliche Verse machte? Der in Mexico erschossen wurde, weil die Mexicaner dagegen energisch demonstriren wollten, daß man in Europa die Nase in ihre Affairen steckte.

Was wiegen da noch, die gemeinen Beschimpfungen des Papstes, der Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrer, der Klostergeistlichen, kurz der gesammten katholischen Kirche! Man lese die Spottblätter des Tages, sehe wie der Löwe den Schlag vom Eselshuf empfängt und man wird sich sagen müssen, daß Das die eigentliche Seele unserer modernsten Geschichte ist. —

Ich hab' es aufgegeben, die Tageblätter zu lesen. Sie hatten mir heute, als Voressen zum eigentlichen Diner, den Magen verdorben. Es sind Garküchen, aus denen Der nicht seine Nahrung holen sollte, der andere Mittel besitzt, sich die seinige zu verschaffen.

Um dem eigentlichen Lebensprincip der Politik von heute nachzuforschen, darf man sich nicht bei den frivolen, zu Markt gebrachten, Sophismen aufhalten, es nicht in vorüberschwindenden Floskeln, in ephemeren Phrasen zu finden hoffen; da muß man sich geradezu an die Zeit selbst wenden, sie ihres eiteln Aufputzes entkleiden

und in ihrer vollständigen Nacktheit betrachten, um ihre Widersprüche klar und deutlich zu erkennen.

Das kann man aber nicht im einsamen Studirzimmer, nicht an der Seite eines geliebten Freundes, im Genusse paradiesischer Naturschönheiten. Das erfordert eine robuste Ausdauer zu einem rüden Tagewerk.

Das hab' ich mir zugetraut und entschloß mich zur Reise.

Ich besuchte Abends ein recht elegantes Bierhaus, davon es hier viele, unter dem Titel „Halle" gibt, und fand dort einen lieben Bekannten aus früherer Zeit, der mich einer Gesellschaft sehr achtbarer Männer vorstellte, die in einem Nebenzimmer eine Art von Sitzung hielt. Ungeachtet der Anwesenheit eines Fremden, nahm die Unterhaltung uneingeschränkt ihren freien Lauf. Die Stimmung, so wie die darin vorwaltenden Meinungen, waren gemischt. Es war keine Clubbsitzung einer Partei.

Obgleich ich nur wenig mitsprach und mich auf's Zuhören beschränkte, so fühlte ich mich doch von den Unterhandlungen mehr auf- als angeregt und es ist mir Bedürfniß, einiges von dem Empfangenen aufzuschreiben. Unterließe ich's, so könnte ich nicht einschlafen.

Die Versammlung oder „Gesellschaft," wie man zwar solche Zusammenkünfte beim Bier nennt, bestand

aus den verschiedenartigsten Elementen, sämmtlich stimmberechtigt. Es war eine Art von Wortzänkerei. — Streit wäre mit der dabei herrschenden Gutmüthigkeit nicht zu verbinden; Kampf wäre zu hoch gegriffen und für das Vorhandene gänzlich unzulässig. Ein gegenseitiges Anschreien, ein improvisirtes Unterbrechen, das über Stock und Stein seitwärts abschweifte, dann ein sotte-voce, das sich durch einen Schlag mit dem Messerrücken an das Bierglas Gehör verschaffte, ein Oho! ein Gelächter. Das ging wie es wollte; hier war man sicher, sich nicht zu compromittiren.

Aber was sonderte sich aus dem Allen? Was stellte sich dem unbefangenen Zuhörer dar?

Es war die Welt; die Zeit in vollster Bewegung in dem kleinen Raum einer Bierschenke, heutzutag „Halle" genannt.

Da regte sich der Zweifel, hier behauptete sich eine feste Zuversicht; hier verbarg sich ein gutes Stück Despotismus hinter einer laut ausgesprochenen Liebe zur Freiheit; der Glaube erhob sich neben dem crassesten Materialismus; dabei war keine Spur von Barbarei, aber ebensowenig von Politur zu bemerken. Das wahrhaft Edle war in dem Kreise nicht vorhanden, jedoch auch nichts Gemeines. Es waren Leute von anständiger allgemeiner Bildung.

Alle waren darin übereinstimmend, daß die Zustände, nach eines Jeden Einsicht zu verbessern seien.

Aber sie dachten nicht daran, daß das Gewebe des socialen Lebens, einer sanften, schonenden Hand bedarf. Sie meinten nur, daran herumzureisen, hineinzureisen; was sie vorschlugen war immer und immer wieder nur eine Reihe von Vergewaltigungen. Es war aber Keiner unter ihnen, der den geschickten Mechaniker abgegeben hätte, den neuen Webstuhl zu erfinden, um das ungeschickt Zerrissene wieder herzustellen.

Die Philosophie, behauptete Einer, solle die Religion ersetzen; die bis an die Zähne gewaffnete Eroberung könne allein der Revolution vorbeugen, ein Anderer; der gesunde Menschenverstand müsse endlich den Glauben, auf ein von ihm anerkanntes Maaß zurückführen, ein Dritter. Der Vierte bewies, daß der Materialismus das Recht erlangt habe, den gesunden Menschenverstand vor seinen Richterstuhl zu fordern. Der Liberalismus proclamirte sich selbst, als den Beherrscher aller Intelligenz. Ein Industrieller rief stolz, in der Industrie gipfle die Beglückung der Menschenfamilie; sie sei zwar noch nicht der prophezeihete und erwartete, einstweilen aber der improvisirte Messias des modernen Lebens.

Alles dies flog vereinzelt unter dem Dampf der Cigarren umher, ohne jeden innerlichen Zusammenhang und die trostlose Consequenz leitete zu einer Negation, die sich nach allen Seiten hin in das pure N i c h t s verflüchtigt.

Ich erlaubte mir endlich, bescheiden um das Wort

zu bitten. Plötzlich trat aufmerksame Stille ein. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Einmischung eines unberufenen Fremden zu entschuldigen geeignet war, sagte ich ungefähr:

Die Dinge stehen wirklich schlimm; das Kind ist von lange her schief gewickelt, wie man sich im familiären Leben ausdrückt. Man geräth aus einem Chaos in das andere. Die Confusionen wechseln nur die Plätze. Wo es sich darum handelte, Mißbräuche abzustellen, bahnte man dafür Verbrechen den Weg. Man strebt nur noch nach unerhörten Dingen. Es wird dahin kommen, oder man ist hier und dort schon so weit: einen Thron zu haben ohne Monarchie, ein Scepter ohne Legitimität, eine Nation ohne Namen; denn die Usurpation wird nur in ihrem Interesse handeln, wenn sie unsere ganze Vergangenheit unter Siegel legt, wie man ein Grab versiegelt. Unsere Sitten werden nicht mehr in der Erinnerung wurzeln; wir werden eine Politik haben ohne Prinzipien, einen Despotismus, gleichviel von oben oder unten, ohne Gegengewicht. Meine Herren, ich erlaube mir, es offen auszusprechen und zwar nur im allgemeinsten Sinne, ohne irgend welche beziehungsweise Anwendung: daß wer ein Terrain genau ermessen will, zuerst genaue Kenntniß von dessen Unebenheiten erlangen müsse. Bis jetzt aber empfing nur der flache Boden den Dünger der Tagespresse und von hier aus soll es unternommen werden, gegen das

Höhere und Höchste Sturm zu laufen. Die Tagespresse hat zwar das Lesen im Volke verallgemeinert, ohne jedoch die Kenntniß des Wahren, Guten und Schönen unter den Lesern zu verbreiten. Vor dieser Zeit waren die Menschen fester, treuer, stolzer, aber auch großmüthiger. Sie liebten ein Etwas, das man ihnen nicht mit dem Leben entreißen konnte, sie haßten ein Etwas, das ihnen, so lange sie lebten, nicht nahen durfte. Diese Liebe und dieser Haß sind am Entschwinden. Und dies ist das Werk der Tagespresse, die das moralische Temperament der Menschen umgewandelt hat. Es ist ein unleidlicher Zustand, der die Atmosphäre vergiftet. Jetzt sind es nur noch wortreiche Sektirer, über die sich spötteln läßt, aber der blutige Ernst wird nicht ausbleiben und Martyrer fordern, deren Blut dem Wiederaufbau Halt und Festigkeit verleiht. Schon Seneka sprach es aus: „Die Dinge bewegen sich im Dunkel eines undurchdringlichen Geheimnisses verborgen." Was hat der Gottlosigkeit der französischen Revolution ein mächtiges Halt zugedonnert? Waren es die Schriftsteller, die Tagesblätter, war es eine politische Macht, welche die Franzosen zum Glauben an die göttliche Ordnung zurücklenkten? Nein, Robespierre war es. Wenn das Unheil den allerschrecklichsten Grad erreicht hat, wird die Umkehr zum Heile nicht ausbleiben. Sie wird aus der Erschöpfung der gräuelvollen Unordnung von selbst erwachsen. Aus dem letzten, viel=

leicht blutigen Zusammenstoß der Parteien, wird die helle Wahrheit hervorgehen. Und ob auch Haß und Verläugnung bis zum Wahnsinn sich gesteigert hätten, die beiden Schwestern, Religion und Cultur, werden vor den Glücklichen einer spätern Generation sich umarmen und die jüngere Schwester wird der, unmittelbar vom Himmel stammenden, ältern Schwester den Sieg zuerkennen. Der Idealismus der Religion wird die Geister beseelen und das, was der rohe Materialismus verdrängte, wird wieder Ueberzeugung werden. Die Literatur und die Künste, deren früheste Aufgabe es war, alles Schöne, Edle, Hohe, Heilige zu verherrlichen, werden für diese Aufgabe sich wieder begeistern.

Dies war mein speech. Es ist schwer von einem solchen Improviso sein eigener Stenograph zu sein. —

Man war so gastfreundlich gewesen, mir ruhig zuzuhören und nach dem ich geendet, klatschten sogar Einige Bravo. Ich nahm meinen Hut, grüßte höflich und ging, unbesorgt um die Nachrede, die mir gehalten wurde.

Und somit bin ich für heute fertig. Auf dem Tische finde ich die Karte eines alten Bekannten aus Paris, der in meinem Gasthof Nachmittags ankam, und mich auf Morgen 6 Uhr zum diner à part einlädt. Ich werde also noch einen Tag hier zubringen. Vielleicht habe ich dann noch diesem Briefe etwas anzuhängen.

Gute Nacht für Heute!

Andern Tages.

Vicomte S. (der Name darf in dem gedruckten Briefe nur so bezeichnet werden), war schon in die Kunstausstellung gefahren, als ich ihm meine Aufwartung machen wollte. In der Jugend garçon d'atour des Grafen von Artois, erhielt er durch dessen Protection eine Stelle bei den beaux-arts. Dies führte ihn zum Studium der Kunstgeschichte und obgleich es nur oberflächlich blieb, verlieh es dennoch seiner Erscheinung in den Salons, was man eine „allgemeine Bildung" zu nennen beliebt und ihn befähigte, wie die Anderen auch, über dies und das mitzusprechen. Durch und durch Legitimist, würde nach seiner Meinung Frankreich nicht eher in sich beruhigt und glücklich sein, bis daß ein Enkel des heiligen Ludwig, als Majesté très chretienne dessen Thron einnimmt.

Seine Liebhaberei hatte ihn in die Ausstellung getrieben und ihn so lange gefesselt, daß ich ihn erst zur Stunde des Diners zu Gesichte bekam.

Wie ich meinen Tag hinbrachte, ist nicht der Mittheilung werth. Die Bilder reizten mich nicht und ich blieb ihnen fern. Ein treffliches Bild kann mich stundenlang beschäftigen. Sei es im Atelier des Künstlers, oder in den Gallerien. Die Ausstellungen aber, die ich durchrennen muß, um Alles in mich aufzunehmen, was sich mir darbietet; wo ich bei so manchem den

Blick abwende, weil es geradezu beleidigend sich ihm aufdrängt; wo Das, was mich entzückt, zur Bewunderung hinreißt, was ich noch gern einmal wiedersehen möchte, sich bald in eine mir unerreichbare Ferne verliert, in eine nicht mehr zugängliche Privatsammlung vielleicht verschwindet; es hinterläßt mir einen bleibend fatalen Eindruck, den der spärliche augenblickliche Genuß nicht verhindert. Es ist damit wie mit der Tagesliteratur. Diese verallgemeinert die Leselust, die Tageskunst, die Schaulust. Beide besitze ich nicht vorwiegend.

Beim Diner drückten wir uns erst nach Jahren wieder einmal die Hand. Der Franzose empfing mich wie man einen Bruder empfängt, den man lange nicht gesehen hat, mit einer herzlichen Umarmung. Sie besitzen ihr épanchement, das eine viel edlere Bedeutung in sich faßt, als die unter uns sogenannte Gemüthlichkeit, die mit dem eigentlichen Gemüthe nicht verwandt ist.

In dem Winkel einer Kneipe, wo eine hübsche Kellnerin, dem Durstigen einen frischen Trunk reicht und der gegenüber sitzende ihm die Dose offerirt, hört man den Ausruf: „Hier ist's recht gemüthlich!"

Von der Ausstellung wurde wenig gesprochen; ich hatte sie nicht gesehen, und ihn hatte sie nicht befriedigt. Dafür griff die Politik Platz in die Unterhaltung. Das Resultat war, daß man auch in Paris aus dem, bis=

her noch bemäntelten Unwohlsein des Kaisers, eine gefährliche Krankheit für Frankreich sich gestalten sieht. Die Kur wird durch eine künstlich geschürte Thätigkeit an allen Ecken und Enden unternommen. Aber mit Recht legt man sich die ängstliche Frage vor, ob dann diese gewaltige Bewegung, auf das Wort des Meisters, sich alsbald in Nichts auflösen werde; ob der erschütternde Lärm, der aus unzähligen Vereinen, Bündnissen und Volksversammlungen ringsum ertönt, nur von Aufwallungen erzeugt wird, die wie die Wellen des Meeres einander verschlingen, um spurlos zu verschwinden? Daß diese moderne Bewegung einen wahrhaft erhabenen Gedanken, einer ächten Begeisterung entquillte?

Wir begegneten uns in dem Einen: daß die Treiber, wie die Getriebenen, sich als Automaten darstellen, die ein Wagen, durch comprimirte Luft in Bewegung gesetzt, unaufhaltsam einem gähnenden Abgrund zuschleudert.

Und damit für Heute genug.

Mein Freund reist nach dem Orient, und will so en passant, die Eröffnung des Suez-Kanals sich ansehen. Wir reisen zusammen; woraus mir eine Bequemlichkeit erwächst, da er seinen Kammerdiener bei sich hat. Ich brauche mich um die unausbleiblichen Plackereien nicht zu kümmern. Er wird unsere Fahrbillete besorgen lassen. Die vorläufige Abmachung ist, daß jeder seinen

morgenden Vormittag nach Belieben ausfülle und wir uns zur rechten Zeit im Bahnhof treffen.

Du wünschest mir eine glückliche Reise und ich Dir eine gute Nacht!

Meinen zweiten Brief schreibe ich Dir von der nächsten Etappe.

Zweiter Brief.

Von München bis Wien. Auf dem Plainberg. Modernes Gesindel. Ischl und das Concordat. Rhein und Donau.

Ich muß mir die nöthigen Rasttage gönnen, die mir neben dem Ersatz meiner Kräfte, auch zu Studien dienen sollen, um meinen verflogenen Erinnerungen zu Hilfe zu kommen, sie zu sammeln, damit ich einen einigermaßen zutreffenden Maßstab für die mir auf Tritt und Schritt entgegentretenden Erscheinungen erlange und ihn mit Sicherheit anwende.

Den Weg hieher legte ich in curioser Gesellschaft zurück.

Auf dem Bahnhof in München meldet mir des Vicomte's Kammerdiener, daß er meine Effecten besorgt habe, sein Herr, Monsieur le Vicomte, aber nicht mitreisen könne, weil eine plötzliche Abhaltung ihm dazwischen gekommen sei. Die durchlaufenden Karten bis Wien habe er aber schon für uns Beide am Morgen geholt, um keinen Aufenthalt bei der Abreise zu haben;

jetzt ließ sein Herr mir sagen, daß er mich noch einzuholen hoffe und zugleich bitten, ich möge über den von ihm gemietheten Platz verfügen.

Neben mir steht ein junger, bleicher Mensch von wohlconditionirtem Aeußern, der mir mit einer Art von Vertrauen, wie mir scheint, in die Augen blickt. Ich bildete mir's wenigstens ein.

Geht die Reise weit? fragte ich ihn.

Er sagte mir kurz, daß er zu seiner Ausbildung reise und obgleich ihm der Kedive keine Einladung geschickt habe, er auf eigene Faust der Eröffnung des Kanals von Suez beiwohnen, dann über China nach San Francisco und mit der Pacificbahn nach New-York gehen wolle, um von dort nach Europa zurückzukehren.

Mir schwebte schon die Frage auf der Zunge, ob ich die Ehre habe, Herrn Gerstäcker vor mir zu sehen, allein das Aussehen meines Interlocuteurs beantwortete sie alsbald zu meinem Glück, da meine Naivetät sich dadurch bloßgestellt hätte, einen jungen Menschen für einen Mann zu halten, der seit einem Menschenalter den Erdball nach allen Richtungen durchmessen hat.

Ich schlug ihm vor, mit mir die Reise zu machen, indem ich ihn den zweiten Platz im Coupé erster Klasse anzunehmen bat und ihm den Zufall mittheilte, der mich in den Besitz desselben brachte. Er ging darauf ein, nachdem er sein schon gelöstes Billet verkauft, was

bei dem großen Zudrange von Reisenden bald erledigt war.

Mir erschien es angenehm, mit einem permanenten Gesellschafter mich versehen zu haben, und ich gab ihm darüber unverholen meine Freude zu erkennen. Ich glaube, so weit meine Erinnerung reicht, es war nicht übel, was er darauf erwiederte; die Worte sind mir, entfallen. Seine Tournüre war zwar etwas plump allein ich durfte mir selbst deshalb weniger Zwang auferlegen. Er besaß Wissen, nur war er damit aufdringlich, vorlaut, immer fertig zum Widersprechen. Das hatte ich in der ersten Stunde weg und sann auf ein Mittel, es nicht bis zur Unerträglichkeit kommen zu lassen.

Er sprach über Alles, was er wußte und auch über das, was er bei seiner geringen Erfahrung unmöglich wissen konnte. Wenn er sich nun manchmal zu tief wagte und wie in einer finstern Gasse sich verrannt hatte und trotz der Leuchtkugeln seines Geistes nicht vorwärts kam; dann bot sich mir nur eine einzige Abhilfe. Ich schmeichelte ihm, wie man ein stetiges Pferd streichelt, um es von der Stelle zu bringen und diese freilich aus der Manège geholte Menschenkenntniß gelang immer bei der Anwendung. Ich lobte dann die Klarheit seines Geistes, bewunderte seine immense Gelehrsamkeit und ertrug die kleinere Last der Lüge willfährig im Verhältniß zu der Wucht eines unerträglichen Ennuy,

das mir seine tiefen Forschungen im Gebiete des Unerforschlichen verursachten.

War ich für jede Art von Gespräch nicht aufgelegt, so hatte ich noch eine andere zweckmäßige Procedur in Bereitschaft.

Da unsere Bekanntschaft nur ein Rencontre war, und auf mich und mein Leben keine nähere Beziehung hatte, so suchte ich zu vergessen, daß Jemand an meiner Seite saß, und das gelang mir vollkommen. Ich streckte mich gelassen, nahm eine Broschüre, ein Blatt aus der Tasche und las oder that nur so. Ward ich es müde, so schlief ich. Mochte ich das nicht, dann öffnete ich mein Necessaire, knupperte ein Bisquit oder saugte an einer Orange. War ich damit fertig, dann guckte ich zum Fenster hinaus und bat meinen Nachbar sehr höflich um Vergebung, daß ich ihm den Rücken zukehre.

So beherrschte ich ihn, wenn er am heftigsten perorirte.

Das lernt man in der Welt. Indem man sich zum Sklaven der Umstände selbst verurtheilt, gelangt man zur Ueberlegenheit. Würde man sich erhitzen, wollte man, mit einem überlästigen Nachbar, in einen Streit sich einlassen, so wären unangenehme Reibungen unvermeidlich; zeigt man sich unbeweglich, gleichgiltig, so gleitet das Gespräch eine Weile noch darüber hinweg, bis es von selbst versandet.

Dies verdanke ich nicht der Kraft des Willens allein, sondern es ist mehr ein Resultat der Erfahrung.

Mein Doctor — denn das konnte ja nicht zweifelhaft sein — kam soeben aus Frankfurt, wo er dem „philosophischen" Kongreß beigewohnt hatte.

Was er dort erfahren hatte, soll Dir nur beiläufig erwähnt werden, um Dich nicht zu verstimmen. Es ist schwer zu glauben, welche künstlich angelegte Wildniß der Gedanken, die einfachsten Gegenstände umzingelt, und sie allen möglichen Digressionen als Spielball überläßt. Das nennen sie Philosophiren! Wer so wie wir, sich auf eine strenge geistige Diät gesetzt hat und sich lediglich mit dem Zustand der Seele beschäftigt, vermag nicht jenes Treiben zu begreifen. Ich habe ein Martyrium bestanden.

Gleich anfänglich streichen etwelche dieser „Philosophen" ihre Namen aus der Mitgliederliste, weil es ihnen schien, daß die Versammlung von dem Glaubenssatz eines persönlichen Gottes ausgehe. Daran knüpfen sich Debatten über die religiösen Zeitfragen; über die Begriffe: Wissen und Glauben, über eine Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Der Frankfurter Rabbiner, will von keiner Hinweisung auf ein Religionsbekenntniß etwas wissen, da die Religion nicht abhängig von irgend einer Gottanschauung sei. Evan-

gelische Prediger stimmen ihm bei, indem sie die Courtoisie gegen Israel so weit als möglich treiben. Es wird lange über die Unsterblichkeit der Seele gesprochen, dann über die Gleichberechtigung der Frauen; ihrer Erziehung jenen Grad des Wissens zu ertheilen, sie zu einer Befähigung zu erheben, daß sie mit philosophischer Gründlichkeit in den wichtigsten Dingen mitsprechen können.

Daran knüpfte mein Doctor noch eine Verhandlung über ein neu erschienenes Buch: „Bibel und Natur,“ das die Fragen untersucht, ob der Unglaube wirklich sittliches Verderben bringe, ob es Wunder gebe, ob ein jüngster Tag kommen werde, ob denn die Natur sich um die Religion zu kümmern habe.

Ich hielt es hier nicht mehr aus und nahm zu meinem glimpflichsten Abwehrmittel Zuflucht, indem ich Bisquit und Orange hervorholte.

Er sagte mir, ich könne das Buch in jeder Buchhandlung, um einen Gulden achtundzwanzig Kreuzer haben.

Nachdem ich mein erstes Mittel angewendet, griff ich zum zweiten und that als ob ich schliefe.

Abends ward es mir nicht so gut.

In Salzburg aßen wir in Gesellschaft in der Restauration des Bahnhofs. Ich mußte des Doctors Brühe mir gefallen lassen. Er saß mir gegenüber, er überschüttete mich reichlich und ich mußte stillhalten.

Sein Thema war, daß der Mensch noch lange nicht eine vollständige Kenntniß aller seiner Bedürfnisse habe. Gerade das Auffinden neuer, bisher ungekannter Bedürfnisse, bilde jedoch den glänzendsten Charakter unserer Natur.

Es war komisch, daß er in der Befriedigung des nächstliegenden Bedürfnisses, seinen Hunger zu sättigen, hierauf gerathen war.

Im Sprudelschwall seiner Worte ist mir Vieles, von dem was er sagte, verloren gegangen, da ein herrlicher Saibling meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und ich großen Respect vor Gräten habe.

So viel blieb mir, von dem, was er sagte:

Er frage nicht darnach, ob wir Kinder Gottes oder des Zufalls; ob wir Lieblinge einer gütigen Vorsehung oder Sklaven einer ehernen Nothwendigkeit; ob wir Erbe des Staubes oder einer ewigen Herrlichkeit seien; das käme hier gar nicht in Betracht. Alles was den Menschen zu handeln antreibt, geschieht nur um seine Bedürfnisse zu befriedigen; sowohl die grobsinnlichen für den Körper, wie die höhern für den Geist. Die erhabensten und die niedrigsten Handlungen laufen nur darauf hinaus. Er und alle dazu berufenen Kinder der Neuzeit stehen zusammen, allem Aberglauben, und den daraus erwachsenen Thorheiten und Lächerlichkeiten, ein für allemal den Laufpaß zu ertheilen und die wirkliche Größe des Menschen, durch die Befriedigung des

Gesammtinhalts seiner Bedürfnisse, aus dem langverjährten, in sich fortgährenden Schlamm, in die Regionen freiheitlicher Vergeistigung hinaufzuläutern.

Mein Saibling war verzehrt und ich hatte mir Käse geben lassen. Die Furcht vor den Gräten war beseitigt und ich konnte meinem Unwillen freien Lauf lassen.

Die Befriedigung der Bedürfnisse führt nicht zur Vergeistigung, sondern nur zum Genuß, warf ich hin. Was er anstrebe, stellt sich der freiheitlichen Glückseligkeit, als unübersteigliches Hinderniß in den Weg. Der Genuß führe nur zur zeitweisen Sättigung. Aber er und seine Anhänger sprechen für den Gesammtinhalt der menschlichen Bedürfnisse. Mithin auch von den geistigen. Werden sie, auf ihrem Wege fortschreitend, wohl jemals dahin gelangen, den Ausruf: Ach, wie unglücklich bin ich! zum Schweigen zu bringen? Sie sollten doch einmal unsere Bauern ansehen, die sich noch wirklich für Kinder Gottes halten und sich auf den festen Glauben stützen; die noch nicht aufgestachelt sind in ihrem Sinne, wie die Proletarier der Stadt. Sie sollten auch auf diese geschäftigen, thätigen, im Schweiß des Angesichts ihr Brod essenden Menschen blicken, die großes Mühsal nur mit einem Bischen Genuß versetzen und erheitern; deren Glückseligkeit fließe unwidersprechlich mehr aus dem Bitterquell der Arbeit als aus der Süßigkeit des Genusses.

Er wollte lächelnd mich unterbrechen; ich fuhr ihm jedoch in die Parade.

Wir wollen dem Himmel danken, — sagte ich, daß er den Menschen Arbeit gibt und nur so blutwenig sogenannte Genüsse schenkt. Dies fühlt jeder Mensch im natürlichen Zustande. Dies Gefühl ist göttlichen Ursprungs und daher unwiderleglich. Der eingerissenen Sucht, stets neue Bedürfnisse aufzufinden und sie um jeden Preis zu befriedigen, entkeimen alle Sonderbarkeiten, Thorheiten, Lächerlichkeiten und — gerad heraus gesagt — Schlechtigkeiten der Gegenwart. Es muß mit aller Kraft hier Einhalt gethan werden, damit nicht die gleißende Glückseligkeit des Fortschritts, die wahrhaft Glücklichen aus dem Geleise bringen.

Er warf mir höhnisch ein, daß ich hier wohl nur die Bauern meiner Gegend im Auge habe, allein es wohnten auch noch Andere diesseits der Berge. Die solle man nicht ungerecht als Ketzer verdammen. Der Mensch sei nicht allein zum Schwitzen unter dem Joche und dann zum Fasten, Beten und sich zu kasteien, erschaffen.

Solche Wendung verdroß mich ernstlich und ich schwieg, indem ich mir ein Papelito drehte. Dies bot ihm Gelegenheit fortzufahren.

Der Mensch will nicht nur klug und weise sein, so nahm er seinen letzten Anlauf, den ich ihm gönnte, anfänglich mit ironischer Betonung, — sondern er kann

es auch und ist es wirklich zum großen Theile. Das liegt in der Größe und Erhabenheit seiner Natur. Das darf nicht erst bewiesen werden. Die Menschen haben die Sprache, deren sie sich bedienen, die Logik, die Philosophie aus sich geschaffen. Sie haben die Papiermühle erfunden, diese wahrhafte Veredlung des Lumpenstoffs, die Lettern, die unvergleichliche Kunst, die Gedanken für den Geist von Millionen, bis in die entferntesten Länder, für Jahrhunderte und Jahrtausende zu bannen. Wenn es dem Bauer nicht möglich ist für zehn die Arbeit eines Tages zu beschaffen, so zeigt sich hier ein einzelner Arbeiter, der dies nach allen Seiten in's Unendliche vollführt. Daher lautet die Losung nicht mehr: Gebt Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist; sondern nur Gebt den Menschen, was des Menschen ist. Das ist die vollkommene Freiheit, ganz, nach ihrer weitesten, umfassendsten Größe.

Meine Papiercigarre war fertig; ich stand auf und sagte ihm gute Nacht. —

Wir können unser Gespräch morgen im Waggon fortsetzen, rief er mir zu.

Ich werde noch einen Tag hier bleiben, rief ich zurück.

Da sprang er mir nach, bedauerte, es nicht zu können und hoffte mich noch in Wien wiederzusehen. Einige kurze, verbindliche Worte zum Abschied und der weise Jüngling war mir glücklich entschwunden.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mir's, als ob ich von einem ängstlichen Alpdrücken befreit würde; denn der „novus Doctor," mit Molières Latein zu sprechen, „qui tam bene manget et bibat et partet," war mir im Traume nicht von der Seite gewichen.

Ich trat zum Fenster, die Sonne schien prächtig und beleuchtete den gegenüberliegenden Plainberg mit seiner herrlichen Kirche, und dem wunderthätigen Marienbild.

Was war natürlicher, als der Zug, dorthin eine kurze, morgendliche Wallfahrt anzutreten. Ich versäumte es nie, wenn ich Salzburg, auch nur auf einen Tag besuchte.

Es belebt wunderbar das Gemüth, dort zu beten, wo das kleine Bildchen in seiner einfältigen Einfachheit alle die Sinne fesselnden Herrlichkeiten des Hochaltars überstrahlt.

Es ist etwa anderthalb Fuß hoch und kaum ein Fuß breit, und zeigt das liebreiche Angesicht der Gnadenmutter, das in unnennbarer Holdseligkeit, zu dem in ihrem Schooße ruhenden zarten Kindlein niederschaut und mit sanfter Hand, die aus Ehrerbietung zu zittern scheint, die Windeln entfernt, während das Kind die Aermchen entgegenstreckt.

Die Legende berichtet, daß das Bild im Besitz des Bäckermeisters Paul Regner in einem Marktflecken

des baierischen Waldes war, dessen Haus während des dreißigjährigen Krieges von den Schweden eingeäschert ward. Dort fand man es unversehrt unter den dampfenden Ruinen.

Später wurde das gebenedeite Muttergottesbild in das Bisthum Augsburg gebracht und erst dreißig Jahre später, auf Verwendung des Erzbischofs Maximilian Gangolf wieder nach Salzburg überführt, um es dann an seiner jetzigen Stelle, in der prächtigen Kirche auf dem Plainberg, der allgemeinen Verehrung auszustellen. Fromme Pilger aus weitester Ferne wallen nun unaufhörlich dorthin.

Willst du Umständliches darüber erfahren, so findest du es in dem bei Pustet in Regensburg erschienenen vortrefflichen Werke: „Marianum, Legende von den lieben, heiligen und gottseligen Dienern Unserer lieben Frau und den berühmtesten Gnadenorten der hohen Himmelskönigin," das der hochwürdige Pfarrer Georg Ott, damals in Beratzhausen, verfaßt hat.

Was überstiege wohl den himmlischen Genuß, so recht aus innerstem Herzensdrang zu beten? Ist dies nicht die höchste Befriedigung eines in uns stets regen Bedürfnisses?

Die Schöpfung in ihrer vollen Schönheit wäre für den Menschen kurz, ohne das Gebet, eine todtenstille Wüste.

„Beten ist die Feierstunde des Herzens. Es ist ein

Lichtschöpfen des Geistes, das Athmen höherer Lebensluft; Beten ist die Poesie der Ewigkeit. Das Herz empfindet, der Wille verlangt, der Geist denkt; aber höher als Alles ist das Gebet. Denn das Gebet umfaßt den ganzen Menschen; im Gebete sammeln sich alle Kräfte der Seele, brechen auf und strömen alle Quellen des innern Menschen. Das Gebet ist die That des ganzen Menschen; sein eigentliches, intensivstes Leben; ein heiliges Feuer, das sein Leben läutert; ein helles Licht, das sein Thun verklärt; der Grund und Mittelpunkt seines ganzen Seins. Das Gebet ist die höchste Stufe, die der creatürliche Geist überhaupt erreichen kann in seinem Aufschwunge nach oben, es zieht ihn am nächsten zu Gott hin und stellt ihn in die Strömung des Ewigen."

Ich konnte es nicht unterlassen, Dir diese Stelle im Auszuge aus der Kollektion, die ich größeren Werken entnommen und sauber abgeschrieben, meiner kleinen Reisebibliothek einverleibt habe, mitzutheilen. Sie ist in Hettingers „Apologie des Christenthums" enthalten, deren vier Bände meine fassende Habe zu beträchtlich vermehrt haben würden, so sehr ich's gewünscht hätte, sie als Reisebegleitung ganz mit mir zu führen.

Auch der Unglücklichste birgt und bewahrt noch fest in seiner Seele eine Hoffnung, wie ein Reicher einen Diamant hinter Schloß und Riegel bewahrt. Diese

Hoffnung ist ein Thema, unendlicher Variationen fähig. Alle entstammen einem in sich geeinten Bewußtsein: daß wir einen allmächtigen Freund besitzen, der uns erhört und uns zu helfen stets bereit ist, wenn wir zu ihm beten. Die Wirkung des Gebets hängt von der Schönheit und von der Erhabenheit des Ausdrucks nicht ab. Wenn wir recht beten, wie wir sollen, so wird Er uns schon die Worte auf die Zunge legen. Er wird es dir zutheilen, um was du betest, wie es bei Geibel heißt:

Wie hätt' Er Macht nicht, auch dein Herzensflehn
In Seines Rathes Schluß mit aufzunehmen,
So wie der Dunstkreis deinen Hauch empfängt,
Und dann Erhörung über dich zu regnen?

Aus der Kirche getreten, wollte ich noch zu den Buden gehen, die allerlei Gegenstände, religiöse und profane, feil halten, mir einige Abbildungen der Muttergottes zu kaufen, um sie daheim zu verschenken.

Da standen Leutchen, nach der Redeweise und Aussprache zu urtheilen, Norddeutsche, die das gemischte Waarenlager umstanden und es kleinlich fanden. Ich fand es für den Ort zu reichlich ausgestattet.

Ich sagte, sie möchten in das Gotteshaus eintreten, dort gebe es mehr und schöneres zu sehen.

Da sagte eine junge Dame in dickem Chignon, deren Sammethütchen zwischen den Augenbrauen saß: die Luft in einer Kirche sei ihr zu drückend und an

einem so schönen Sommermorgen geradezu unerträglich.

Ein eleganter Herr, in der weiten Jacke, setzte schnell hinzu:

Kant, der große Philosoph, dem man doch gewiß die Fähigkeit zu urtheilen nicht absprechen werde, und der die Macht besaß, durch das Gemüth, seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden, wie er es in einer darauf zielenden Broschüre bewiesen hat, trat niemals in eine Kirche, weil ihm Beten und frommer Gesang zuwider waren und das Läuten ihn stets in eine tödtliche Angst versetzte.

Ich bemerkte, daß die Macht des Gemüths den berühmten Mann im Stiche ließ, weil hier der Verstand des großen Denkers offenbar verfinstert war.

Das naseweise Gesichtchen mit dem fabelhaften Chignon blitzte mit den Augen zu beiden Seiten des Sammtdeckels etwas zornig und sagte:

„Auch anderen geht es so, wie dem Philosophen Kant. So sehr mir auch die Opern Meyerbeers gefallen, so wird mir angst und bang, wenn sie im letzten Acte seiner Hugenotten mit der großen Glocke läuten. Wenn ich mich nicht vor meinen Nachbarn schämte, so liefe ich aus der Loge. Ich hasse das abscheuliche Gebimmel. Es ist eine Störung, welche das ästhetische Gefühl empört und mitten im herrlichsten Genusse an den Sonntag erinnert.“

So führt mich meine Reise von Schritt zu Schritt, zu den untröstlichsten neuen Entdeckungen.

Klage mich nicht der Weitschweifigkeit an. Andere Reisende lassen es auch niemals daran fehlen, alle Umständlichkeiten, die Zahl der Personen, der Pferde und Esel, die Qualität der mitgenommenen oder vorgefundenen Provisionen, der Ungemächlichkeiten und Gefahren zu schildern, wie wir es von einem alltäglichen Bergbesteiger bis zu einem Abessinienreisenden zu lesen gewohnt sind.

Ich mache hier eine Pause und stecke meinen Kopf tief in den Kragen meines Pelzes, den ich, wie Du weißt, auch im heißen Sommer nicht lassen kann. Ich versenkte mich in eine lange Reihe von Gedanken.

Sind wir denn dazu da, fragte ich mich, solche Schmach zu erdulden und allen Unrath jener Mißgeschöpfe, den sie auf uns schütten, hier mit einem stummen Bückling, dort mit einer kalten Rückenwendung allein zu beantworten? Sollen wir uns Finsterlinge, Schleicher, Heuchler, Sittenverderber, Sklaven eines verrotteten Aberglaubens, ungestraft schimpfen lassen; nichts darauf erwidern, wenn man uns und das Heiligste, was in uns lebt, verhöhnt, verspottet und mit vom Koth der Gasse beschmutzten Füßen, darauf herumtrampelt?

Ich hätte weinen mögen vor Zorn.

Ein dunkles Vorgefühl naher Ereignisse übermannte mich.

Ein großes Schicksal schreitet gleichsam unschlüssig auf und ab, die Erde erbebt unter ihm und die Menschen wissen nicht, wie bald es sie ergreifen wird.

Niemand in der Welt, selbst Bismarck und Napoleon nicht ausgenommen, dürften es in diesem Augenblick vorherzubestimmen wagen, wo es zur Zeit mit der Gesellschaft hinauswill. Jetzt stehen die Dinge so: die Völker werfen eine Münze, mit Cäsar oder Pompejus Bildniß, in die Luft; Kopf oder Schrift! Republik oder Mornachie! Der Zufall wird scheinbar entscheiden.

An jedem Einzelnen ist es, so denkt wohl jeder auf Mittel zu sinnen, die Gefahr abzuwehren, und wann sie näher rückt, ihr mannhaft gegenüberzustehen. Das, was uns Katholiken bewegt, muß das Wirkliche, wie es sich und wo es sich uns feindselig zeigt, streng in's Auge fassen. Denn aus den kleinlichsten Anlässen wird der Kampf immer heftiger entbrennen. Aber entscheiden wird er nichts, weil in der Welt von den Menschen nichts entschieden werden kann, ohne die persönliche Einwirkung des Herrn, der über Alles gebietet. Zu keiner Zeit wird die Menschheit über ihr Schicksal aus sich selbst bestimmen können.

Unser Gott lebt. In ihm ist alle Macht, alle Gerechtigkeit vereinigt. Er ist das Prinzip aller Pflicht. Die Gesetze der Natur, wie die Freiheit des Menschen, bleiben seiner schöpferischen, väterlichen Hand anheim-

gestellt. Ueber alles Irdische hinaus belehrte Er die Seele von jenem andern Dasein und die Menschheit ward dadurch erhoben, zu einer neuen höhern, herrlichern Ordnung einzugehen. Er hat sie dazu erkoren und verlangt, daß man nur ihm gehorche.

Die in ihrer erstarrten Weisheit frierenden Thoren nennen das eine unerträgliche Sklaverei, es wird jedoch ein Tag erscheinen, an dem sie sich nach dieser wonniglich erwärmten Sklaverei zurücksehnen werden. Und wenn es auch noch dazu käme, daß ein neuer Wohlfahrtsausschuß wieder ein Decret erließe, daß man den Namen Gott nicht aussprechen dürfe und seinen geheiligten Statthalter auf Erden plündert, verjagt und kaum noch lebend dulden will. —

Als ich so weit mit meinen Gedanken gekommen war, hob ich den Kopf aus dem Kragen des Pelzes und freute mich, daß ich das Gewäsch des mit dem Trödler in der Bude feilschenden, nobeln Gesindels keiner Entgegnung gewürdigt hatte.

Noch an demselben Tage führte mich der Dampf nach Linz.

Bei meiner letzten Anwesenheit ließ ich hier einen Freund zurück, den ich jetzt nicht mehr am Leben fand. Den Dr. Bammesberger, Professor der Moraltheologie. Er hatte mit mir in Bad Ischl die Kur

gebraucht und einen gar heitern Umgang mit mir gepflogen. Er war der Sohn des Müllers im Ort, in dessen geräumigem schönen Haus Kaiser Franz Joseph Absteigequartier nahm, während seine reizende Campagna noch im Bau begriffen war. In dieser Mühle wurde das Concordat mit dem heiligen Stuhle vom Kaiser unterschrieben, und des Müllers Sohn ließ auf einer Marmortafel mit goldenen Lettern dieses Ereigniß an der, der Straße zugekehrten Fronte des Hauses, den Vorübergehenden in das Gedächtniß rufen.

Die Ereignisse aber, die diesem folgten, brachen dem Manne das Herz und er starb in den besten Jahren.

Ich weiß nicht ob die Gedächtnißtafel noch an ihrem Platze ist. Sie wird von der vorüberrauschenden Gegenwart als ein „Monument von unserer Zeiten Schande“ betrachtet.

Das bereits durchlöcherte Concordat wird und muß zu Boden; wozu die Erinnerung der Mühle zu Ischl?

Die dunkle tiefe Furche, die durch die Macht unglückseliger Verwickelungen in der Geschichte des Kaiserstaats gezogen wurde, verdankt ihr Entstehen allein dem jesuitischen Werke des Concordats. So heißen es die Völker in den Königreichen, Erzherzogthümern; die Deutschen, die Ungarn, Böhmen, Polen, Italiener, Südslaven; sie Alle litten unter dem Einflusse des von den

„Schülern Loyolas" ausgeheckten und durch das Concordat ausgeführten Verdummungssystem.

Die Schlachten, Niederlagen, Abtretungen und Entäußerungen aller Art, die Oesterreich nach innen und außen so sehr geschwächt und zerissen haben, sie Alle hat das Concordat verschuldet und factisch herbeigeführt. Wäre diese Pest in der Ischler Mühle nicht zum Ausbruch gekommen, dann wären die Staatsmänner in Wien gewiß erleuchteter und die Feldherren auf den Schlachtfeldern sicherlich größere Strategen gewesen!

Die Friedensbedingungen in Villafranca und Nicolsburg hätten dann anders gelautet. — —

Man sieht ja deutlich, wie weithin beglückend blos die Risse in das Concordat gewirkt haben, schon einzig und allein durch die Gebahrung der Presse. Ist es nur einmal gänzlich beseitigt und sind erst die Jesuiten vertrieben, dann wird sich eine Glorie über die Lande „diesseits und jenseits der Leitha" ausbreiten, deren Strahlen bis jetzt nicht zu ermessen sind. —

Da floß die Donau zur Seite der Bahn.

Der längste Strom Europas; indem die Wolga, obwohl länger, einen Theil ihres Gebietes in Asien durchströmt.

Was man auch sagen mag, ich gebe dem Rhein vor der Donau den Vorzug.

Wie treffend sind Göthes Worte auf die Rheinquellen:

Sehet den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch
  Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder nach dem Himmel.
  Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort — —

Sein weiter Lauf trägt das Gewicht unserer ganzen Geschichte; seine Ufer von hochbegabten deutschen Stämmen bewohnt, waren ihr Schauplatz und die Bevölkerung mit ihr auf's innigste verflochten. Sie bezeichnet die früheste Cultur, bis auf unsere Zeit in hohem Grade ausgebildet. Von der Cultur des Bodens bis zu der des Geistes. Handel und Wandel; und Wissenschaft; blühende Städte, treffliche Institute, überall hin verbreiteter Segen der Civilisation.

Und nun schwillt er
Herrlicher: ein ganz Geschlecht

Trägt den Fürsten hoch empor.
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen; Städte
Werden unter seinem Fuß.
Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.
— — Sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Aber auch der schwungvolle Schluß des prächtigen Gedichts läßt sich auf den Rhein anwenden, denn das einfältige Wort: er verlaufe im Sande, hat sich längst überlebt. Von den reichlich dahinströmenden Armen, führt einer seinen Namen, der in die Nordsee sich ergießt:

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz. —

Der Lebenslauf unserer Donau ist viel einfacher und fordert keinen so gebieterischen Wiederhall heraus.

Sie entspringt im Schwarzwald aus Quellen, deren unbedeutende Namen nach einem kurzen Lauf von den Uferbewohnern selbst schon vergessen sind. Erst wenn sich ihre Gewässer vermengt haben, erhält sie im fürstlichen Schloßhof zu Donaueschingen, in eine Art von

Brunnen gefaßt, ihren stolzen Namen, den sie nun vor aller Welt trägt.

Nach dieser kümmerlichen Kindheit wallt sie ziemlich langweilig und unbeachtet, und gelangt erst mit dem Eintritt in Bayern zu dem ihr gebührenden Ansehen. Von Ulm ab wird sie schiffbar.

Der geniale König Ludwig der Erste von Bayern, wie man ihn oft nennen hört, hatte neben vielen anderen ihm wohl nur allein großartig scheinenden Planen, auch den sich angeeignet, eine Idee Kaiser Karls des Großen auszuführen. Er wollte, um dem Handel in Deutschand das mittelalterliche Gewicht wieder zu verschaffen, Donau und Main durch einen Kanal verbinden. Aber die Idee realisirte sich nur halb; das heißt, der Kanal wurde zwar fertig, jedoch nicht benutzt, weil inzwischen, die von dem König nicht vorhergesehenen Eisenbahnen, bereitwillig die Vermittlung des Handelverkehres übernahmen. Man spricht jetzt davon, den Kanal künstlich zu versanden, und wo jetzt sein schmutziges Wasser sich zu langweilen scheint, Eisenschienen zu legen, die sich besser rentiren werden.

Auch eine andere Idee führte derselbe kunstliebende König aus, um die Donauufer interessant zu machen. Hier sollte nach seiner Meinung einem höhern Interesse gedient werden, als dem Handel und Wandel.

Es wurden zwei Stätten von ihm gegründet; Prachtdenkmale, um den Patriotismus der Deutschen zu ent-

flammen; Hallen, die schon beim Eintritt jedem von uns zurufen: Sei stolz darauf, ein Deutscher zu sein; bist du es, in dem Grade den Wir anerkennen, so wird dein Name hier in Erz eingegraben und noch mehr! du hast sogar die Hoffnung, daß deine Büste daneben aufgestellt wird!

Dann eine zweite Halle, dort, wo der schon erwähnte Kanal beginnt, die in der deutschen Brust das Andenken an irgend welche glorreiche Siege wachrufen soll.

Auch diese Unternehmungen, so schön und kostspielig sie sind, erreichten nicht ihren Zweck. Diese Poesie verfing nicht bei dem Volke.

Bei den massenhaften Volksversammlungen, wo Alle keine Kosten scheuen, ihre eigentlichen Geschäfte, ihren Broderwerb auf Wochen einstellen und auf weiten Strecken zum Stelldichein sich begeben, ist es Niemand eingefallen, das patriotische Hochgefühl dadurch zu begeistern, daß man Walhalla oder die Siegeshalle an der Donau zum Versammlungsorte erwähle.

Ja, ist es nicht noch auffallender, daß die beiden sogenannten Parteien der Fortschrittler und der Patrioten in Bayern, noch niemals auf den Einfall geriethen, sich in der bayerischen Ruhmeshalle in München, mit dem Standbilde der Bavaria, zusammen zu finden, um über das Wohl des Vaterlandes zu berathen, sondern immer nur ein Wirthshaus und im Sommer einen Bierkeller sich erkiesen?

So blieben denn die Versuche des Königs, die Gestade der Donau den nationalen Zeitbestrebungen näher zu bringen, erfolglos, und der großmüthige Ludwig, der in seinem Testament die Walhalla der deutschen Nation vermachte, wird sich voraussichtlich ebenso verrechnet haben. Das Schicksal dieser großartigen Bauwerke, zu deren Erhaltung weder die Fürsten noch das Volk die Beisteuer leisten werden, dürfte vielleicht dasselbe sein, als es dereinst anderen, wiewohl viel unbedeutern Ausgeburten der Laune eines Fürsten zu Theil wurde: zum Beispiel dem Sonnentempel in der Eremitage zu Bayreuth, die noch hie und da von einem fahrenden Touristen in flüchtigen Augenschein genommen werden.

Die Donau fließt in ihrer Apathie ruhig fort, bis sie die Kaiserstadt par excellence erreicht und hier ein Volk sich in ihr spiegeln und baden läßt, das immer lachte, wenn Europa weint; das in sich verliebt war und sich hielt, wenn der Bürgerkrieg zu entbrennen drohte; eine Welt der Lust und der fetten Küche, der Schelmenliedlein und der ungezügelten Genüsse, während einer in schweren Kämpfen ringenden strengen Zeit. Ein Volk, das dem Karren des Thespis huldigt und ihm fortwährend theuere Opfer bringt und erst dann vor den unausbleiblichen Schranken anhalten wird, wo die jungen Panther, die es ausgebrütet und gehegt hat, mit aufgehobenen Tatzen es in Empfang nehmen werden.

Wir wollen uns inzwischen mit dem herrlichen

Dome von Regensburg begnügen. Hier erblicken wir ein Denkmal, das nicht einer dünkelvollen Macht sein Dasein verdankt, und statt neugieriger Touristen, fromme Beter zu allen Stunden anzieht. Dort an der linken Seite des Chors, wo jeden Morgen die frischen Blumen gestreut sind, ist die Ruhestätte des frommen Bischofs Wittmann, der in der hochleuchtenden Reihe, seiner berühmten Vorgänger, einen so hervorragenden Platz durch die zwar nicht glänzenden, aber großen und tiefen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes einzunehmen berufen war.

Dritter Brief.

Wien. Das „junge Deutschland." Mazzini. Der Graf Henri de Rochefort. Der „politische Materialismus." Oesterreichs Lage. Graf Montezuma und das Reich der Kaziken.

So hab ich denn vor der Hand der großen, der eigentlichen Donau, den Abschied gegeben, um ihr vielleicht später wieder, etwa im Prater, einen flüchtigen Besuch abzustatten und mich der Stadt zugewendet.

Dies legt es mir an's Herz, den früher nur obenhin angedeuteten Grad der Bildung und Gesittung in Wien selbst mir näher zu betrachten und daraus die Erfolge zu bemessen, die es auf den öffentlichen Stapelplätzen haben konnte.

Wie steht es überhaupt um die Civilisation der großen Städte, wo die Werkstätten der Bildung, von allen Blasbälgen des Fortschritts in glühendster Thätigkeit erhalten werden? So lautet die Vorfrage, die ich mir stelle.

Sollte die schnöde Behauptung sich bewähren, daß

die Civilisation nicht ansteckend sei, weil Diejenigen, welche dem Heerde derselben am Nächsten stehen, am Wenigsten von ihrem Einflusse verspüren?

Wir wollen sehen. — Ich bitte Dich mir die Beschreibung meines letzten Wiener Lebenslaufs zu gestatten, dabei aber mich früherer, länger andauernder, zu erinnern.

Ich war am frühen Morgen aufgestanden, hatte einigen intimen Freunden meine Karte gesandt und um die Stunde bitten lassen, ihnen meinen Besuch abzustatten; dann warf ich mich in einen Fiaker, um mir das neue Wien zu betrachten, das ich bereits seit fünfzig Jahren oft besuchte, vor etwa sechs Jahren zum letzten Male sah, und während dieser kurzen Frist, in seinem Aeußern, großmächtig verändert fand.

Man hat oft schon vergleichsweise einen großen Staat ohne wirkliche Macht, einen Staat auf thönernen Füßen nennen hören; mit gleichem Rechte kann man von dem neuen Wien sagen, es sei eine große Anhäufung von colossalen Gebäuden auf gläsernem Fußgestell.

Alle diese schweren Wuchten mit Balconen und Terrassen, von Karyatiden stämmigster Construction getragen, aus festen Steinen in übereinander gethürmten Stockwerken erhoben, ruhen in friedlicher Zuversicht auf immensen Glaskasten, denen man höchstens das

Vertrauen schenken kann, den glänzenden Tand, der sie füllt, gegen Staub und Schmutz zu bewahren.

Wie anders stellte sich das alte Wien, mit seinen bombenfesten Gewölben dar, die den Namen allen Magazinen jeder Art, in den Erdgeschossen, verliehen hatten!

Für jetzt darf Wien noch ein ungeheurer Bauplatz genannt werden; so viel ist noch im Bau begriffen, trotz dem was als schon fertig den Fremden überrascht, und noch mehr soll in Planen, Entwürfen und Ueberschlägen bereit liegen.

Für die Circulation der freien Ideen ist durch die Presse gehörig gesorgt; für die Circulation der Flaneurs und Gamins breite Straßen mit gläsernen Schaukasten; für die unberufenen Volksversammlungen und Aufläufe große Plätze!

So hat der moderne Staat sich an der Oberfläche der Hauptstadt schon sehr stattlich herausgeputzt.

Es imponirt, was man sieht. Alles ist in der Erfindung hochtrabend, prunkvoll, massenhaft und zum Theil in der Bearbeitung des Materials vollendet und dennoch macht es nicht den Eindruck, den die Meisterwerke der Baukunst sonst in uns erwecken.

Hier bleiben wir kalt und finden, daß die alten Modelle, die dem neuen Architecten wohl vorschwebten, verunstaltet von ihm wiedergegeben wurden und daß,

was er aus sich geschöpft und erfunden, als Gegensatz des wirklich Schönen und Würdigen erscheint.

Alles tritt verworren, unregelmäßig, nicht als eine nothwendige Geburt der Zeit, durch ihren Charakter bedingt, vor uns. Es schmeckt zu sehr nach einer über Nacht zugefallenen Erbschaft, die der Parvenü mit Hast verpufft, um sich prahlend hervorzuthun.

Was ich sah, so schwerfällig es war, zerstäubte und verrann. Es sagte mir nichts. Ich mußte immer und immer wieder an einen Börsenspeculanten denken, der plötzlich überreich geworden und den Großen in seiner Manier spielt, indem er Diners und Soirees gibt, mit feinen Delicatessen seine Gäste vollstopft, und sie dennoch vollständig leer entläßt, weil er ihnen nichts zu sagen weiß als Das, was in dem Kurszettel gestanden hat.

Das hat keine Geschichte und wird keine haben; weder der Parvenü der Börse, noch die neue Stadt Wien, die auch nichts weiter ist. Die Stephanskirche und die alte Kaiserliche Hofburg sind nicht mehr an der rechten Stelle; hier in Wien werden sie höchstens, in einer vielleicht nicht gar zu fernen Zeit, wie ein nichtiges Curiosum betrachtet werden, das vordem einmal eine Bedeutung hatte.

Jedes der neuen großen Häuser ist eine Karavanserei; eine ungeheure Herberge, die Alles aufnimmt, aber Niemand wird im Gedächtniß behalten, wer sie einst mit ihm bewohnte.

Da hielt mein Fiaker und deutete mit der Peitsche vor sich hin.

Es war das neue Hofoperntheater.

Man hat es richtig begriffen, daß bei diesen „Kunsttempeln“ modernsten Schlages, der verschwenderischeste Glanz zur Nothwendigkeit geworden ist. Ganz abgesehen davon, ob das, was sie spielen, sich damit verträgt, es erfordert, es verdient; so verlangt es gebieterisch das äußere Ansehen, das bei dem jetzt herrschenden öffentlichen Gesundheitszustand in Kunstsachen nur durch eine übermäßige Prachtfülle erreicht werden kann. Den kleinern Theatern ist hierin das Wetteifern nicht möglich und sie müssen sich entschließen bis zu einer Stufe hinabzusteigen, wo sie Das für die dramatische Kunst werden, was der Fiaker für ein edles Pferd ist. Der Sammelplatz aller Unreinigkeit, eine Abdeckerei.

Wie ich so weiter fuhr, fielen mir die entgegengesetzten Wege ein, die von den jugendlichen Weltreformern in den verschiedenen Ländern Europas eingeschlagen wurden, um weiter zu kommen.

Unser junges Deutschland griff seine Sache damit an, in Roman und Vers dem Bestehenden in sehr ernster Weise auf den Leib zu rücken. Es hatte den Muth sich allen ihm drohenden Verfolgungen auszusetzen und Einiges davon sogar auszustehen. Ob es den Glauben besaß, etwas Großes mit seinem Unter-

fangen zu erreichen, mag dahin gestellt bleiben. Es genügte ihm ein augenblickliches Interesse zu erregen; ein Buch herauszugeben, von dem die alltägliche Blätterkritik Notiz nahm und das einmal gelesen, nicht wieder in die Hand genommen wurde. Es war eine Schriftstellereitelkeit. Nichts weiter.

Die jungen Umstürzler jenseits des Rheins und der Alpen griffen die Sachen anders an. Hier gesellte sich zur Eitelkeit ein heißeres Blut. Was bei uns verstockt und versteint war, brachten sie, durch der Umstände Gewalt begünstigt, leichter in Fluß.

Mazzini begann mit der Theaterkritik. Er stimmte darin mit Richard Wagner überein, daß er sich zum musikalischen Reformator aufwarf. In seinen Scritti letterari erschienen seine Ergüsse, die es beweisen sollten, daß bis zu seiner Epoche eigentlich die Musik nicht existirte.

„Was man bisher mit diesem Namen belegt hatte," war nach ihm: „nichts als eine Folge von Tönen, die nach einem willkürlichen Canon aneinander gereiht wurden, der allen natürlichen Gesetzen widersprach. Die sogenannten großen Componisten waren nichts als trafficanti di note. Es fehlte denselben die Weihe einer ewigen Glaubensmacht, die Taufe einer Mission.

Weiter heißt es bei ihm:

Musik ist die Algebra der Seele, durch welche die Menschheit lebt.

Musik ist der Wohlgeruch des Weltalls.

Musik ist der Glaube einer Welt, deren Poesie nichts als höchste Philosophie ist.

Melodie ist die Individualität; Harmonie der sociale Gedanke.

Der Musik gebührt in der Zukunft ein sehr ausgedehnter Beistand der wiedergenesenen Gesellschaft. Der Musik muß das Antragsrecht zu einem Gedanken übertragen werden, den die anderen Künste nach und nach weiter bilden und auszuführen haben werden.

Die Zukunftsmusik wird die zwei Fundamentalsätze zusammenfassen: Individualität und Gedanke — Gott und der Mensch.“ —

Du hast genug an diesen Pröbchen, die ich Dir aus meinen Aufzeichnungen hier abschreibe; denn Mazzini's Schriften führe ich nicht mit, wie Du Dir wohl denken kannst.

Wie weit es dieser genuesische Advocat, der keine Clienten hatte, seit diesen schriftstellerischen Anfängen gebracht hat, weiß die Welt. Es war ein gewaltiger Sprung, von dem Standpunkt eines musikalischen Reformators, bis zu einem — wenn auch unglaubwürdigen — Schöpfer einer neuen politischen Ordnung, zu einem Wiederhersteller der tief gesunkenen Gesellschaft, zu dem Erfinder einer, der Menschheit besser anstehenden, verbesserten Religion. Die Scritti letterari geben hinlänglichen Aufschluß über den Charakter dieses „nega-

tiven Advocaten," wie ihn seine Landsleute selbst einst genannt haben, die auch auf seinen maßlos schwülstigen Styl ihr bezeichnendes Wort Ribombo anwenden. Indeß ist er da; er lebt als unüberwundener, beständiger Verschwörer, als ein literarischer Masaniello, der gefährlicher ist als der Masaniello der Gasse.

Ein Seitenstück zu Mazzini bietet mir der Graf Henri de Rochefort, der das vor ihm voraus hat, daß er de vieille souche ist und niemals eines Andern, sondern nur sein eigener Advocat sein wollte, und auch, gegen Mazzini gehalten, sich wie eine Miniature zu einer gouache verhält. Oel wäre zu viel.

Der Pariser Graf strebte anfangs nur darnach ein Held des Boulevard zu werden. Er war ganz und gar, was wir einen Spaßvogel nennen, ein Balddortbaldhier; boshaft, nicht sowohl kritisch als tadelsüchtig; dem, was ihm nicht gefiel, spritzte er Dinte in's Gesicht.

Von den Tugenden eines Demokraten reinsten Wassers bemerkte man aber noch nichts an ihm. Er ließ sich Monsieur le comte tituliren; blickte mit unverholener Geringschätzung auf Andere, spottete ebenso über das arme Menschengeschlecht und sah Gott wie eine Erfindung an, die dem Herrn Grafen Stoff zum Lachen gibt. Das sind aber noch keine demokratischen Tugenden. Der ernsthafte, wahrhafte Demokrat ist und schreibt auch anders.

Was er mit seinem Treiben erreichte, war der

wohlfeile Erfolg, nur eben für einen Spaßvogel der kleinen Tagespresse zu gelten. Einen literarischen Ruf bei denkenden, gebildeten Lesern zu erreichen, das durfte er sich nicht einfallen lassen.

Aber Du mußt ihn kennen lernen, wie er in jener Zeit war.

Ein Mensch ermordet einige öffentliche Buhldirnen, mit dem Rasiermesser, um sie zu berauben. Rochefort vertheidigt ihn brillant. Hätte der Mörder ein Redetalent, sagt er, so würde er den Richtern den Beweis geführt haben, daß er nur darin gefehlt, einen Theil der weiblichen pariser Bevölkerung, der an einem gefährlichen Absturz sich befand, statt durch ermahnendes Zureden, durch ein Rasiermesser aufzuhalten.

Als großer Kunstfreund geht Rochefort zu der Versteigerung eines berühmten Thiermalers. Er möchte ein theueres Bild erstehen, seien es Schafe, wiederkäuende Ochsen, gleichviel! Und dafür wollte er bereitwillig seine Seele dem Teufel verkaufen. Er bat Satan, er möge sich gefälligst zu ihm bemühen, um über den Handel sich mit ihm zu verständigen. Aber Satan kam nicht. Rochefort glaubt deßwegen, weil die große Anzahl ähnlicher Geschäfte, die der Böse im Mittelalter eingegangen, nicht besonders lucrativ für ihn gewesen sei; denn schon lange hört man nicht mehr, daß er Jemand seine Seele abgekauft habe. Der Herr Graf behielt seine Seele, allein

seine Mittel erlaubten ihm nicht, auch nur die kleinste Skizze des Malers zu erwerben.

Er nennt die Zeit klassisch, da die Mörder auf der Landstraße, ohne List anzuwenden, sich auf die Vorübergehenden stürzten und schnell mit ihnen fertig wurden. Einen, der seine Frau heimlich ermordete; eine Frau, die ihrem Manne statt Zucker Vitriolsäure in den Kaffe schüttete, durfte man schon als exceptionelle Wesen betrachten.

„Ha! wie weit sind wir auch hierin schon vorgeschritten!“ ruft er aus.

Das war das erste Zischen der jungen Schlange. Jede Woche ein paarmal. Und immer spaßhaft und demokratisch dabei, mit beiläufigen ganz allerliebsten Gotteslästerungen, im Dienste der Freiheit und von der Eitelkeit erfüllt, daß sein Geist Alles überrage. Es ist als gewiß anzunehmen, daß ihm sein Geist noch mehr gefalle, als das Vieh auf den Bildern jenes Malers, von denen er keines für sich erstehen konnte.

Warum sollte ein Demokrat nicht von seinem eigenen Werth erfüllt sein?

Diese Verehrung seiner selbst führte den armen Grafen später zu dem Ergebniß, nicht nur schöne Gemälde um jeden Preis zu erhandeln, sondern auch en Seigneur zu leben und es in den Wind zu schlagen, zehn, zwanzigtausend Franken für Preßvergehen zu zahlen, so oft er dazu verurtheilt wurde.

Er wuchs, wurde groß und ernst, trotzdem er stets für die Leser eine lächerliche Seite behielt.

Mazzini, der mit regierenden Häuptern, wie früher mit Componisten umsprang; Rochefort, der eine Laterne anzündete, die Frankreich in Flammen zu setzen drohte.

Und unser junges Deutschland, dessen gewaltig sich stellende, schreibselige Stimmführer endlich froh waren, auf die Bretter zu flüchten, die die Welt nur bedeuten, um hier als Dramaturgen, Directoren, technische Leiter, Intendanten, einen Unterschlupf zu finden, dessen Krönung der Titel eines Generalintendanten oder Generaldirectors bildet. —

Hiermit wäre ich zu meinem Ausgange gelangt. Meine Gedankenreihe begann sich zu entwickeln, als der Fiaker auf das Wiener Opernthеater mit der Peitsche hinwies. —

Aber noch Eines bleibt mir beizufügen.

Zwischen dem Jahre 1830 und Jetzt waltet ein mächtiger Unterschied. Leider sind wir in der That weiter gekommen. Das bedarf keiner nähern Erörterung.

Dann aber muß man bedenken, daß aus den kleinlichen damaligen Verhältnissen bei uns, aus den Redeübungen in den abonnirten Gesellschaften, „Museum" geheißen; aus keuschen Träumern, aus den Gamins der holperigen Pflaster in kleinen und kleinsten Städt-

chen, aus den Begabtern, in denen sich eine Welt der Zukunft poetisch gestalten wollte, denen die Wirklichkeit zu einer wunderseltsamen Erscheinung ward, keine gewaltigen Volkstribunen über Nacht erstehen.

Das waren gewiß sehr brave Männer, aber schlechte Musikanten, wie Clemens Brentano sagte.

Es erweckt mir noch immer eine schmerzliche Erinnerung, wenn ich eines Abgeordneten zur Frankfurter Nationalversammlung gedenke, eines jungen Schullehrers, der jedesmal die Absätze in seiner Rede mit den Worten anhub: „Nun wohlan denn!“ und eines andern guten Bekannten, der mir bei der ersten Begegnung vor der Pauls-Kirche entgegenrief: „Ist es nicht wie ein romantischer Traum, der uns hier zusammenführt?“

Leider war das Erwachen trübselig genug.

Und die Anderen drüben, die sich in den Strudel unbesonnen stürzten, die Alles zu wagen sich berechtigt glaubten, weil sie eigentlich nichts dabei wagten und zu eigener Verwunderung sich emporgehoben fühlten, zur Sonne der Volksgunst, zu Reichthum und Glück.

Sie hatten nur zuzugreifen in das sie umwogende Leben, in die Verhältnisse der Gesellschaft, in welcher sie lebten, in das wüste Treiben, das in den engen, stinkenden Quartieren der Großstadt sich ihnen darbot. Sie war Werkstätte und Stoff zu ihren Arbeiten. Hierdurch nimmt oft das Oberflächliche eine tiefere Fär-

bung an. Was sie zu Tage förderten, war nicht die Frucht einsamen Nachdenkens. Es war nicht in einem Stübchen ausgeheckt worden, dessen Fenster in den Hof sehen und die Armseligkeit der Umgebung nie aus dem Gesicht entschwinden läßt.

Die Anderen von drüben haben Alles selbst erlebt, selbst gehandelt.

Wollten sie die Sinnlichkeit geißeln, so hatten sie erst gestern eine üppige Nacht, eine Orgie mit durchschwelgt. Sollte es dem Luxus gelten, so durften sie die Augen nur im eigenen Zimmer umherschweifen lassen.

Ich bitte Dich, nicht zu vergessen, daß ich hier von einer frühern Periode spreche. Seitdem ist auch bei uns ein lebhafter Umschwung zu Tage getreten, ein im Vergleich großartiges Emporstreben aus jener Beengung. Das ist, trotz aller Verirrungen und Anmaßungen, nicht wegzuläugnen.

Die Wechselwirkung, die sich aber zwischen uns und Jenen zur Zeit bemerkbar macht, vermag jedoch nicht den getrübten Ausblick zu erhellen.

Wien.

Wir sind von der Zukunft durch eine tiefe Kluft getrennt.

Von unbedeutenden Dingen nicht zu sprechen, die mögen im alten Plunder ruhen wie vergessene Moden.

Ich möchte aber nur das erwähnen, was uns täglich ernährte; von dem unser ganzes Dasein erfüllt wurde; was uns aneiferte, unsern erbitterten Widerspruch oder unsere begeisterte Zustimmung hervor zu rufen.

Wie der Blitz in ein schönes Haus fährt und ihm plötzlich das dunkle Kolorit einer Ruine verleiht, so erscheinen die Wirkungen der Ereignisse von 1866 auf die heutige Gesellschaft.

Alles, was früher bestand, Legitimität, Aristokratie, Religion, Sitte, Künste, hat die Kluft verschlungen. Es ist Alles verwittert, nichts in der Gegenwart wird es zurückrufen, es in der frühern Weise wieder herzustellen vermögen. Und wenn die Revolutionsarbeit Alles vollbracht haben wird, so wird man nur auf Trümmern stehen und vergebens auf die Posaune der Auferstehung warten.

Alsdann wird man erst die wahre Bedeutung des Fortschritts erkennen, den man die unendliche Vervollkommnung der Menschheit nannte.

Man wird die Wirkungen vor Augen sehen, die er auf das Gesammtleben, auf Sitten, übliche Gewohnheiten, auf Redlichkeit und wahrhafte Bildung ausübte, und wird ihm wenig zu danken haben.

Nur das Eine wird man ihm zugestehen müssen, daß er seine Apostel zur Herrschaft gelangen und ihre Devise zur Wahrheit werden ließ: „Uns gehörst du an,

Volk, denn in uns ist die Herrlichkeit des Fortschritts verkörpert."

Diese Bestrebungen einer Menge von zum Theil gebildeten und begabten Männern nach einem und demselben Ziele, der allmächtigen Herrschaft über die Massen, hatten bei'm Beginn die verschiedenartigsten Elemente unter sich verbunden. Das konnte nicht von langer Dauer sein; es mußte sich klären. Aber wie?

Man griff zur politischen Maskerade, zur Verstellung, die nun tropfenweis in das Räderwerk der Staatsmaschine eindrang.

Die Sucht Minister zu werden entbrannte und damit gelangte die Revolutionsidee zur Herrschaft, zur Macht. Von jetzt an war die Arena geöffnet.

Eisen und Blut, diplomatische Künste, bezahlte Presse, standen den neuen Gewaltigen zu Gebot. Sie herrschten und konnten ihre Wurzeln um so tiefer schlagen, weil sie den revolutionären Geist mit dem Deckmantel der Monarchie umgaben.

Hier haben wir den realen Inhalt unsers modernen Lebens; darum das uns umtosende Geschrei, welches aus den Kreisen der socialen Bewegung erschallt und den politischen Fanatismus wach ruft, der in der unbeschränkten Presse seinen Wiederhall findet und sie zur Nothwendigkeit macht. Wer es läugnen wollte, der müßte mit geschlossenen Augen und zugestopften Ohren dahinleben.

Die Lenker des Ganzen, vom Minister bis zum Volkstribun, gründen auf diese allein richtige Erkenntniß der Lage ihr Ansehen und ihre Macht.

Auch in anderen Zeitläufen hat es Regierungen gegeben, die mehr oder minder despotische Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft ergriffen. Diese gingen jedoch mit mehr Aufrichtigkeit zu Werk. Sie benannten nicht das Joch, das sie dem Volke auflegten: Fortschritt und Freiheit. Sie proclamirten nicht die Lüge als Wahrheit und ihre Niederlagen als Siege.

Metternich kokettirte niemals mit der Republik, er verhehlte keinen Augenblick, während seines langen Regiments, seinen Despotismus. Heute zieht die regierende Macht an der Spitze der Factionen mit einem goldenen Zauberstabe einher und leitet sie in die Klüfte der politischen Hölle.

Für den offenen Despotismus zu feig, der bei den bestehenden Verfassungen auch nicht ausführbar wäre, begnügt sich das neue System damit, gegen Meinungen zu kreuzen und in Bezug auf Religion, Moral, Freiheit, mit sich handeln zu lassen.

Deutschland, an das ich hier zuerst denke, mußte solcherweise zu einem Bazar werden, wo alle intellectuellen Dinge ihr Ellenmaß und ihren festen Tarif erhalten sollen.

Die Lüge ist lebendig geworden und wandelt unter

uns. Der die Kette schmiedet, führt die Freiheit im Munde.

Das aber ist nicht, wie man glauben machen will, die Folge der schweren Ereignisse, die seit 1789 sich aufeinander über Europa ergossen haben. Es ist nicht etwa aus einem errungenen großen Siege hervorgegangen, sondern es hat seinen Ursprung in der Schwäche, die sich anmaßt, während einer schwierigen Epoche die Zügel der Staaten zu ergreifen; ferner in der Unwissenheit und in einem brennenden Epikurismus, der sich in eine verstellte Mäßigung hüllt und einstweilen mit einem Schaukelsystem sich begnügt, bis ein großer Moment eine Chance sicher gestellt haben wird.

Hierin liegt die Unmoral unserer Zustände.

Indem man der Tugend alle Hoffnungen raubte, enthob man das Verbrechen den Gewissensbissen. Nichts soll fortan bestehen als die Macht, gleichviel von welcher Seite.

Und Das nennen sie freiheitliche Errungenschaften und brüsten sich mit dem Fortschritt!

Die Monarchie, gleichbedeutend mit dem Inbegriff aller Ehre und Loyalität; die repräsentative Staatsform, welche die Oeffentlichkeit bedingt und garantirt, wie sollten die sich mit der Handhabung einer Regierung in Verbindung denken lassen, die versteckt nur die Schande einer allgemeinen Knechtschaft im Schilde

führt und über die von ihr zugemessene Freiheit stets ein zuwartendes Auge behält.

Für das, was wir um uns sich zutragen sehen und was sich an Namen knüpft, die ich Dir nicht aufzuzählen brauche, weil Du sie kennst, von den größten bis zu den kleinsten hinab, besitzen die Franzosen längst schon die Bezeichnung *le Ministreïalisme*. Das Wort hat seine Definition zwar noch nicht im Dictionnaire de l'académie erhalten, allein desto gründlicher durch die Verwüstungen, die es in der Gesellschaft anrichtet. Ich würde als deutsche Uebersetzung oder vielmehr Umschreibung der französischen Bezeichnung, „politischer Materialismus" vorschlagen.

Das Gegentheil davon wäre:

Alles in Liebe zu dem angestammten Fürsten zu vereinigen und damit die Achtung vor den bestehenden politischen Institutionen, für den Cultus des Monarchismus vor Allem zu befestigen. Das wäre gewiß würdiger und reicher an Segen, als die Massen aufzuwiegeln, die sich um die jeweiligen Träger der Macht tumultuarisch drängen, welche sie dann — wann sie sich ihrer Natur und den Umständen nach etwas unbequem machen, mit Hilfe der Polizei und wenn das nicht auslangt, der Soldaten, zu Paaren treiben.

Ein solches Regiment, wenn es so von den Ministern ausgeübt wird, kann nicht begeistern und zu ruhmwürdigen Thaten anfeuern.

Einer der wichtigsten Grundpfeiler der für jetzt bestehenden Macht ist wo anders zu suchen, als in der Begeisterung, die zu ruhmwürdigen Thaten antreibt. Diese Forderung klänge unserer Prosa der Gegenwart gar zu poetisch und würde belacht. Ihr gilt die öffentliche Meinung als Schirm und Hort. Diese muß sie für sich haben und die Thaten werden ihren Fortgang finden und wenn auch nicht begeistern und zu hohem Ruhme gelangen, doch auch von Schimpf und Spott befreit bleiben, während Diejenigen damit reichlich bedacht werden, die das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen wissen.

Die öffentliche Meinung wird durch die Presse des Tages vermittelt. Sie ist ihr Organ und von unberechenbarem Einfluß. Die Redacteure beherrschen die Massen und ihre Vorsorge geht darauf aus, daß die öffentliche Meinung aus allen Poren der Gesellschaft gleichmäßig dringe, eine zu weit schweifende Imagination in bestimmte Gränzen gehalten werde und der gesunde Menschenverstand — ein in der That ordinärer Patron, den ein Jeder nach dem ihm zustehenden Maaße als Trinkbruder Abends in seiner Kneipe findet — zu seinem ausschließlichen Rechte gelange.

Zerlegen wir einmal diese öffentliche Meinung in ihre Elemente.

Die Verfassung setzt die Freiheit der Presse; diese

die Publicität; diese endlich die öffentliche Meinung. Das ist die natürlich sich bildende Aufeinanderfolge.

Was aber wird daraus, wenn diese Elemente in ihrer Quelle und noch mehr in der Anwendung verderbt, durch sich selbst umgestoßen, unbrauchbar geworden sind?

Die repräsentative Regierungsform hat alsdann statt der öffentlichen Meinung ein Chaos zur Basis. Taufe man es, wenn man will, die Majorität. Erreiche man diese durch Zwang oder Gold, gleichviel! Eine öffentliche Meinung im wahren Sinn wird dennoch niemals an den Tag treten. Was wir in Zeitungen und Broschüren zu lesen bekommen, sind immer nur Parteiansichten, wenn sie selbst ihre Unabhängigkeit so viel als möglich sich bewahrten.

Sollte die ganze, die wahrhafte, durch nichts beeinträchtigte, von keiner Seite beeinflußte öffentliche Meinung zu einer gegebenen Zeit im Stande sein, alle Hindernisse zu überwinden, alle Dämme zu durchbrechen, so müßte ein ungeheuerer Skandal daraus entstehen, aus dem zugleich ein ernstes Gericht sich entwickelte.

Die politische Schande würde vor dem Volke, auf offenem Markte ausgestellt; die Mittel wären enthüllt, die angewendet wurden; der heillose Erfolg, der Alles in Grund und Boden verderben konnte.

Heuchler und Schmeichler, die sich zwischen den Monarchen und das Volk eindrängten und Beiden den freien Blick entzogen. In zweiter Reihe die List und der

Trug der Schnapphähne, die sich um die Träger der Gewalt drängten und bei dem Anbruch der verhängnißvollen Stunde noch etwas für sich erhofften, obgleich der Götze und sein Altar schon umgestürzt waren. Hier die Leute von der Feder, dort andere in der unnahbaren Stellung der Redner auf der Tribüne.

Aber diese ganze zahlreiche Gruppe, die sich sammt und sonders vermessen hatte mit der öffentlichen Meinung ihr Spiel zu treiben, die es unternahm, sie nach ihrem Bedürfniß zu schaffen, oder sich dünkte von jedem Urtheil Anderer unerreichbar zu sein, jetzt vor dem Volke an den Pranger ausgestellt, von der wirklichen, unabhängigen, unbeschränkten Meinung gerichtet; sie würde sich vergeblich nach einem Vertheidiger umschauen.

Einstweilen ist es noch nicht so weit. Die Machthaber dürfen noch immer den Staat, in welchem sie wirthschaften, für einen Ball ansehen, den das Glück ihnen zuwarf, damit ihr Eigennutz mit ihm spiele. Darin ist das große Freiheitssystem der Menschenbeglückung enthalten, das unter dem Schutze der lebendigen Theilnahme der Partei, an der vollständigen Zerstörung der Staaten fortarbeitet.

Ein alter redseliger Bürgersmann, den ich gestern im Prater beim Kaffee an einem Tische allein sitzend fand, äußerte sich, indem wir über das Vorstehende unsere Ansicht ausgetauscht hatten:

Wenn der Teufel einen Plan ausgebrütet hätte, unser liebes Vaterland zu Grunde zu richten, so könnte er es nicht geschickter angreifen als Die. Alles muß hin werden. Die rohe, unbändige Jugend muß bei Zeiten im Fortschritt ausgebildet werden und ihre früheren Lehrer übersehen und auspfeifen. In dem Maaße, wie diese Ausbildung wächst, wird sich Alles zu einem verfeinerten Unglauben hinneigen. Neue Schriften, die Irrthümer verbreiten, dürfen nicht widerlegt werden. Ihr Einfluß, so zerstörend er sei, soll durch nichts gehemmt werden. Der übermäßige Stolz der Herren von Oben verlangt, daß die von ihnen eingesetzten Beamten jede Gewaltthätigkeit zur größern Ehre des modernen Staats ausüben dürfen. Wer dagegen mukst, ist ein reactionärer Jacobiner. Gott der Ordnung und des Friedens sei uns gnädig! —

Ich erschrecke, wenn ich heute den langen Brief überschaue, den ich gestern Abend an Dich schrieb, und dennoch setze ich mich an den Schreibtisch, nicht um ihn zu siegeln, sondern um daran weiter zu schreiben. Ich habe noch gar viel auf dem Herzen. Es wird immer nur skizzenhaft bleiben, denn mit einer zusammenhängenden Ausführung will ich Dich verschonen. Das müßte ein dickes Buch werden. —

Der bedeutendste Fehler unserer Zeit liegt darin,

daß sie zur Lösung social-politischer Fragen nicht geeignet ist. Ihr Charakter ist zu wandelbar, um ein Ding andauernd zu wollen. In der Politik läßt sich nur dadurch Dasjenige mit Bestand ausführen, was man schon lange gewollt hat.

Die, so zu sagen, improvisirten Neuerungen sind stets vom Uebel. Die Zeit soll und muß gleichen Schritt mit den wirklichen Bedürfnissen des Volkes einhalten, um das Neue zu rechtfertigen. Die zu schaffenden Institutionen müssen lange in dem Bewußtsein des Volkes herangereift sein, ehe sie Bestand erhalten.

Das will nichts sagen, daß man proclamirt, wir sind ein neues Volk, das neue Aufwallungen empfindet und dadurch auch neue Bedürfnisse hat.

Diese Aufwallungen, diese Bedürfnisse finde ich jetzt nur befriedigt durch die Börse und ihre Lotterieanlehen. Entweder spielt das Volk hier wirklich mit, oder es ist ihm ein Platz im Parterre vorbehalten, wo es mit lüstern begierlichen Augen dem Spektakel zusieht.

Ich schaue mich um in Wien. Gibt es denn nicht andere Aufwallungen und Bedürfnisse, als das Börsenspiel?

Wie habe ich es übersehen können! Die Industrie zeigt sich mir im vollsten Lichte, auch sie ist eine „allzeit Mehrerin" des nationalen Reichthums, die

auch dem Aermsten den Weg bahnt, sich aus dem Elend emporzuraffen.

Aber ist dies wirklich der Fall?

Der Schwindel des Ehrgeizes, der die Gesellschaft ergriffen hat, wird mir zu einem optischen Glase, das die hochgepriesenen Gegenstände verkleinert.

Da sich alle Schichten untereinander verirrten und keine Gliederung mehr besteht, kann von relativer Opulenz nicht mehr die Rede sein. Für Alle wird mit gleichem Maaße gemessen. Wer mit Nichts anfängt, will über Nacht reich werden wie sein Nachbar, der ein großes Vermögen einsetzt. So beginnt ein anhaltender Wettlauf der Nebenbuhler, den das Glück oft begünstigt.

Dann aber zeigt sich's, daß Einer, der zehntausend Gulden jährlich erübrigt, kaum damit ausreicht, weil Luxus und Opulenz seine Bedürfnisse vermehrt haben. Er hoffte nach so und so viel Jahren sich zurückziehen und ausruhen zu dürfen. Er sieht sich getäuscht. Es war ein Wahn. Er arbeitet, rennt, schwitzt heut mehr als sonst. Seine Livreebedienten, die der Luxus ihm zu halten auferlegt, schlafen ungestört; er jedoch liegt wachend auf weichem Lager und überdenkt und berechnet neue Unternehmungen, damit er die Dienerschaft ernähren und standesgemäß ausstaffiren könne. Der Luxus ist nicht mehr der Ueberfluß, sondern die Forderung der Nothwendigkeit. Das Ueberflüssige ist gegenwärtig schon das Nöthigste geworden. Eine reiche

Dienerschaft, ein Stadthaus und eine Villa, Pferde und Wagen und dann erst noch das Brod. So ist die heutige Gesellschaft. Ich erlaube mir den trivialen Gemeinplatz: Umgekehrt würde ein Schuh daraus. Er erscheint mir passend.

Man hatte sich sehr getäuscht zu glauben, daß der hohe Grad der Entwickelung und Ausbreitung der Industrie der Gesellschaft zu Gute komme. Man wollte darin nicht nur eine Vermehrung des Nationalwohlstands erblicken, sondern auch eine Beruhigung der Gemüther, indem sie die Gedanken auf eine den ganzen Menschen in Anspruch nehmende Thätigkeit hinlenkte und zugleich den Sinn für eine bestimmte Ordnung erweckte.

Wir wissen jetzt genau, was die Bevölkerungen der großen industriellen Werkstätten nach dieser Seite hin geleistet haben, und was sie noch leisten werden, unterliegt keinem Zweifel.

Darin gipfelt der wahre Fortschritt des Jahrhunderts. —

Die Zünfte und Innungen sind aufgelöst, die unbeschränkte Gewerbefreiheit mußte darauf folgen und die sociale Bewegung gerieth in Fluß.

Die Arbeiter wollen von dem Drucke des Kapitals befreit sein; sie verlangen Verminderung der Arbeitszeit, Erhöhung des Lohnes, Beschränkung der reichen Klassen. Diese Idee beherrscht bereits das Leben des Volkes. Wieweit sie schon zur Ausführung gediehen,

zeigen uns die täglich sich erneuernden Thatsachen. Eine mächtige Koalition schürt hier, beschützt, fördert mit bedeutenden ihr zu Gebot stehenden Mitteln.

Ich will nicht verschweigen, daß in dem Allen bis zu einem gewissen Grade eine zu Grunde liegende berechtigte Ursache sich vorfindet; aber das bewegende Element ist eben doch nichts anders als die Selbstsucht, aus der die große Industrie sich entwickelte.

Die feudalen Kämpfe der frühern Zeit werden jetzt in Duodezformat, aber nur um so verderblicher fortgeführt. Handelsmann gegen Handelsmann; preist Einer seine Waare als „spottbillig" an, so bietet sie ein Hausirer aus: „spottbillig, zum Lachen." So auch die Handwerker gegen ihren Nachbar; eine Industrie gegen die andere, auf Tod und Leben. Endlich die Arbeiter gegen die Arbeitgeber.

Die industrielle Macht saugt allen Wohlstand auf und entzündet den Krieg Aller gegen Alle, nicht nur in einem Lande, sondern im Leben der Völker. Ich habe hier nur auf jene Erscheinung hinzuweisen, die man mit „Internationale Arbeiterverbindung" bezeichnet.

Das fortwährende Gegeneinanderkämpfen auch auf dem industriellen Gebiet ist das unerfreulichste Symptom in der Gegenwart; das Loos der Menschheit wird dadurch in Nichts gebessert. Die sich immer weiter und

weiter vergrößernde Entfaltung des Reichthums wäre selbst nicht zu beglückwünschen.

Man wird mir vorhalten, daß mein Urtheil zu einseitig ist, daß ich nicht auch das berücksichtige, was wir dem industriellen Aufschwunge verdanken.

Die Industrie ist eine Wissenschaft, ein Studium, ein Princip. Das habe ich ganz außer Acht gelassen.

In erste Reihe sind die unbestreitbar großen Erfindungen und Endeckungen zu setzen, die wir dem Studium und der Wissenschaft zuzuschreiben haben, aus welchen wir uns ein Princip aneignen.

Zum Beispiel: die Vervollkommnung der Schießwaffen, durch welche die Schlachten so schnell entschieden werden und der Friede wiederhergestellt wird.

Die mächtigen Maschinen, die den Orkanen und den Wellen trotzen; die Dampfkraft, die den Atlantischen mit dem stillen Ocean und das Mittelländische mit dem rothen Meere verbindet und jede räumliche Entfernung aufhebt; die eisernen Sklaven, deren sich der Ackerbau bedient, die der wohlthätige Dampf zur Arbeit treibt und dem Bauer das: „Im Schweiße deines Angesichts," erspart; die Aerzte, die sich der vollkommensten Werkzeuge bedienen und durch Mikroscop, Stetoscop, Chemie in die Natur unserer Organe einen erweiterten Einblick erlangten; dies sind nur zu geringstem Theil die großen Errungenschaften, die mir eben einfielen, weil sie am nächsten lagen. Der Genius des Fortschritts hat sie geschaffen und sie der

Beherrschung Aller überlassen. Es ist der Ausdruck der modernen Civilisation, die den Menschen höher, freier und unabhängiger nach jeder Richtung hin werden läßt.

Leider kann ich die erleuchtete Befriedigung, die aus diesem Erguß sich kund gibt, nicht theilen.

Die Vervollkommnung der Waffen, durch die edeln Menschenfreunde Dreyse und Chassepot, hat nicht verhindern können, daß die Schlachten ebenso mörderisch bleiben wie vor ihrer Zeit, und wenn allenfalls durch sie dem Kriege ein schnelleres Ende gemacht wurde, so war es wohl nur, weil der Gegner in Bezug auf die Waffen noch in zu großem Nachtheil sich befand. Ist das gehoben, so wird der Kampf auch nicht mehr in einer Schlacht entschieden sein. Die ausgiebigeren Mordgewehre haben bewiesen was sie können. Wie viele Tausend junger Christen, gesund von Fleisch und Bein, liegen auf den Feldern Sebastopol, Solferino, Magenta, Mentana, Schleswig-Holstein, Königgrätz! Sie haben die Wege nach China und Japan bahnen helfen; schöne, große und kleine Städte von Grund aus zerstört und mit den naturgemäßen Erdbeben einen in den Erfolgen nicht zu unterschätzenden Wettkampf bestanden. In Summa: sie haben Throne umgestoßen, das geheiligte Recht verletzt und dafür das Recht des Stärkern den Völkern gepredigt.

Nachdem ich mit dieser kriegerischen Seite der In-

dustrie, den Hinterladern, den großen Stahlgußkanonen, die bei den internationalen Ausstellungen zum Bewundern ausgestellt werden und „bang machen" sollen, fertig bin, ohne daß es mir möglich war, einen der Menschheit nützlichen Zweck darin zu entdecken, will ich mich mit meinen Fragen an einzelne Gruppen wenden, die friedliche Gewerbe treiben.

Die Fabrikanten antworten: die Ueberfruchtung der Production, die maßlose Konkurrenz, die Ansprüche der Arbeiter, die Furcht vor einem Krieg, das sind beängstigende Zustände.

Die Kaufleute klagen: Ob auch die örtlichen Entfernungen verschwinden und der Handel den Erdball umfaßt, so mache sich eine größere Entfernung von der alten Redlichkeit in Handel und Wandel dafür geltend, die keine Schienen und Kabel vermitteln können.

Aber die Bauern, die sind ja doch offenbar im Vortheil mit ihren ackernden, säenden, dreschenden Dampfmaschinen. Höre sie selbst!

„Wir haben sonst gerne den Pflug geführt, eingedenk des himmlischen Ausspruchs: „Im Schweiße deines Angesichts." Wir fanden unser Glück darin, dem Gebote Gottes und der Kirche zu dienen. Jetzt halten wir zwar weniger Knechte und Mägde, denen geht es aber nunmehr schlimmer, als da sie bei uns dienten. Sie laufen in die Städte und ergreifen dort Das, was sich ihnen darbieten will.

Sie werden Hausknechte, Bediente, Schenkwirthe, Kellnerinnen und noch Anderes. Trunksucht, Unsittlichkeit, Habsucht, Neid, Gottlosigkeit, allgemeines Elend sind, mit nur wenig Ausnahmen, die Früchte."

Der Dampf, der die eisernen Sklaven bewegt, wird niemals den Segen des christlichen Schweißes ersetzen. In diesem ist ein Lebensprincip enthalten, von dem die Chemie nichts weiß.

Und erst in Tagen der Angst und Noth, wenn die vervollkommneten Waffen ihr ernstes Spiel beginnen; dann werden die eisernen Sklaven nicht für jene Arme einstehen, die ehemals den geliebten Boden der Heimath, Scholle für Scholle, vertheidigten.

Wo der Glaube untergraben wird und zum Theil schon erstickt wurde, kann die Bemühung nicht gelingen, durch alle nur immer möglichen Entdeckungen und Erfindungen eine vollständig umgewandelte Ordnung der Dinge zu erzeugen, und statt Befriedigung nur Klagen erwecken.

Der Götze, den der heillose Fortschritt verehrt, ist ein Knauser, der seine Gläubiger prellt. Man errichte ihm noch so viel Altäre, von Bonzen umgeben, die für Alle den größten Wohlstand und die uneingeschränkteste Freiheit und Macht prophezeihen, die täglich, ja stündlich einen neuen Fortschritt in ihr Register eintragen; was hilft's? Das Volk merkt nichts davon, die Zeiten werden immer schlimmer.

Nur der vergnügliche Fortschritt, besonders der in der Fähigkeit der erleichterten Ortsveränderung, kann nicht geläugnet werden. Er führt dazu, den Menschen den Besuch fortschrittlicher Versammlungen mit ihren mannichfaltig arrangirten Festlichkeiten und Genüssen zu vermitteln. —

Ich habe Dir meine Meinung, wie sie sich mir im Angesicht des Wiener Tohu=Bohu erschloß, offen ausgesprochen. Allein ich bin deshalb doch kein starrköpfiger Reactionär. Ich möchte als solcher Dir nicht erscheinen.

Der wirklich vorhandene, überall sichtbare Uebergang zur Erneuerung kann nicht geläugnet und noch weniger gehemmt werden. Auch sehe ich nicht in Allem was geschieht und die zerstörenden Ideen um sich greifen läßt, die Schuld von Aufwieglern.

Es kennt den Gang der Natur und der Geschichte nur sehr oberflächlich, er ist, nach Liebig, nur als ein Spaziergänger an ihren Gränzen zu betrachten, wer da glaubt, daß einzelne Menschen, oder die durch sie verbreiteten Ideen, die große Umgestaltung der Staaten und der Gesellschaft auf die Dauer bewirken können.

Was man neue Ideen nennt, ist nur das geistige, dem Bewußtsein übergebene Band dessen, was schon früher in der Wirklichkeit, in tausend Verhältnissen da war und das Thun und Treiben der Menschen beherrschte, ohne daß sie sich dessen bewußt waren. Diese

Verhältnisse zu kennen, dies Treiben zu ergründen und dabei zu ermitteln, inwiefern mit Besonnenheit dem Andrängen der Zeit zu entsprechen sei, ohne daß die geweckten Kräfte vernichtend auf die Ruhe der Staaten wirken, dies ist die große Aufgabe, zu deren Lösung das Zauberwort noch Keiner gefunden hat.

Nicht nur Oesterreich — ganz Europa ist schwer erkrankt. Mit dem Medikastern kann die Krankheit nicht gehoben werden. Das muß ja selbst Denen klar geworden sein, die ihre homöopathischen Arzneien in Portefeuilles aufbewahren.

Das furchtbarste Unglück für den edeln Menschen wäre, wenn er fort und fort das Schicksal seines Vaterlandes den finsteren Mächten des Zufalls preisgegeben sähe. Wenn die Hoffnung in ihm erlösche, daß im Geiste seines Volkes, im Herzen seiner Mitbürger, die sichere Bürgschaft sich vorfände für Glück, Freiheit, Selbstständigkeit und Macht des Vaterlandes. — —

Aber nicht nur allein der Boden, den wir bewohnen, erhebt die Heimath zum Vaterlande; es gibt ein geistiges Land, wo unsere Sitten und Tugenden, wo unsere Seelen heimisch sind, und nur in so fern dieses Land mit der Heimath Eins wird, haben wir ein Vaterland.

Die Tyrannei, von welcher Seite sie komme und unter welchem Schilde sie verhängt werde, handelt mit verbundenen Augen, wenn sie das göttliche Licht,

das Anderen leuchtet, auszulöschen trachtet. Dies ist meine Ueberzeugung und diese theilen Alle, wenn sie das jetzige blinde Zerstörungswerk betrachten und sich ihm mit aller Kraft widersetzen. Ein solches Beginnen ist nicht revolutionär. —

Für Heute will ich schließen. Ich bin müde und habe so ziemlich mich ausgeschüttet. In's Breitere mich über diesen Gegenstand zu ergehen, verbietet mir die Gränze, die unser Briefwechsel uns vorschreibt.

Wenn der Engel, der mir die Gabe des Denkens erhält, dafür Sorge trägt, daß die vielfältigen fremden Erscheinungen mich nicht verwirren, so hoffe ich, Dir noch von hier einen Brief zu senden. Dann will ich den finstern Unmuth überwinden und mit vollem freudigen Herzen der Steiermark zueilen.

Wien.

Ich habe einer Sitzung im Reichsrath beigewohnt. Es war eine ruhige. Was die Redner sprachen, erläßt Du mir. Du bekommst es ja gedruckt zu lesen.

Giskra besitzt eine überwiegende Persönlichkeit. Ich sah ihn schon in Frankfurt. Damals wirkte die hohe, breitschultrige Gestalt, das jugendlich schöne Gesicht mit dem slavischen Ausdruck; vorspringende Jochbeine, breite Wangen und die eigenthümliche Oeffnung des Mundes, die zum Aussprechen des brz, wrbcz,

skrczk u. s. w. erfordert wird und zur Gewohnheit geworden ist. All das harmonirte recht gut und machte die Erscheinung schon an sich interessant.

Auf der Tribüne spricht Figur und Anstand sehr bedeutend mit.

Der witzige Detmold, der klein und bucklig war und niemals die Tribüne bestieg, sondern immer vom Sitze sprach, fragte mich einmal, als Gagern eben mit sonorer Stimme eine Rede vom Stapel ließ, die nicht sehr gedankenreich war:

„Glauben Sie wohl, daß Gagern den Präsidentenstuhl einnähme, wenn er wie Freudentheil aussähe?“

Das war ein unansehnliches, häßliches Männchen, das voll Lebendigkeit hin und her hüpfte, sich rieb und kratzte, sonst aber geistvoll und offen seine Meinung vortrug.

Er langweilte, man rief „zum Schlusse,“ wann er sprach; während man den schönen Kopf Gagerns, dessen breite Brauen das tiefliegende Auge beschatteten, ruhig anschaute und die wohllautende Rede dazu mit in den Kauf nahm.

Aber man ist auch hierin weiter gekommen. Ich fühle jeden Tag mehr, wie sehr ich zurückstehe; ich, der ich nicht von der ersten Kaiserwürde in Frankreich datire, sondern von dem Tage, an dem das Königthum von Gottes Gnaden das Schaffot bestieg. Großer Gott, ich ein Revenant des vorigen Jahrhunderts! Und die

Männer von 1813 todt und die von 1815; von 1830 verschollen, von 1840 überlebt, von 1848 nur noch athmend, und jetzt noch allein die von 1866 in vollster Blüthe der Lebenskraft, aufplatzend zur Fruchtbarkeit, aus der das Geschick der Welt heranreift.

Welche Sprünge! Mit der schrecklichen Dirne Empörung gehen sie um, als wären sie ihres Gleichen; sie leiten sie bei der Hand auf die Wege, die sie ihr schon im Voraus gebahnt hatten.

Wie unerschütterlich im Eifer, wie beharrlich im festen Muth, wie groß im Zorn, wie unerschöpflich an Kraft! Alle Tage schlagfertig.

Und die Presse, die dabei hilft, fördert, anbahnt, leitet und allen Geist der Gegenwart dem vorübergehenden Haufen zur Aetzung hinwirft.

Ein alter Junge von 1792 kann nichts mehr lernen und muß sich selbst das Zeugniß ausstellen, daß er unfähig sei, ein der Anerkennung werthes Urtheil darüber abzugeben. Allein es drängt ihn einige Ideen, die sich bei dem Lesen der Ideen Anderer in seinem Kopfe erzeugen, auch in seiner Weise zu erwähnen.

Mein Resumé lautet: Ein langer Leichenzug ist's; die in den Särgen liegen, wurden nicht durch Gebrechen und Krankheiten hingerafft, sondern durch die elektrische Entladung ihrer eigenen Staatsexperimente. Es ging ihnen wie dem Erfinder des Schießpulvers.

Treffend ist die Schilderung, welche Dr. Fischhof von der Lage entwirft:

Als Arzt sieht er die Minister wie ein Concilium medicum an dem Krankenbette des Kaiserstaates versammelt; nach den sich widersprechenden Gutachten, hat man den Eindruck, daß an der Genesung stark gezweifelt wird. In der That scheinen die Heilmethoden nunmehr erschöpft.

Dr. Fischhof beginnt bei dem partriarchalischen Despotismus Metternichs, geht dann zum Despotismus Bachs, einer seltsamen Mischung von Aufklärung und klerikalem Wesen, der das Konkordat abschloß und die Universitätsreform durchführte, und Dem Ungarn die Anfänge von Justiz und Verwaltung verdankt. Daran reiht er die historisch-politischen Individualitäten Goluchowskis, der die slavische Herrschaft an die Stelle der deutschen zu setzen versuchte. Hierauf den liberal deutschen Centralismus Schmerlings mit dem Motto: „Wir können (auf Ungarn) warten." Dann die Sistirungspolitik Belcredis, mit slavischem Uebergewicht, und endlich den Ausgleich mit Ungarn.

Die Erbitterung der Nationalitäten ist durch alle diese Experimente nur im steten Wachsen geblieben.

Jedes dieser Systeme sollte den Widerstand beseitigen und aus dem staatlichen Wirrsal erretten.

Ein einsichtsvoller Korrespondent des „Schwäbischen Mercur" fügt seinem Berichte hinzu:

„Wir wollen den schleunigen Zerfall Oesterreichs nicht prophezeihen; dieser Vorgang ist manchmal sehr chronischer Natur; auch kann's gelingen, durch das Heer, auf Kosten der Staatsgläubiger, das Reich noch einmal zusammenzuhalten, aber ein Blick auf die Schwierigkeiten Oesterreichs und die schon versuchten Rettungsmittel ist zur Orientirung manchmal nöthig."

Es hat an Volks-Arbeiter- und allen nur immer möglichen Zusammenkünften und Versammlungen nicht gefehlt, aber ich habe keine besucht. Mein berühmter Landsmann Hippel, weiland Bürgermeister von Königsberg, sagte: „Ich mag nicht zahme Thiere wild, und wilde zahm gemacht sehen, denn ich bin ein zu großer Freund der Natur."

Deshalb sehe ich mir auch keine Menagerie an, wo der Thierbändiger der Bestie seinen Kopf in den Rachen steckt.

Wie ein alter Papagei auf der Stange wollte ich aber nicht einschlafen. Im Wirbel und Strudel der großen Kaiserstadt gibt's Geschöpfe aller Art. Es ist wie ein See. Am Ufer die langbeinigen Reiher, die scharf zugespitzten Schnäbel gierig aufgesperrt; im Schilfe quakende Frösche, im Gestein sich aufblasende Kröten und Geier und Sturmmöven, die über dem Ganzen schweben.

In solchem Gemengsel sich zu isoliren, ist für mich Genuß. Man kann kalter Beobachter sein, denn man wird nicht hineingezogen, nicht davon berührt.

Das Getöse auf dem Fischmarkt von Sta. Lucia in Neapel, der Lärm des Boulevard du Temple störten mich niemals im Denken bei der Arbeit; aber im stillsten Winkelgäßchen einer kleinen Stadt brachte mich ein Gespräch, ein Zank, ein Handel, ein sich unterhaltendes Klatschpack vor meiner Stubenthür oder unter meinem Fenster „ganz aus dem Häusel," weil ich wider meinen Willen in Mitleidenschaft gezogen wurde.

In Wien war mein Sta. Lucia und mein Boulevard du Temple die Tagespresse. Sie bot mir die Unterhaltung für den letzten Tag meines Aufenthalts, den ich mit gleichgiltigen Visiten nicht verschlemmen wollte. Die meisten Freunde und alte Bekannte waren abwesend in der Sommerfrische, und die sehr kleine Anzahl neuer, die daheim geblieben war, hatte ich bereits gesehen.

Ich fand, daß die Wiener Zeitungen allen anderen gleichen. Der Vertrieb des Handels mit Gedanken geschieht jetzt überall auf gleiche Weise; ein Journal wie der Hoff'sche Malzextract; daran darf man sich nicht stoßen. Die Kunst zu schreiben ist auch eine Industrie geworden und die Befähigten verdienen mitunter bedeutend viel Geld. Im Verhältniß mehr als der Berliner Malz-

fabricant, der größere Auslagen bei seinem Trafic hat, als ein Blatt Papier und Dinte.

Daß man von einer Judenpresse spricht, finde ich nicht nur ungerecht, sondern abgeschmackt.

Das Gebäude stand fertig, noch ehe jüdische Baumeister dabei vorzugsweise mitwirkten. Der Plan war ohne Einmischung der Juden entworfen.

Die so weit vorgeschrittene Zeit kann es noch immer nicht lassen, ungeachtet ihrer hochgepriesenen wissenschaftlichen Aufklärung und Toleranz, die gleichen Bestrebungen der Juden zu verachten und wenn sie es vermöchten, zu unterdrücken.

Es ist erwiesen, daß noch immer mehr Christen als Juden in der Tagesliteratur ihre Beschäftigung suchen und daß jene — so unglaublich es erscheint — mit frecherer Gewalt gegen die Kirche Sturm laufen. Nicht sowohl gegen die „allein selig machende,“ die sie schon in den letzten Zuckungen wähnen, sondern auch gegen die andere, die diesen Vorzug nicht für sich in Anspruch nimmt.

Die Glaubenskraft des Mittelalters, wie die glücklichen Zeiten eines David und Salomo, sind für Juden und Christen längst verloren gegangen. Die Vermischung Beider hat nur bewirkt, daß der leichtsinnige Geist der Zeit durch den jüdischen Leichtsinn, der aus dem sichtbaren Verfall der Religiosität unter den Juden entsprang, jenen stärkenden Zufluß empfing, aus

dem sich Etwas erhob, was man als wohlthätige Frucht der Cultur betrachtet.

Das war das Schlußergebniß meiner mehrstündigen Studien der jüdischen Christenpresse, wie ich das Ding nennen möchte. —

Den Wienern bietet sie mannichfaltige Zerstreuung. An den ernsten, berichtenden, räsonnirenden, unterhaltenden Theil reihen sich die Ankündigungen.

Ausstellungen der Industrie, verbesserte Lampen, vervollkommnete Seife, unübertreffliche Locken und Chignons, Fortepiano, Harmonium, Pianino, unschuldige Heilmittel, chinesische Künstlichkeiten und wie viel Anderes noch, angenehm und nützlich für das Leben. Dazu die Diners, die Conzerte, die Bälle im Pariser Genre, wo die „Fiakermilly" irgend ein junger menschenfreundlicher Herr von hoher Geburt vor aller Welt am Arm führt, um die Lüderlichkeit in ihre Rechte wieder einzusetzen. Wo endlich ein viel genannter Staatsmann allerersten Ranges mit einer „Künstlerin" des Josephstädter Theaters neckische Unterhaltung pflegt über ihre beiderseitigen Mühen, Bestrebungen und Zwecke.

Bei meiner letzten Anwesenheit in Paris befand ich mich auf einem Familienball. Ein junger, hübscher Mann, mit einer ausgesprochenen Creolenphysiognomie

fiel mir auf, der keinen Tanz ausließ. Ich fragte nach seinem Namen.

Graf Montezuma, lautete die Antwort.

Mit Theilnahme fragte ich, ob er von dem alten Kaiser von Mexico abstamme. Es war nicht der Fall, sondern man hatte, als geschichtliche Erinnerung, den Namen willkürlich einer spanischen Familie ertheilt, die ihn jetzt noch führt.

So gleichgiltig mir dies war, so ward ich eine dadurch erregte Verstimmung nicht los.

Ich mußte an die altmexicanische Kazikenverfassung denken, über die sich bis jetzt der norddeutsche Bund noch nicht emporgeschwungen hat.

Unter dem Schutze des norddeutschen Bundes verhauchen die kleinen „constitutionellen Erb=Monarchiechen" ihr Dasein. Es stirbt so eben Schwarzburg=Rudolstadt an Diphteritis. Da gilt keine Schonung. Der Minister von Rudolstadt, ein Herr von Beltrab, früher ein preußischer Landrath, gehört seit 66 zu den entschiedensten Feinden Preußens, ohne die Dazwischenkunft der preußenfreundlichen Favoritin des Fürsten hätte damals das Rudolstädtische Contingent Front gegen Preußen gemacht. Uebrigens ist Beltrab entschiedener Katholik und sogar Jesuitenzögling! So steht's in der Zeitung für Norddeutschland.

Rudolstadt ist nicht im Stande die Bundesexigenz

zu zahlen, also Execution, Sequestration der Regierung und fort mit dem Jesuiten!

Nahe am Verenden steht eine andere „constitutionelle Erb-Monarchie," ein edler, alter Reußenzweig.

Auch ihm ist nicht zu helfen. —

Die tiefere Bedeutung, die in diesem naturgemäß erfolgenden Anheimfallen im norddeutschen Bund, und dem gleichzeitigen Auseinanderfallen des Kaiserstaates sich kund gibt, geht an den Wiener Massen vorüber und dient ihnen höchstens zu schlechten Witzen auf jenen.

Daß „deutsche Civilisation," wirkliche, von Wien aus nach dem fernen Osten verschleppt wurde, ist entschieden nicht wahr. Was sich davon dort vorfindet, wurde auf Reisen erworben, wo jeder nach seiner Weise sich aneignete, was ihm für sein Bedürfniß passend schien und für seinen eigenen Standpunkt erreichbar war. Begabte, tüchtige Männer geben davon Zeugniß in allen Bereichen des Wissens.

Die hier gemeint sind, stehen oft in der lebendigsten Wechselwirkung.

Indem sie dort im fernsten Osten jahrelang wirken, vermitteln sie uns die Früchte ihrer angestrengtesten Studien und eröffnen der europäischen Wissenschaft Bereiche, die uns ohne sie wohl für immer unzugänglich blieben.

Welcher Stoff wird dadurch dem großen Studium der vergleichenden Sprachenkunde zugeführt! Ich war ein oft beglückter Zeuge dieses Austausches gelehrten Wissens, ohne Spur von jeder Anmaßung.

Was ich kennen lernte, waren Briten und Deutsche. Vornehmlich treten — nach meiner Erfassung — die Württemberger hier stark hervor.

Es wäre unverzeihlich, wenn ich nicht sogleich den Namen eines noch jungen Mannes hersetzte, der mir in nächster Nähe wohnt und an dessen belehrender Unterhaltung, die meine besten Lobsprüche nicht erreichen, ich meine Freude hatte.

Ich nenne hier den an der Münchener Universität angestellten Professor Dr. Haug aus Württemberg, der weit über ein Jahrzehnt einer Braminenschule in Ostindien vorstand, und in diesem Augenblick mit ergiebigen Arbeiten über das Pehlwi der einschlägigen Literatur einen unschätzbaren Werth zugeführt hat.

Kaum erblickt er mich im Tambosi'schen Schatten — gleich ist er da, bei seinem Alten. „Ich lerne auch von Ihnen," sagte er freundlich. „Wir lernen Einer vom Andern!" — —

„In Frankreich verstehen sie das Ding besser," sagt Yorik zu Anfang seiner Sentimental journey. Ich behaupte, in Wien verstehen sie das Ding gar nicht. Sie wissen mit ihrer Bildung — was sie im

Allgemeinen darunter verstehen — selbst nichts Rechtes anzufangen.

Würde Wien, als solches, dazu mitgewirkt haben, so stünde aber deutsches Wesen in allen Beziehungen und Richtungen in anderer Achtung als jetzt im Osten der Monarchie selbst.

In frühern Jahren war es in Wien üblich, von den Ungarn die dümmsten Geschichten zu erzählen.

Die Antwort ist bekannt, die Einer einmal darauf gab: „Was kann man vom Ungar verlangen, hat er zum Nachbar hier den Türk und dort den Oesterreicher!"

Nirgend zeigt sich das Ideale, kein Funke von Poesie, kein Zartgefühl. Alles ist mit grobem Salz marinirt und dann den Liebhabern von der Gasse überlassen.

Es sind nicht mehr die alten Wiener, wie sie lebten und dachten, unter einem eisernen Gesetz. Die Macht ist jetzt zu einem willenlosen Vorsteher eines Club degradirt worden.

Da fallen mir Verse ein vom alten Wieland aus einem Märchen, das ich einst in meiner Jugend las. Ich will sie Dir hersetzen, indem ich mir eine kleine Variation erlaube:

Der Lust vergessen
Die Wiener nie,
Haben wohl Müh'

Doch gut zu essen;
Bau'n spat und früh
Sich luft'ge Schlösser,
Ausmalend sie.
Sind große Messer
Vom Wann? und Wie?
Hätten's gern besser,
Doch kriegen sie's nie. —

Morgen früh auf den Semmering!

Vierter Brief.

Von Gloggnitz bis Mürzzuschlag. Das patriarchalische Regiment. Sedlnizki. Die Studenten-Emeute. Kossuth. Das Frühstück auf dem Bela. Ein Gebirgsschütz. Versorgungsanstalten für arme Mädchen.

A. Eine Rückschau.

Mein Gemüth war finster, als ich meinen Leib der Eisenbahn übergab. Die alte gute Bekannte, die nur die „Kaiserstadt" hieß, die ich eben verlassen hatte, und wie ich glaubte auf Nimmerwiedersehen, war Ursache.

Als ich sie zum erstenmal besuchte, war sie mir liebenswürdig im Sichgehenlassen, wahrhaft großstädtisch erschienen. Es sind jetzt schon über fünfzig Jahre.

Ich hatte damals schon Berlin, Paris, Warschau kennen gelernt.

In Wien fand ich das alle Großstädte characterisirende Ganze wieder, aber dabei noch eine Beimischung, etwas ihm eigenthümlich, nur ihm allein angehöriges,

was mich anheimelte und für die Dauer des Aufenthaltes genügend fesselte, obgleich ich es nicht bei mir daheim hätte eingeschleppt sehen mögen.

Indem ich nun daran zurückdachte, hatte ich gehofft, daß die frische Morgenluft, außerhalb der Linie, den Menschen in mir auferwecken würde; aber der Teufel des Ingrimms wollte nicht von mir weichen.

Wann ich sonst — wie oft! — mit dem ordinären Lohnkutscher von Wien abreiste, so empfing mich schon bei der „Spinnerin am Kreuz" die Idylle. Grüne Wiesen, frische Quellen, Bäche, Häuser und Schlösser; ich streckte euch die Arme entgegen, ich durfte halten lassen wo ich nur wollte; Alles gehörte mir! Ich durfte Alles genießen, mir zum Aufenthalt wählen, wie der Kaiser, ein Minister, ein Banquier es nur vermochten.

Aber jetzt vermögen auch sie es nicht mehr. Die Eisenbahn hat es unmöglich gemacht.

Diesen Morgen kam aber noch mehr hinzu, was meinen Mißmuth vertiefte. Der Wind übte eine wahrhaft tyrannische Macht. Die Wolken streiften die Höhen, von den Bergen keine Spur, und hie und da durch das Nebelflattern — Nebelreißen heißt's in Wien — ein Fetzen von Anbau, ein Gesträuch, oder der tief gebeugte Wipfel eines Baumes sichtbar, in dem so herrlich ausgestatteten Boden der Steiermark. —

Ich duckte mich in die Ecke, zog mir den Pelzkragen über die Ohren und schloß die Augen. Wie lebend zog seit lang Entschwundenes an mir vorüber.

Ich erblickte mich, wie ich zum erstenmal nach Wien kam. Ich stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahr und hatte, nach der Beendigung des Krieges, etwa zwei Jahre bei meinen Verwandten in Breslau zugebracht.

Hier beschäftigte ich mich mit Sprach- und Literaturstudien, schrieb daneben in Hell's Abendzeitung und den Berliner Gesellschafter von Gubitz und hatte in Breslau zwei Festspiele, zur erstmaligen Feier der Schlacht bei Belle-Alliance und am Geburtstage Göthes, zur Aufführung gebracht, denen ein ein kleines Lustspiel „Der Großpapa" mit Beifall gefolgt war.

Dies bestimmte mich, mit einigen größern Sachen für die Bühne nach Wien zu gehen, um dort mein Heil, namentlich mit einer Bearbeitung nach dem Spanier Don Juan de la Matos Fragoso zu versuchen; weil gerade zu jener Zeit die spanischen Nachbildungen von dem Theatersecretär Schreivogel, der sich dabei West nannte, mit vielem Beifall aufgenommen worden waren. La vida es suenno von Calderon; El Desden con el desden von Moreto.

So kam ich denn nach Wien mit einem ausgiebigen Paß und anderen nöthigen Papieren und wurde sogleich auf die Polizei geführt. Ich hatte einen Regie-

rungspaß, der mich als Johann August Lewald, Privatgelehrter, evangelischer Konfession, bezeichnete. Auf die Frage um meine Subsistenzmittel, konnte ich mit einem Creditiv auf das berühmte Bankhaus Arnstein und Eskeles antworten und ein zweites Schreiben eines meiner Breslauer Vettern vorzeigen, das mich einer der ersten Großhandlungen Daniel Coith und Söhne empfahl, unter deren Adresse die Briefe für mich ankamen.

Das stellte vollkommen zufrieden und eine Aufenthaltserlaubniß auf eine nicht zu kurze Frist wurde mir ausgestellt — aber nicht eingehändigt. Einer von den Schreibern empfing sie mit der Weisung:

„Führen Sie den Herrn da zum Herrn Regierungsrath . . . . . Haben Sie nur die Güte zu folgen.“

In einem obern Stockwerke angekommen, durchschritten wir einen Corridor, in welchem Viele ihre Audienz erwarteten.

Auch ich mußte warten, während mein Führer in ein Zimmer ging und nach kurzer Zeit wieder da war, um mir zu melden, daß der Herr Regierungsrath, er war der Oberdirector der Polizei in höchst eigener Person, mich erwarte.

Ich war durch das Ceremoniell ein wenig unruhig geworden; beim Eintritt in das Zimmer mehrte sich dies Gefühl.

Hinter einer großen spanischen Wand aus Glas-

tafeln, wie wir sie jetzt an Schaufenstern haben, erblickte ich einen noch jungen, elegant gekleideten Herrn, der mich stehend empfing, dann meinem Begleiter winkte, mir einen Stuhl zu rücken und ihn hierauf sich entfernen hieß.

Er hatte das kurze Protokoll, das unten aufgenommen worden war, durchlesen, ging gleich auf meine literarischen Bestrebungen ein und freute sich ihres Gelingens, das er mir als ganz sicher vorhersagte. Dabei fragte er mich fein und gewandt über mein früheres Leben aus; aber immer wiederholte er, wie sehr es Wien zu statten käme, wenn ihm von draußen tüchtige Kräfte zuströmten.

Er stellte sich wirklich, als wenn ich — nach heutiger Redeweise — eine neue Aera dem Theater eröffnen würde.

Verdutzt verließ ich die Polizei. Das ganze Verfahren war so fremdartig und widersprach in Allem Dem, was man sich von der Wiener Polizei überall erzählte. —

Kaum war ich in meiner Wohnung auf dem Kohlmarkt, unweit der kaiserlichen Hofburg, um daran zu denken, wie ich mich am schicklichsten einrichten solle, als mir auch hier scheinbar der Zufall hilfreich entgegenkam.

Ein artiger Mann, der im Hause gekannt war und über den ich mich erkundigen konnte, stellte sich mir vor

und trug sich als Bediente und Commissionär an. Ich dingte ihn sogleich und er hatte bald mein volles Vertrauen sich erworben. Seine Geschäfte bei mir nahmen nur den Vormittag in Anspruch. Nachmittags ging er anderen nach, um die ich mich nicht zu bekümmern hatte. Er war sehr pünktlich in allen Besorgungen; bestellte meine Aufträge bei den Freunden, holte meine Briefe, trug sie zur Post, kurz, er wußte von allen Verbindungen, die ich unterhielt.

Da ereignet es sich einmal, daß ich das mit einem Freunde verabredete Stelldichein einzuhalten verhindert bin. Der Vormittag war zu Ende und ich sage meinem Bedienten, er möge noch am Nachmittag desselben Tages die Botschaft ausrichten.

Dessen konnte ich allerdings sicher sein, aber die mir darauf zu Theil werdende Ueberraschung wurde von mir nicht geahnet.

Ziemlich ernst fährt mich am andern Tag mein Freund an:

„Aber was fallt Ihnen denn ein, schickens mir einen Polizeimann auf's Bureau; die Anderen schaun mich an, ich weiß gar nit wie mir wird."

Als ich meinen Bedienten zur Rede stellte, daß er die Commission einem Andern übertragen, war die Sache bald gelöst. Mein Bediente war bei der Polizei angestellt und hatte Nachmittags sich wie gewöhnlich, seines Dienstes wegen, in die Amtstracht geworfen.

Ich entließ ihn auf der Stelle und nahm mir einen andern, der mir von einem harmlosen, unbeaufsichtigten Schauspieler empfohlen wurde. —

Wien hatte damals ein glattes, nobles Antlitz. Der gährende Schmutz war überall den Blicken entzogen.

Es mag auffallen, daß ich auch hier wieder mit der Außenseite beginne, wie sie sich in ihren Gebäuden ausdrückt. Aber es ist und bleibt ein charakteristisches Moment, über das man nicht hinaus kann.

Die sonst so sehr gerühmte ältere Wiener Civilbaukunst hatte ihre gewundenen Verbindungsgänge, die couloirs, ohne Zugluft und Licht und eine Reihe hintereinander liegender Höfe.

Der erste glänzte von Reinlichkeit, zeigte Brunnen und Zierpflanzen; der zweite enthielt Remisen und Ställe, im dritten waren die Wohnungen für die Dienstboten, den Herrn Kammerdiener, die Frau Kammerdienerin, die Kammerfrau der Dame vom Hause, den *chef d'office* oder den Koch, die Köchin nebst den „Kuchelmenschern" u. s. w.

Endlich im vierten waren Gänge, die zu den Abtritten führten, deren sich nur die Wenigsten bedienten, weil in jedem Schlafzimmer der noblern Valetaille ein Leibstuhl vorhanden war.

In diesem Bereiche roch es schon bedeutend schlecht und die leckere Außenseite war der Erinnerung entschwunden.

Nun kam aber noch der fünfte Hof, klein und von den Nachbarhäusern durch himmelhohe Mauern geschieden. Ein Zwinger für allen Unrath des ganzen Hauses, der jahrelang hier brütete und gohr. Hier wurde das Gemüse geputzt, das Geflügel geschlachtet und Alles hingeschüttet, was Augen und Nasen beleidigte!

Es klingt hart und für die heutige Gesellschaft als übertrieben, wenn ich diesen räumlichen Inhalt eines großen Bürgerhauses mit dem damaligen Leben vergleiche, in dem ich mich bewegte, mit dem „Obers," der crème der Gebildeten, mit der ich in nahen Beziehungen stand.

Man war nach Außen lustig und guter Dinge, nobel und prächtig, man sprach frei und zog los über Alles, obgleich man sich von Spähern und Angebern, Naderern und Spitzeln umgeben wußte. Man verspottete sie.

Aber in die fröhlichste Unterhaltung, im geschlossenen Kreise, mischte sich die Frage:

„Habt ihr's denn schon gehört? Vorige Nacht sind wieder dreißig nach Munkacz transportirt worden. Der und Der soll auch dabei sein."

Munkacz war berühmt wegen seiner unter dem Wasser liegenden Kerker.

Und wenn ich's noch näher haben wollte, durfte ich ja nur, während meines dreijährigen Aufenthalts in

Brünn, einen Spaziergang auf den Spielberg unternehmen, um einen lieben Freund, den Grafen St. Genois zu besuchen, der damals Kommandant des Spielbergs war; und über die, mitten auf dem Wege, der zur Höhe führte, liegenden Eisengitter schreitend, vernahm ich das Rasseln von schweren Fesseln, und wohl auch ein lautes Aufseufzen dazwischen. Das waren die „Staatsgefangenen," die armen, edeln Italiener, die vom Galgen zu dieser Existenz begnadigt vorden waren. Graf Silvio Pellico und Maroncelli! —

Die jungen Kavaliere besuchten die öffentlichen Bälle, bildeten eine Gasse und warfen ihre Klapphüte zwischen die Tanzenden, deren Stolpern ein unendliches Gewieher erweckte. —

Und ein junger Mann, Pächter einer adeligen Herrschaft, der zur Abrechnung in die Stadt gekommen war, wurde von Kavalieren zum Abendessen in einem Gasthof eingeladen, wo ich zu Nacht aß. Es war ein vollkommen schöner Mann, dessen Kinn und Mund ein prächtiger nußbrauner Bart zierte.

Die Herren Kavaliere wurden immer lustiger, setzten ihrem Gaste zu, bis daß er betrunken war und als ein paar Kellner hinzusprangen, um ihn in's Bett zu bringen, riefen die edeln Ritter lachend, sie wolltem ihrem Freunde den Liebesdienst schon selbst erzeigen.

Andern Tages fanden sich wieder Einige vom vori=

gen Abend zum Mittag ein. Von dem schönen jungen Mann war nichts zu sehen.

Er konnte sich auch nicht wohl sehen lassen, denn wie mir der Wirth „zum goldenen Hahnen" es selbst in's Ohr raunte, „haben die Herren dem frechen Burschen mit Gewalt den Bart abgeschnitten, und da er sich wehrte, sei er auch wohl arg zugerichtet worden. Es ist nämlich nur gewissen Truppengattungen erlaubt derlei Bärte sich wachsen zu lassen."

Hier sah ich den Wirth scharf an.

Der zuckte die Achsel, drehte sich auf dem Absatz um, ohne ein Wort zu sagen. —

Das war das patriarchalische Regiment vor fünfzig Jahren.

Im Jahr 1846 kam die „Europa" in andere Hände, nach Leipzig. Ich dachte daran, mir einen andern Wirkungskreis zu wählen.

Nachdem ich mit bewährten, einsichtsvollen Freunden Rath gepflogen, faßte ich den Plan, in Wien eine sogenannte Office correspondence in deutscher und französischer Sprache zu gründen.

Mitte November 1847 hatte ich die Vorarbeiten beschafft und langte mit den wichtigsten Empfehlungen in der Kaiserstadt an.

Damals war die alte Despotie, „das patriarchalische Regiment," nicht mehr vorhanden. Es herrschte ein Despot, der von einem Patriarchen nicht die Spur

zeigte, der Graf Sedlnizki, unumschränkt, vor dem sich Alles beugen mußte; von dem man sich erzählte, daß er an ihn gelangte kaiserliche Decrete in den Papierkorb warf, und daß er an ihn zu wiederholten malen gelangte Befehle nicht ausführte.

Das mag übertrieben sein; allein so viel ist gewiß, daß das herrschende System den unruhigen Bewegungen gegenüber, die sich überall zeigten, die strenge Ueberwachung und die dazu erforderliche Machtvollkommenheit in die Hände eines „Generalgewaltigers" legte, wie sonst bei den Russen Derjenige hieß, der von sich aus Spießruthen verhängen konnte, dessen strenger unbeugsamer Charakter nur dann die nöthige Bürgschaft leistete, wenn man seiner Handlungsweise keine Schranken setzte.

Man kann wohl denken, daß ich an diese Macht mich zu allererst empfohlen sehen mußte.

Ein regierender Herr hatte seinem bevollmächtigten Minister den Auftrag ertheilt, mich officiell dem Grafen Sedlnizki zu empfehlen — ich bemerke hier, daß es nicht der württembergische war, den ich während meines mehr als halbjährigen Wiener Aufenthaltes gar nicht kennen lernte.

Dann hatte ich eine recht warme schriftliche Empfehlung von meinem hohen Gönner, dem verstorbenen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, der dem

Grafen über mein Vorhaben eine umständliche Mittheilung machte.

Ich hielt schriftlich darum an, ihm meine Aufwartung machen zu dürfen. Er war bereits durch den Gesandten, an den ich empfohlen war, von meiner Anwesenheit unterrichtet und ließ mich schon auf den nächsten Tag bescheiden.

Aufrichtig gesagt, ich war neugierig den mächtigen Herrn Grafen von Angesicht kennen zu lernen.

Wie denkst Du ihn Dir wohl?

Groß, stolz, vornehme Haltung; ein ernster Czechenkopf mit festem durchdringenden Blick! —

Nachdem einige Herren mit Portefeuilles sich entfernt hatten, wurde ich eingeladen einzutreten.

Es war durchaus kein Empfangzimmer eines hohen Beamten, sondern ein mit Schränken, Büchern und Acten angefülltes Büreau. Vor seinem Arbeitstische, an den sich sein Rücken lehnte, stand ein kleiner unansehnlicher Mann, im blauen Ueberrock, bis an den Hals zugeknöpft; ein bleiches, nichtssagendes, altes, glattes Gesicht, dessen Stirne dünne, stark weißmelirte Haare glattgestrichen umgaben, das mich mit matten Augen beim Eintreten zu messen schien, dann schnell nach dem ihm dargereichten Empfehlungsbriefe des Fürsten von Fürstenberg griff und ohne mir ein Wort zu sagen, ihn zu lesen begann.

Da er in seiner anlehnenden Stellung stehend verharrte,

wurde auch ich nicht zum Sitzen eingeladen und diese Unhöflichkeit deutete mir zugleich an, daß man mich bald abzufertigen im Sinne habe.

Nachdem er das Schreiben durchflogen, sagte er — es waren die ersten Worte, die er an mich richtete:

„Sie sind also nach Wien gekommen, Ihre schmutzige Wäsche bei uns zu waschen?“ —

Meinen Unmuth verdeckte ich durch ein leichtes helles Auflachen, und antwortete rasch und ohne das geringste Ueberlegen:

„Ew. Excellenz bedienten sich so eben einer Redeweise, die bei uns, wo sie erfunden wurde, schon längst nicht mehr üblich ist. Es bestätigt mich in der Annahme, daß man in Wien in diesen Dingen wirklich rückständig ist. Zu den Zeiten des jungen Deutschland nannte die Tageskritik ein neues Buch von diesem oder jenem Lion der Presse „ein Ereigniß.“ Jetzt hat man die Abgeschmacktheit längst vergessen, aber gestern sagte mir noch ein gebildeter, junger Wiener: „ein neues Stück von Nestroy sei für Wien ein Ereigniß.“ Und angenommen, der Vergleich mit dem Reinigen der schmutzigen Wäsche wäre neu, ein pikanter Einfall Ew. Excellenz, der zum erstenmal auf mich losgespritzt würde: so müßte ich immer fragen, wie paßt er hierher? Hat Durchlaucht von Fürstenberg in dem Empfehlungsschreiben über meine Reinlichkeit ein Urtheil gefällt? In meinem Koffer, der auf der Mauth

geöffnet wurde, fand sich nichts Schmutziges vor. Nach entgegengesetzter Seite, würde eine Bedeutung eher gefunden werden: ich wäre nach Wien gekommen, um Ihre schmutzige Wäsche zu waschen; allein ich habe im Sinne nicht mit Seife, sondern nur mit Dinte zu arbeiten und stehe hier vor Ew. Excellenz, mir die Erlaubniß zu erwirken, Ihnen vor Allen mein Memoire und mein Programm zu geneigten Händen zu überreichen, um Ihre Zustimmung zu der Art und Weise zu erhalten, wie ich mein Werk in Thätigkeit zu setzen gedenke."

Während ich sprach, ruhete mein Blick auf dem Grafen, der mich starr mit seinen matten Augen fixirte. Kein Zug in seinem Gesichte verrieth, daß er ungeduldig werde. Ich hätte, glaub' ich, eine Stunde lang fortsprechen können. Ich fühlte die Geringschätzung, die darin lag, so stark, daß ich mich kaum bezwingen konnte.

Nachdem ich ihm die Papiere eingehändigt, verließ ich ihn rasch mit einer stummen Verbeugung. —

Ich suchte dann die anderen mir dargebotenen Wege einzuschlagen. Freiherr von A., der sich meiner mit Wärme annahm und der allabendlich von der Partie Metternichs war, sagte mir, daß der Fürst sich für mein Project interessire und mir den Rath ertheilen lasse, mich mit dem Hofrath Pilat, dem Redacteur des „Beobachter" in Beziehung zu setzen.

Ich that es alsbald und fand für meine Vorschläge und Anerbietungen das offenste Gehör.

Den kleinen, zugeknöpften Böhmen incommodirte ich während dieser Zeit nicht weiter.

Inzwischen munkelte man verstohlen von einer Camarilla-Emeute in der kaiserlichen Hofburg selbst.

Die auftauchenden Gerüchte von einer geheimen socialen Bewegung, die Kundgebungen in der Presse, die namentlich in „den Grenzboten" von Wien aus und zwar von tüchtigen Publizisten gespeist wurden, manches was in dem juridisch-politischen Verein vorkam: es sprach sich darin ein Etwas, ein bisher Unerhörtes aus.

Eine Opposition erhob ihr Haupt, nicht allzu kühn, aber auch nicht furchtsam.

Durch eine Anregung, die hier nicht näher bezeichnet wird, berief man einen kaiserlichen Familienrath, dem Metternich beiwohnte.

Man verlangte von ihm, daß er an seinem „System" Aenderungen vornehme, und der sich offenbarenden Zeitbewegung in etwas zugeständlich entgegenkomme.

Das hieß das Unmögliche verlangen. Metternich verstand nur so zu regieren, wenn die Zeit dieselbe blieb. Daß den Ausschreitungen Schranken entgegen gestellt werden konnten, diese Macht trauete er sich zu;

allein er war zu klug und zu ehrlich, etwas Anderes zu versprechen.

Eine Ehrlichkeit, über die man sich heute längst hinweggesetzt hat.

Da soll die heißblütige Erzherzogin Sophie, die sich mit Recht als die Mutter des künftigen Kaisers betrachtete, in heftiger Erregung aufspringend, ihren Stuhl dem Fürsten vor die Füße schleudernd, ausgerufen haben: „So stürzen Sie denn Alles in den Abgrund der Anarchie!"

Wer war dabei? So wurde sous cape erzählt; ich erzähle nach. Im Vorzimmer waren Lakaien und laut ging's her. — —

Von jetzt an kam allerlei Auffälliges.

Ein Drama „Agnes Sorel," das im Burgtheater gegeben wurde, brachte Tiraden, daß wir uns fragten, ob denn die Censur schlafe?

Man verlangte den Verfasser. Ein unbekannter Name, der einem Dorfrichter bei Wien angehörte.

Ich erhielt plötzlich eine Ladung vor den Polizei-Oberdirector Muth.

Herr Muth war Vorstand der Polizei in Brünn gewesen, als ich in den Jahren 18 bis 21 dort am Theater angestellt war. Wir waren mithin alte Bekannte.

Und so wurde ich auch von ihm empfangen.

Er erkundigte sich nach dem Gang meiner Anliegen und gab die Zusicherung, daß mir in Allem, was ich

literarisch unternehmen würde, kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. Dann stand er auf, klingelte und sagte zu dem eintretenden Schreiber, indem er meine Hand ergriff:

„Herr Lewald ist mein Freund, stellen Sie ihm eine Aufenthaltskarte auf jede von ihm beliebte Frist aus.“ — — —

Kurz darauf ruft mir Castelli beim Morgengruß auf der Straße entgegen:

„Weißt schon? Sie haben den Louis Philipp fortgejagt.“

Der Sturm brach los und Metternich war noch da.

Einige Tage darauf, es war an einem Sonntag, sitzen wir bei Bauernfeld, der im städtischen Landhaus wohnte, und empfangen von Viertelstunde zu Viertelstunde mündliche Depeschen, von der Studentenemeute im Universitätsgebäude, die eine jetzt längst verschollene Größe, Professor Hye, dirigirt.

Abends hält eine Fraction Studirender eine geheime Sitzung im Weißhappelschen Kaffeehaus auf der Jägerzeil.

Montag feiern die Arbeiter und ziehen Arm in Arm in langen Reihen über Graben und Kohlmarkt. Das Trottoir gehört ihnen.

In die Herrenstraße ist nicht vorzudringen; am Landhause geht's schon toll her.

In den „drei Laufern," an der Ecke des Kohlmarkts und der Herrenstraße, liegen zwei Herren, Cigarren im Munde, die mir zurufen, ich möge hinauf kommen. Es waren der badische und der bayerische Ministerresident.

Ueber mein ernstes Gesicht lachten sie.

Die Macht war ja noch in festen Händen. Metternich war noch da.

Um Mittag traf der erste Schuß einen Mann aus dem Volke.

Er wurde mit entblößter Wunde auf eine Bahre gelegt und durch die Straßen getragen. Ein unabsehbares Gefolge, das laut durcheinander schrie.

Die beiden Herren legten ihre Cigarren fort und wurden ernst; ich brauchte es nicht erst zu werden, denn ich hatte dergleichen schon oft erlebt.

Als ich von meinem Diner in „Stadt Frankfurt" nach Hause gehe, höre ich vom Mehlmarkt her wilden Lärm und Schüsse fallen.

An der rothen Thurmbastei ist das große Thor geschlossen; man wird mit der Laterne genau betrachtet und durch die Seitenpforte nur einzeln hinausgelassen.

In der Jägerzeil ist's ruhig. Ich gehe in's „Karltheater," wo gespielt wird.

Als wir das Theater verließen, sah's schon lebendiger aus.

Haufen wollten in die Stadt, aber die Ferdinandbrücke war abgesperrt.

Plötzlich erhebt sich Wien in strahlendem Lichterglanz über die schwarzen Mauern der Bastei. Alles drängt zur Brücke. Eine Militärperson zu Pferde beugt sich zum Volke und wiederholt stets die Worte: „Fürst Metternich hat abgedankt."

Mit Vivat und Hurrah wird geantwortet.

Brücke und Thor sind frei; Alles strömt in die erleuchtete Stadt.

In der Nähe der Burg, in der engen Hofstallburggasse ist's finster. Unter unsern Füßen klirren Glasscherben; als wir uns dem Ballhof nähern, wo Metternich residirte, waten wir förmlich darin.

Alles hier stumm, öd und wie ausgestorben. Wie man denken kann, gut besetzt, um jeden Angriff abzuhalten. Es wurde keiner versucht; das Volk war mit Dem zufrieden, was geschehen war, und dachte nicht an persönliche Rache.

Als Morgens sieben der intime Hausfreund des Fürsten, Herr von Hügel, dessen Blumenausstellung in Hiezing uns noch vor acht Tagen ein so friedliches Interesse geboten hatte, herbeieilte, um sich nach Metternichs Befinden zu erkundigen, sagte die Fürstin:

„Denken Sie, er hat sich gestern, sobald der gar zu

arge Lärm schwieg, in's Bett gelegt und schläft ruhig bis zu diesem Augenblick."

Dies hinderte jedoch nicht, daß ein paar Stunden darauf ein Reisewagen an einem unscheinbaren Seitenportale hielt, der einen „Herrn Müller" über Dresden nach London entführte.

Die Empörung blies und die alte Polizei war nach allen Winden zerstoben.

Wo Sedlnizky hingekommen? Wer weiß es. Es fragte, glaub' ich, Niemand nach ihm.

Inzwischen waren die zum Theil hohen Persönlichkeiten, welche das Ganze hervorgerufen hatten, sich bewußt geworden, daß die Dimensionen sich bald zu einer ungeahnten Größe zu steigern begannen.

Anfangs waren die Besen wohl bald gefunden, die auf zwei Beinen stehend, oben einen Kopf, mit Schürhacken und Wassereimern umherrannten, hier Lohe anfachten, dort Sündfluth verhängten.

Aber sie zu bannen, dazu fehlte das Wort.

Die unheilvollste Revolution war im Gange.

Die Wenigsten wußten, was sie eigentlich erlangen wollten.

Das Volk hatte dem politischen Leben gänzlich fern gestanden und was man heutzutag die „Fragen," die

„brennenden Fragen“ nennt, davon war damals noch nie die Rede gewesen.

Plötzlich wurde ein Schlagwort gefunden.

Man vereinigte sich darin: Wir müssen eine Constitution haben! Der Kaiser muß uns eine Constitution geben!

Der dachte sich Das, der Jenes dabei. Auf dem Lande verstanden sie darunter die Freiheit Laubstreu im Walde einsammeln zu dürfen, wie mir von einem Abgeordneten in Frankfurt allen Ernstes gesagt wurde.

Die Sorge der Anleiter und Treiber war darauf gerichtet, den Kaiser dahin zu bringen. Und zwar so schnell als möglich, ehe Zwischenereignisse den ganzen Spuk vereiteln könnten.

Man dachte daran den Kaiser zu überfallen und ihn mit sanfter Gewalt zu nöthigen, dem Volke seinen Willen zu thun.

Im Weißhappel'schen Kaffeehaus auf der Jägerzeil hielten Studenten Sitzung. Sie hatten sich genaue Kenntniß davon verschafft, daß man vom Kaiser-Josephplatze, durch die Bibliothek, leicht in das Innere der Burg eindringen könne. Sie waren entschlossen, jedem Widerstand thätlich zu begegnen und zum Kaiser gelangt, diesem ihre Forderung ernstlich an's Herz zu legen.

Einige aus der Versammlung, die dem Vorhaben nicht beistimmten, suchten mich auf, den sie schon längst

als ihren Freund kannten und ich bestärkte sie darin, sich von solchen Unternehmungen fern zu halten.

Ein ähnlicher Plan wurde von anderer Seite bis zu einem gewissen Grade ausgeführt.

Vom Michaelerplatze war ein Häuflein wirklich in die Burg eingedrungen und bis in die ersten Vorgemächer gelangt.

Hier mochte es wohl in einem Empfangsaal gewesen sein, wo ein begeisterter Freiheitsjünger, dessen Namen damals einen poetischen Klang hatte und jetzt in politischen Dingen oft genannt wird, sich auf die Stufen eines Thronsessels niederwarf, um mit Bleistift auf einem Papierwisch den engsten Rahmen einer Constitution für den Kaiserstaat zu entwerfen.

Neben ihm kauerte ein beliebter Theaterdichter, um ihm dabei zu leuchten. Ich kannte Beide persönlich.

Weiter gelangte die Sache aber nicht; vor den innern Zimmern war schon nöthige Vorkehrung getroffen.

Nach solchen finistern Anschlägen, wie benahmen sich die Wiener?

Ich habe hier die Geschichte vom Sonntag, Montag und Dienstag erzählt.

Mittwoch Mittag macht Kaiser Ferdinand eine Rundfahrt durch die Stadt. Alles war gut von Statten gegangen, da fällt's mit einem Mal einem Haufen ein, die Pferde auszuspannen und den kaiserlichen

Wagen in die nicht ferne Burg zu ziehen. Es geschah am Kohlmarkt, unter meinem Fenster.

Das war ein recht trübseliges Bild.

Der Kaiser erschrack so heftig, weil er wahrscheinlich sich einen Ueberfall dachte, daß er in sein gewöhnliches Uebel, einen kataleptischen Zustand, verfiel. Neben ihm stand die arme Kaiserin Anna Maria Pia, die mit erhobenen Händen die Menge beschwor, von ihrem Unternehmen abzulassen, und auf dem Vordersitze erblickte man, in unverrückter Stellung, den jungen Erzherzog Franz Joseph, das bleiche Gesicht mit glatt anliegenden Haaren, in der weißen Uniform, den Hut in der Hand. —

Am Abend desselben Tages wurde Kossuth ein Fackelzug gebracht und ich hörte seine Rede, die er von einem Balkone herab ertönen ließ und die mit den volltönendsten, in allen Revolutionen landläufigen Redensarten gespickt war, die begeistertsten Zurufe erhielt. — —

So drängten sich die disparatesten Begebnisse.

Nun sandten die verschiedenen Nationalitäten ihre Deputationen nach Wien. Das konnte nicht ausbleiben; es verstand sich von selbst. Allein wie stellte sich eine Nationalität, ein Volksstamm dar, der an der allgemeinen Bewegung theilnehmen, sein Wort mitsprechen und seine alten Rechte wahren, und neue für sich erhalten wollte?

Auf dem Platze dort sind es die Kroaten, die mit flatternden, über die Hosen herabhängenden Hemden und in ein langes, weites hellblaues Wamms gehüllt, mit einer rothen Zipfelmütze auf dem Kopfe, herumzotteln, indem sie einen ihrer Originaltänze ausführen.

Man fragt sich: weßhalb sind sie so lustig, oder wollen sie den Wienern einen Spaß vormachen?

Nicht weit davon strampfen auch die Ungarn in ihrer strammen Tracht ihren Tanz.

Außer einigen Gamins und gewöhnlichen Bummlern nimmt jedoch Niemand Notiz von diesen nationalen Erscheinungen, die geradezu unerklärlich für Zeit und Gelegenheit sind; über den Beginn der Umwälzung, über das Verständniß, das im Volke darüber herrschte, über die Männer, die sich dabei in erster Linie betheiligten, aber wohl Aufschluß zu geben vermögen.

Hören wir weiter!

Heute begegnet mir ein guter Bekannter, ein Italiener, dessen Name in der musikalischen Welt durch seinen Bruder guten Klang gewonnen hat.

Er ist sehr aufgeregt, offene, glühend rothe Brust, an dem Hut ein Stück Wachstuch befestigt, darauf das Wort „Italia“ in großen weißen Lettern.

Er packt mich am Arm und zieht mich zu einem Fiaker, wir steigen ein und fahren der großen Donau zu.

Auf meine Fragen schüttelt er den Kopf und sagt nichts, als: „Du wirst schon sehen."

Endlich wird gehalten. Wir steigen aus. Vor uns schnauft mit comprimirtem Athem der große Dampfer Bela.

Eine Ehrenwache aus Wiener Jugend steht unterm Gewehr. Ein Haufe Neugieriger, nicht allzugroß, harrt dessen, was kommt.

Trommelwirbel und die militärischen Honneurs.

Es ist Kossuth, dem es gilt.

Er geht die Front hinunter, wie ein inspicirender General und spricht zu den jungen Leuten einige Worte, die ihm mit „Eljen" antworten.

An seinem Arme hüpft tänzelnd eine junge Frau, die der Ehrenwache wie eine Königin zunickt.

Der Gefeierte begibt sich in's Schiff. Mehrere folgen, mein Italiener und ich sind dabei.

Im großen Saale ist eine lange Tafel gedeckt. An der einen Seite die Ungarn, an der andern Italiener, diese jedoch in minderer Zahl.

Reden, Toaste werden ausgetauscht, die auf eine innige Verknüpfung der beiderseitigen Interessen und auf die Losreißung vom deutschen Joche zielen.

Ein Kanonenschuß, der Bela beginnt sich zu regen.

Wer nicht nach Pesth mitwollte, mußte an's Ufer eilen.

Mein Italiener drückt mir die Hand, mit bedeutendem Blick zum Abschied.

Er begleitete den Helden des Tages Donau abwärts.

Ich rüstete mich bald darauf zur Abreise, obgleich sich mir zwei Gelegenheiten darboten, in Oesterreich zu bleiben.

Herr Gustav Heine, der Bruder des Dichters, ging damit um, sein Fremdenblatt zu gründen und machte mir ein wahrhaft nobles Anerbieten, wenn ich einen Theil der Redaction übernähme.

Zu gleicher Zeit schrieb mir Holtei von Graz, der Verleger der dortigen Zeitung, Herr Leykam, wolle mir die Redaction desselben anvertrauen.

Mein Beschluß nach Stuttgart zurückzukehren, war jedoch unwiederruflich gefaßt.

Auf der Post, im Begriff abzureisen, tritt mich Messenhauser an, um mir sein Trauerspiel „Catilina" in der ihm eigenen wunderschönen Handschrift zu übergeben und bittet, im jetzt günstigen Zeitpunkt, mich für die Aufführung zu verwenden.

Daneben wartet der junge Jellinek, der, während des politischen Drucks, in der Selbstverbannung in Berlin lebte und erst vor Kurzem voll Hoffnungen nach Wien geeilt war, um sein Theil an der Befreiung zu nehmen. Er brachte mir Grüße von dem Dr. Karl

Hock, der die Herausgabe einer „Constitutionellen Zeitung" begonnen hatte und mich auffordern ließ, ihm Artikel für das Feuilleton zu schicken.

Das Schicksal dieser Drei ist bekannt genug.

Karl Hock wurde Sectionschef, Freiherr, eine Autorität im Finanzfache und starb erst vor wenigen Monaten eines natürlichen Todes.

Messenhauser und Jellinek wurden im Stadtgraben standrechtlich erschossen. —

B. Zur Wirklichkeit im Waggon.

Ich war mit Italienern zusammengepfercht, einer von ihnen, den sie Signor Conte nannten, und der stets von seiner Vaterstadt Venedig und ihren Interessen sprach, saß mir gegenüber, die Aermel aufgestreift bis zum Ellenbogen, den braunen, breitkrämpigen Hut tief hinten in den Nacken geschoben, und mit den Händen gestikulirend, als wollte er mich bei jedem Wort anpacken. Er schimpfte auf Oesterreich. Die Anderen stimmten ein.

Als wir in Gloggnitz hielten, stieg ich aus und suchte mir einen andern Wagen. Ich wählte mir einen, aus welchem mich zwei Beine in grünen Strümpfen anlockten. Sie gehörten einem großen schönen Mann, in ächt steyrischer Gebirgstracht, was mir die grünen Strümpfe gleich verriethen, der seinen Jagdstutzen

an der Seite mit einem Arm umfing und gleich zusammenrückte, um dem alten Herrn den Platz neben sich anzubieten.

In der Wagenabtheilung saßen außer mir und dem Jäger ein Priester, der las, ein älterer Mann mit seiner Frau, die bleich aussah und leidend schien, und ein ziemlich geründetes Menschenkind, dessen Augen scharf hinter der Brille hervorschauten.

Mit diesem war mein steyerischer Nachbar in ein eifriges Gespräch begriffen, das schon lange gedauert haben mochte. Der Bebrillte hörte ihn lächelnd an, ohne ihm zu antworten.

„Jetzt magst mit Deiner Eisenbahn von Wien nach Petersburg reisen, das ist Dir erlaubt, aber Du mußt nur nit dabei vergessen, daß man nit per Eisenbahn in den Himmel kommt und daß kein Gas Dir dahin leuchtet. Dazu mußt Du eigene Flügerl haben; sonst kommst nun und nimmermehr hin.“

Der Bebrillte wandte sich zu mir:

„Der Mensch macht mir Spaß. Wir sehen uns zum erstenmal und er bedient sich des vertraulichen Du, als hätten wir schon ein Scheffel Salz mit einander gegessen.“ —

Der Steyerer lachte laut auf:

„Du machst ein Gesicht, daß Du mich erbarmst. Ich will Dir sagen, wie man's anstellen muß, um sich an den Werken unsers Herrn und Schöpfers zu erfreuen, um unserm Kopf die Sorgen abzunehmen, um uns mit

Herzenslust zum Tagwerk zu stärken. Geh! mach's wie ich. Steig mit mir hinauf in's Gebirg. Da gibt's Gamsen, Füchs, Adler, mitunter auch Wölf und Bären. Da ist's lustig. Edelweis und Speik wachsen dort auch und der starke Wind reinigt unsere Lungen vom Staub, den wir hier unten schlucken müssen. Bald hangt die Donnerwolk wie ein Leintuch vor Dir, Du steigst mitten durch auf den nächsten Steinblock und hupfst immer höcher in die Scharten und da hast Du die Wolk unter Dir und sie donnert und blitzt Dir grimmig nach und kann Dir doch nix Böses mehr anthun. Wenn Du das einmal angehört hast und den Sturm der dazu seinen Jodler pfeift, Du möchtest von der Musich der Deinigen nix mehr hören wollen. Und wann's Nacht wird, und Du durch den Gießbach mußt, über die Stein torkelst, die Dir unter die Füß wegrutschen, dann weißt Du, was es heißt ein Mann sein. Ueber Dir der Himmel mit all seinen Sternen, daran erkennst Du die Größe Gottes, entblößt dein Haupt und betest. Dann erscheint er Dir, und Du dankst ihm, daß er Dir Kraft und Muth und Gesundheit schenkt und deinen Stutzen und deinen Hund dazu."

Hier entstand ein Pause. Wir fuhren eben in den kühn angelegten, langen Tunnel, die „kalte Rinne" ein, wo das Getöse der Maschine jedes Einanderverstehen unmöglich machte. Bald darauf lag das freundliche Mürzzuschlag vor uns.

Unter einer Halle am Bahnhof war eine lange wohlservirte Tafel, mit einladenden Speisen und Getränken, die mit reinen Leintüchern, des Staubes und der Insekten wegen, zugedeckt war, die vor unseren Augen erst entfernt wurden, um uns den Anblick noch appetitlicher erscheinen zu lassen.

Hier wurde Rast gehalten und während man sich zur Weiterreise stärkte, griff das Gespräch wieder Platz.

Da der Gemsenjäger mit beiden Backen kaute, so nahm der Rundbauch mit der Brille die Gelegenheit wahr, seinen Gegner zu belehren. Er rechnete dabei auf des Steyerers crasse Unwissenheit und suchte seine Weisheit, nach der Mode, populär vorzutragen.

Zuerst sprach er von den Vorurtheilen, die im Volke wurzeln. Griff dann das Fasten und die Abstinenz an, während er dabei ganz unmenschlich in den Mund schob, endlich das Lächerliche, das überhaupt in jeder Enthaltsamkeit liege, die jeden naturgemäßen Trieb zu ersticken versuche. Das Alles entkeime blos der rohen und grausamen Berechnung der Pfaffen. Sie wollen das Volk hinfällig und krank erhalten, damit es recht oft in den Beichtstuhl einkehre und es so zu knechten.

Der Priester winkte dem Jäger, daß er nicht darauf antworten möge und der Mann mit der Brille hatte Raum, mit sehr verständlicher rother Prosa sich weiter vernehmen zu lassen, bis er zu dem Schlusse gelangt war: daß, wenn die Pfaffen sich nicht mit dem gesun-

den Menschenverstande verbänden, man die nächsten Mittel und Wege einschlagen würde, das Volk ihrer Gewalt zu entreißen, damit die wissenschaftliche Aufklärung und Freiheit allein und ohne sie die Herrschaft über den Geist des Volkes ausübe.

Hier wischte sich der Jäger den Mund, that einen herzhaften Schluck und lachte wie ein Schelm:

„Also Du, mit Deiner Aufklärung, wirst unser Herr sein, meinst Du? Und das nennst Du Freiheit? Du willst nit, daß wir Alle gleich, Kinder Gottes sein sollen, der uns auf das ewige Leben hingewiesen hat, und uns hier Prüfungen, Arbeit und auch Freuden zutheilt. Es gefallt Dir nit, daß ein Gamsjager das weiß und sich eben so klug halt, wie eppa Du. Ihr wellt allein 's Kommando führen, ihr gelehrte Herren, und wir Ungelehrten sollen robotten für euch. Das könnt euch schon gefallen, aber uns net. Und Ihr mögt's anstellen wie immer, Ihr bringt nix zu Stand. Sagt nur, der Priester muß aus der Schul weg, gut; die Kirchen sollen nur Sonntags offen sein oder ganz geschlossen bleiben, gut; die Klöster sollen Kasernen und Fabriken werden, auch gut; dazu magst Du die Macht haben. Aber Das, merk wohl auf! Eh Du's ausführst, schick mir Polizeidiener und Mannschaft und schärf ihnen ein: daß sie fein bloßfüßig in der Nacht kommen, daß sie meinen Hund erst niederschlagen und meinen Stutzen in die Gewalt kriegen; so — wann ich schlaf, mögen's

mich mit gute neue Strick binden, mir einen starken Knebel zwischen die Zähne schieben, denn — thun sie das nicht, bei'm lebendigen Gott, so wahr ich Anton Stuffler heiß, sie kommen nit Alle heim, die Du ausgeschickt hast und die mich festhalten, halten keinen Lebendigen. Und so wie ich, gibt's hier herum viel Tausend. Eins wißt ihr nicht, ihr Herrn, euer Maaß ist voll, gestrichen. Wie euch die Priesterröck und die Meßgewand zuwider sind, so uns noch mehr eure narrische Fräck und Hüt und Brillen und was ihr an euch habt. Wir wollen nix mehr wissen von eure Bücher, von eure Lehren, das haben wir Alles schon viel besser. Ihr seid Lügner, Aufschneider, Ruhestörer. Das habt ihr schon auch in Oesterreich bewiesen. Macht das Volk nur recht wüthig, gegen Gott und jede Obrigkeit, am End geht's doch an euch selbst aus. Seid's denn gar so dumm und glaubt's, der liebe Gott wird sich von euch absetzen lassen und hätte keine, die sich seiner annähmen?"

Er wandte sich nach mir, nahm seinen Hut ab und neigte das Haupt.

„Ich muß da seitwärts hinein, eine starke Stund. Da haben wir unsere Jagd. Seine Excellenz, mein Herr Graf, kommen morgen Mittag mit den andern Herrn von Wien und da hab ich noch Vieles in Stand zu setzen."

Ich schüttelte dem wackern Mann die Hand, wünschte

ihm Glück und fragte nach dem Namen seines Herrn. Er nannte mir ein oftmals in der Geschichte ruhmvoll genanntes Geschlecht.

Ich hoffte, daß es nun bald weiter gehen würde, allein es mußte ein Lokalzug abgewartet werden, um einige Reisende, die sich am Bahnhof gesammelt hatten, wieder nach Wien mit zunehmen.

Der Bebrillte hatte den Jäger abgeschüttelt und fing wieder an, zu peroriren.

„Ich bin wahrhlich kein geschworener Feind des Adels," sagte er, „und mag es wohl leiden, wenn die Motten es leiden wollen, daß so ein Stück Pergament bei den Familien aufbewahrt wird; aber daß sie ihr Vergnügen an niedrigen und verächtlichen Dingen, wie zum Beispiel die Jagd, finden können, zeigt doch auch deutlich auf welcher Höhe sie stehen. Ein gekauftes Stück Wild kann sie aus der Langweile, aus der Unerträglichkeit des Anschauens ihrer selbst, ihrer innersten Krankheit nicht reißen, aber die Jagd kann es. Sie werden durch sie zu einer gewaltsamen Beschäftigung hingerissen, die sie von dem Gedanken an sich selbst ablenkt. Der Vornehme von Geburt glaubt jedoch, es sei etwas Edles und Großes an der Jagd, ein ritterliches Vergnügen, das herrliche Waidwerk. Ist das nicht Trug und Phantom? Ist es nicht Wahnsinn?"

Ich ließ den Schwätzer fortschwatzen und drehte ihm den Rücken. —

Zur Seite des Perrons stand eine Gruppe junger Mädchen von geringem Stand. In ihrer Mitte ein sehr hübsches Kind, etwa zwanzig Jahr alt, bald das Tuch zu den gerötheten Augen führend, bald den Mund zum Lächeln verzogen. Die Andern umhalsten, küßten es der Reihe nach und wischten sich dazwischen die Augen.

„Daß Du aber so bald schon reist,“ sagte die Eine.

„Ja, weißt,“ sagte die Fortreisende, „es hat sich nur um etwas dabei gehandelt, daß sie haben mein Photographie zuerst begehrt.“

„Ja, warum denn?“ fragte die Erste.

„Na, sie haben wissen wollen, wie ich ausschau. Das ist doch klar. Und wie ich das Bilderl an die Frau — Oberin hätt i bald gesagt — an die Frau Vorsteherin vom Institut eingesandt hab, hat sie Reisegeld geschickt und möcht nur glei nach Wien.“

Der Zug war vorgefahren und man rief „Einsitzen!“

Das hübsche Mädchen hüpfte in die dritte Klasse und nun riefen die Anderen allzumal durcheinander: „Reis' mit Gott! B'hüt di' Gott! Schreib' fein! Bet' fein! Gedenk an uns!“

Eine einzige stand seitwärts und weinte bitterlich und blieb stumm.

Das fiel mir auf. Beneidete sie die Fortziehende,

die ein Glück erwartete, welches für sie niemals zu erlangen wäre?

Sie war nicht schön und unter Allen am dürftigsten gekleidet; sie blickte so demüthig zur Erde, als ihre Thränen flossen.

Am Hals trug sie ein kleines, schwarzes Kreuz, das führte sie zu den Lippen, troknete mit der Hand die Augen und zog einen bescheidenen Rosenkranz aus der Tasche; er war von Holz und das Kruzifix von Eisen.

Sie schien mir die Einzige, welche die Freundin bedauerte, die ihr nicht blos eine Bekannte, eine Jugendgenossin war.

Und ich hatte mich nicht getäuscht.

Das Mädchen in der dritten Klasse dankte Allen für die ihr gespendeten Abschiedsrufe, und nannte dabei die Namen ohne Zusatz: „Bleib gesund, Nanni! Gott b'hüt di a, Miedl! Bleibt's mir Alle wohlauf!"

Dann aber blickte sie nach der Traurigen mit dem Rosenkranz, streckte weit den Arm zum Fenster nach ihr aus und rief mit bewegter Stimme:

„Und Du, mein herzliebe Vroni, gram Di nit, i schreib Dir glei, nur bet fein alle Täg für mi!"

Dieser Ausdruck zarter Freundschaft, der Hübschen und Häßlichen, bei der Trennung, enthielt etwas ungemein Rührendes.

„Fertig!" rief der Zugführer und pfiff, die Loco-

motive antwortete und der lange Zug that einen gewaltigen ersten Rucker.

Die Abreisende nickte noch einmal ihrer Vroni ein letztes Lebewohl und die Thränen rannen über die Wangen. Die Nanni und die Miedl und die Anderen schlenderten plaudernd davon und hatten schon den Bahnhof verlassen, da der Zug rasselnd, dampfend, pfeifend und schnaufend über den Semmering Wien zueilte.

Das Kind im Waggon war mehr als hübsch. Das Gesicht wiederstrahlte eine wahrhaft innere Gesundheit und Keuschheit. Ihr Ton war herzlich offen, aber durchaus nicht keck.

Wohin führt Dich dein Loos? Ich hätte sie fragen mögen, warum gaben Dir weder Eltern noch Verwandte das Geleit? Bist Du verwaist? Warum verläßt Du deine Heimath? Warum weinte die einzige Vroni so still um Dich?

Ich hätte ihr zurufen mögen: Nimm Dich in Acht, bleibe treu, unterlasse nicht zur heiligen Jungfrau zu beten!

Das Herz war mir wie zugeschnürt. Ein armes, junges Kind wagt allein den ersten Schritt in's Leben. Wolle Gott ihm beistehen in seiner Unbefangenheit, die ohne Ahnung der ihr drohenden Gefahren, einer mitleidlosen schillernden Welt sich überläßt. Wie groß und entsetzlich ist es schon, wenn treue Aufsicht

und Erfahrung zur Seite stehen. Wie schwer ist es selbst dann, vor dem Fall sich zu schützen. Nur eines Augenblicks bedarf es; einer leeren Vorspiegelung, einer Lüge, um über die Unschuld den Sieg davonzutragen; um alle Hoffnungen auf Glück zu zerstören, ein ganzes Menschenleben zum fluchwürdigsten Elend zu verdammen!

Ich habe oft gelesen, wie sehr man sich darüber empört fühlt, Diejenigen mit den Namen Barbaren, Vandalen belegt, die ein Denkmal, ein Kunstwerk beschädigen. Und dabei schreiben sie Bücher, welche Seelen beflecken und Herzen tödlich verwunden. Sie erfüllen die Welt mit schreienden Klagen über einen alten zerbrochenen Topf, über irgend einen alten Schinken, über ein schlecht restaurirtes Mauerwerk. Aber diese Archäologen und Aesthetiker, diese Directoren und Konservatoren der Integrität in Sachen der Kunst, bleiben empfindungslos, wann eine Seele an ihrer Reinheit geschädigt, eine Tugend geschändet wurde. Es gibt Fälle, wo sie darüber lachen können.

Ich habe das erlebt. —

Da hatt' ich nun Dir Etwas vom Lande zu erzählen. Es schien die lang erwartete und ersehnte Idylle zu werden, die sich mir in der schönen Steyermark offenbarte. Aber da mußte ich ihr so einen Schluß anhängen, der den Charakter der Idylle gänzlich aufhob, die ohnehin in dem Style Geßners, von mir nicht ab-

gefaßt werden konnte. Der Grund davon war, daß eine Dame aus St. Petersburg in verschiedenen deutschen Städten umherreiste, um für ihr Institut daselbst unbescholtene Mädchen zu engagiren und daß in Paris, Wien und in anderen Großstädten solche Institute sich mehren, die für eigene und fremde Rechnung Candidatinnen unter vortheilhaften, sehr anlockenden Bedingungen zu gewinnen suchen, um ihnen gelegentlich gute Stellen zu verschaffen.

Ich will Dir da eine tragische Geschichte hersetzen, die dicht vor mir sich zutrug, da ich in Baden-Baden mich aufhielt. Sie betrifft einen ähnlichen Anlaß in seinen Folgen.

Die Fremden alle hatten eine alte, häßliche Frau, beinahe täglich, mit einem Engel zur Seite auf den Promenaden gesehen; sie nannten sie die Fee Carabosse mit irgend einer Königstochter der blauen Bibliothek. Die Eine so häßlich, als die Andere schön, die Frau etwa siebenzig Jahr, das Kind etwa dreizehn oder zwölf.

Welch ein himmlischer Vorfrühling! so natürlich anmuthig, leicht, schlank aufgeschossen. Die langen schwarzen Flechten berühren fast den Boden.

Aller Augen waren stets auf das Paar gerichtet; junge Herren folgten ihm, grüßten. Wenn's der Alten

zu arg wurde, verließ sie den Spaziergang. Man hörte, daß das Kind sie Mutter nennt. Die Alte sagt laut: „Wir müssen nach Haus, die Tante wartet mit dem Abendbrod.“

Niemand ward aber dadurch getäuscht. Die Tante ist die Mutter, die Alte die Großmutter, der Engel kennt keinen Vater.

Diese Tante war Tänzerin bei dem Ballet eines Hoftheaters, das im Sommer seinen Mitgliedern Ferien gab, die sie zu Gastspielen oder zum Ausruhen an lieblichen Punkten verwendeten.

Durch meine früheren Beziehungen zum Theater, war ich auch mit der Balletdame bekannt. Die Alte schien mir sehr gewogen und ich unterhielt mich gern mit ihr, denn sie strotzte von den seltsamsten Erfahrungen, die ihr wie ganz natürlich erschienen. Als könnte jeder Mensch so etwas an sich erlebt haben.

Einmal sucht sie mich auf. Es will ihr etwas das Herz abdrücken. So hatte ich sie noch nie gesehen.

Es war zu Anfang Winter. Die Saison war längst geschlossen und die Mutter-Tante hatte bereits wieder zu tanzen begonnen. Die Alte lebte mit ihrer Enkelin in süßer Ruh und stiller Vergnüglichkeit. Da schreckt sie ein Brief ihrer Tochter auf, den sie mich lesen läßt, während sie wild und zerstört vor sich blickt und dazu murmelt: „Und ich mußte so alt werden, um Das noch zu erleben!“

Der Brief den ich lese, meldet in kurzen Worten:

Der Vater des Kindes habe bis jetzt seine Tochter der Pflege der Mutter nicht entziehen wollen, da er wußte, daß es ihrem Herzen wehe thun würde. Jetzt aber, da das Kind in das Alter trete, um seinem Stande gemäß erzogen zu werden, fordere er's zurück, damit es in einem vornehmen Pariser Internat die Bildung erlange, in einem Salon mit Anstand erscheinen zu können. Er wolle seine Tochter anerkennen.

Die Tänzerin wird in wenig Tagen ihr Kind abholen und sie dorthin bringen, wo ein Abgesandter des Vaters sie erwarten wird, um es in seiner Hut nach Paris zu begleiten, da über den Stand der Mutter dort nichts verlauten soll. Der Vater ist nämlich ein deutscher Edelmann, sehr vornehm und reich. Und nur Er will gekannt sein. Das arme Kind wird in Paris für eine mutterlose Waise gelten.

Die rauhen, heftigen Worte der Alten verhallen wirkungslos und ihre Verwünschungen stößt sie in ihren vier Wänden aus. Die Tänzerin, die dem Glück ihres Kindes nicht im Wege stehen will, ist mit ihm auf und davon.

Ich gab der armen Großmutter den Brief zurück, die in ihrem richtigen, natürlichen Gefühl aufschrie und dabei mit wildem Lachen die Worte ausstieß:

„Sie soll vornehm, reich und geehrt dastehen in der Welt — und keine Mutter haben — und ihre Mutter

in Schande dahinleben! Ist sie dann wohl vornehm? Kann sie da wohl geehrt dastehen?"

Hier brach das arme Weib in ein wildes Heulen aus. Dann strich sie die grauen Haare von der rothen Stirne zurück und trocknete mit den zitternden Fingern die eingesunkenen Augen.

Ich besuchte sie tagesdrauf. Sie irrte im Zimmer auf und ab, ein unheimliches Zucken flatterte um ihren Mund. Es fehlte ihr Alles. Das Kind hatte sie nun schon zwölf Jahre stets um sich gehabt und es, nach ihrer Meinung, gut und fromm als Christin erzogen. Und nun soll es in Paris erzogen werden! Um die Verderbtheiten der Welt an der Quelle zu lernen, um schlecht zu werden, wie Alle.

Das rief sie mir entgegen.

„Ich hatte sie so lieb, wie mein eigenes Leben, und würde sie, wie meine eigenen Kinder, erzogen haben."

Sie dachte nicht an den Fehltritt der Tochter. —

Als ich sie um die Weihnachtszeit besuchen wollte, hieß es: sie sei abgereist. Niemand im Hause wußte zu sagen, wohin. Sie war verschwunden.

Plötzlich kehrte sie wieder zurück. Als ich davon hörte, begab ich mich zu ihr. Sie suchte sich zu sammeln und theilte mir mit, was sich während ihrer Abwesenheit zugetragen hatte.

Bei dem Herannahen des heiligen Abends ließ es sie keine Ruhe. Sie ging aus und kaufte ein. Bil-

derbücher, Noten, Zuckerwerk, ein seidenes Tüchel. Das herzige Kind war daran gewöhnt, von ihr bescheert zu werden, und sie hatte den großen Gedanken, deßhalb nach Paris zu reisen. Sie dachte sich die Freude, wenn Faniska die alte Mama kommen sieht.

Es fror stark, sie war siebenzig und gebrechlich, des Reisens ungewohnt, noch dazu geizig; aber sie kratzte zusammen was sie hatte, und reiste.

In Paris angekommen, fuhr sie alsbald bei'm Institut vor, dessen Adresse ihr bekannt war.

Die Internes wurden dort fast unter klösterlicher Clausur gehalten und es war schwer, bis man Faniska in's Parloir herabkommen ließ.

Die alte Großmutter schilderte mir nun weitläufig, wie das Kind blaß und abgehärmt ausgesehen. Zu Hause war es mit der guten Kost überfüttert worden. Was das Kind gern aß, wurde auf den Tisch gebracht; je mehr es zu sich nahm, desto größer die Freude, weil es als Zeichen der Gesundheit galt.

Im Institut herrschte aus doppelten Gründen ein strenges Regime.

Der Plan in dem alten Hirne ward zur Ausführung reif.

Christabend war's und die Großmama schellte wieder an der Pforte.

Man wollte sie nicht einlassen: es sei nicht erlaubt, so häufig zu kommen. Sie suchte nun, so gut es

gehen wollte, begreiflich zu machen, daß es wegen der Bescheerung sei. „Mais c'est encore trop-tôt pour donner les étrennes!“ wurde ihr entgegnet. Eine der Lehrerinnen erinnerte sich, diese deutsche Sitte schon erlebt zu haben und man führte Faniska in das Parloir.

Aber die Alte hatte den Weihnachtstisch in ihrer Wohnung arrangirt und wollte ihr Kind mitnehmen und gelobte, es längstens in zwei Stunden wieder zurückzubringen. Das war eine unübersteigliche Schwierigkeit; alles Kapituliren umsonst.

Sie mußte ohne Faniska das Institut verlassen. Sie würde sich den grausamsten Beschimpfungen, einer Verhaftung ausgesetzt haben.

Ihre List, das Kind über den Rhein zu entführen, war zu plump angelegt, aber davon sie überzeugen zu können, wäre für Jeden unmöglich gewesen.

Als sie mir das Alles, nur viel umständlicher, als ich es Dir hier mittheile, erzählte, sah sie einer wilden Bärin im Käfig gleich, die in die Kette beißt, mit der man sie zurückhält, wann man ihr die Jungen wegnimmt.

Hierauf sank sie mit einem gräßlichen Schrei in sich zusammen.

Für immer verloren, die Freude, die Wonne, den Stolz ihres Lebens! Das Kind der Schande ihrer Tochter war ihr dies Alles gewesen. Ihre unschuldigen häuslichen Künste, die altmodischen Leckerbissen, die ge-

strickten Toilettsachen, die Schönheitswässerchen, die selbst destillirten Magenstärkungen — die nur Faniska galten — ruheten für immer. Das Häuschen, wo sie wohnte, sah aus wie jenes Schloß, als des Sängers Fluch darüber ergossen war.

Die Tochter kehrte heim, allein sie konnte die unaufhörlichen Vorwürfe nicht ertragen, den Aerger nicht aushalten und sie reiste fort, um in der Fremde ihren Schmerz mit Anstand zu umkleiden und so lange es gehen wollte, eine Linderung im Strudel der Welt, durch Balletsprünge zu erlangen.

Dann verfiel sie dem Wahnsinn.

Nun begegnete ich der Alten nur noch auf einsamen Pfaden. Ich redete sie nicht mehr an. Es war ein unheimlicher Anblick, wenn die zerstörte Gestalt die welken, hängenden Lippen bewegte und doch nicht sprach. —

Solche Geschichten könnte ich Dir noch viele erzählen, die mir vorgekommen sind.

Die jungen Geschöpfe erwiedern den ersten Händedruck schüchtern, antworten mit einem Seufzer, blicken unbefangen vor sich hin, dann entschlüpfen ihnen leise, fast unverständliche Worte, die Brust hebt sich höher, als wollte sie sich von einer Last befreien. So wird mit achtzehn Jahren die Lehre begonnen, die vollendet ist ehe das zwanzigste Jahr erreicht wurde. Plötzlich werden sie nach einem kurzen Prolog in das heftig be-

wegte Drama des ersten Actes versetzt. Und wie löst die Gerechtigkeit den letzten? Schauderhaft!

Jene bescheidene, anmuthige, folgsame Elevin des Stuttgarter Ballets, die kleine Ruef, die wir Alle das „Rueferle" nannten, die uns, die bei dem Theater Angestellten, stets so artig grüßte; ich sah sie einmal, in anderen Verhältnissen, in München wieder. Es war die Frau Gräfin Chorinsky aus ihr geworden. — Genug!

Bossuet sagt:

„Sein Glück zu finden, wo man soll, ist die Quelle alles Guten; gleichwie die Quelle alles Bösen darin besteht, daß man es dort sucht, wo man nicht soll."

Die Dinge fielen mir eben ein, als ich das schöne Mädchen nach Wien reisen sah.

Fünfter Brief.

Graz. Alexander Bach. Eine Schillerfeier. Neue Aera in Oesterreich.

Aus Graz.

Indem ich diesen Brief beginne und nachdem ich mich in der mir so lieben, sonnigen, reizend gelegenen Hauptstadt des herrlichsten der Kronlande wieder zur Genüge orientirt habe, ist es mir unmöglich, an die früheren Mittheilungen anknüpfend, meine gefällten Urtheile nicht zu ergänzen und durch die neuesten Erscheinungen in dem social-politischen Leben in ihrer vollständigsten Weise zu bekräftigen.

Ich erwähle mir hierzu ein mächtiges, ein großes Beispiel.

Es gibt unzweifelhaft ein noch größeres. Eine geistige Macht, die zur Erkenntniß gelangt, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen und mit Aufopferung aller Güter und Gunstbezeugungen mitten durch die Dornen, von Verleumdungen und Spott verfolgt, nur

der in ihr erweckten Wahrheit gehorchend, sich darüber hinwegsetzt, abtrünnig gescholten zu werden.

Mein Mann, von dem ich hier sprechen will, hatte das nicht nöthig; er war, eine Seltenheit in dem trüben Gewirre seiner Zeit, ein von Natur wahrer und einfacher Charakter, der ein Ziel vor Augen hatte, das er unablässig anstrebte.

Er wollte seiner Gegenwart leben und rechnete mit Dem, was um ihn sich zutrug, bemüht, es mit seinem innersten Bewußtsein und seinem Gewissen in Einklang zu bringen, um auf diese Weise einen festen Boden zu gewinnen, Dasjenige, was ihm vor der Seele schwebte, aufzurichten und zwar so, daß heranstürmende Wogen es zwar mit Schaum bedecken, überschwemmen, selbst zum Theil verstümmeln, aber niemals von Grund aus zu zerstören im Stande wären.

Dieser Mann ist Alexander Bach, ein Oesterreicher durch und durch, nicht wie es bei den Anderen heutzutage heißt, „vom reinsten Wasser", sondern wie ich es zu sagen vorziehe, „vom edelsten patriotischen Feuer" durchglüht.

Niedergebeugt von den unverzeihlichen Mißgriffen der Politik, von der unerhörten Corruption in der Verwaltung, von der Knechtschaft, die auf Land und Volk erstickend lastete, hob sich sein Blick mit Stolz, wenn er jener Zeit vor Kaunitz und Metternich gedachte, in welcher Oesterreich die Vorhut Deutschlands, Wien in

Wort und Schrift die eigentliche deutsche Hauptstadt war, weil mit der Christianisirung auch alle großen Veränderungen der Lande germanischen Stammes hier sich am frühesten und vollendetsten zeigten.

Bach rechnete mit Sicherheit darauf, daß die Kraft in der reich gesegneten österreichischen Erde liege, Alles, was auf sie fast vernichtend niedergedrungen war, immer wieder durch richtig bemessene Pflege auferstehen zu lassen.

Oesterreich, durch Erbe, Heirath und Tractate ein Aggregat so verschiedenartiger Bestandtheile, sagte er sich, ist vorzugsweise ein historischer Staat und darf — in seiner binnenländischen, allen Einflüssen der Jahrhunderte ausgesetzten Lage, auf dem Kreuzweg der Nationen, in dem ewig bewegten Leben des stets sich erneuernden Zeitendrama nicht anders denn als die beruhigende Kraft betrachtet und zur Geltung gebracht werden.

Monarchie und Dynastie bedingen sich hier wechseleitig, sind durch Nothwendigkeit unzertrennlich, wie nach Außen, so nach Innen, als das einzige Bindungsmittel und Symbol der Einheit in so vielfacher Verschiedenheit.

Kaum wohl kann das große Wort der Legitimität irgendwo einen innigeren Anklang haben, als gerade hier, in der alten Kaiserstadt, in der alten Kaiserburg?

Was wogen begangene Staatsfehler, was verlorene Schlachten, was verlorene Provinzen, dagegen gehalten?

Man beklagt sich nicht über sein Loos, welchem seine Liebe und sein Interesse, wie in einer glücklichen Ehe, identisch sind, auf theuere Persönlichkeit gegründet, nicht bloß auf eine oftmals drückende Pflicht, nicht auf hohle Abstractionen, nicht auf eiskalte Berechnung des selbstischen Vortheils.

In diesem Sinne stand Bach seiner Zeit gegenüber.

Seine Vorsätze zwangen ihn, den Weg der Oeffentlichkeit zu betreten. Er hätte es sicherlich verschmähet, in der Wiener Tagespresse vor deren gewöhnlichen Lesern sich vernehmen zu lassen, selbst wenn es die Censur erlaubt haben würde. Die täglichen Intonationen sagten ihm nicht zu.

Es lag ihm weniger daran, die Nichtigkeit, den Ekel, die Uebersättigung, den Abscheu vor dem Gemeinen und die Unmöglichkeit diesen Gefühlen zu entrinnen, zu schildern, als vielmehr den moralisch-geistigen Standpunkt einer erleuchteten Generation anzuregen und in Bewegung zu setzen.

Dies gelang ihm in hohem Grade. Er konnte bald freudig erkennen, daß seine Anregungen in der außerösterreichischen Presse, in dem social-politischen Leben Wiens eine zwar anfänglich nur schwache Oscillation hervorrief, die jedoch gegen die vor Kurzem noch herrschende Apathie für den Aufmerksamen von einiger Bedeutung war.

Alles war so klar angelegt, daß es Jedem auf den ersten Blick verständlich wurde.

Bach war keiner von Denen, die allein im Besitze alles Wissens sich dünken und Anderen ihre Meinung als einzige Richtschnur aufdringen wollen.

Er begnügt sich damit, die Gesellschaft, wie sie sich in der Gegenwart gestaltete, als ein intelligenter Forscher zu begleiten, bis zu der Grenze, die sie nie überschreiten wird, wenn sie sich nicht anderer, geeigneter Hilfsmittel zu bedienen im Stande ist.

Ueber diese unterläßt er es vor der Hand Auskunft zu ertheilen. —

Im juridisch-politischen Verein war zuerst Das, was bei seiner Gründung durch ihn bezweckt werden wollte, durch Aeußerungen gediehen, die in der allgemeinen Unterhaltung, in aparten Besprechungen, in Discussionen selbst zu Tage traten. Freilich kam es dabei noch nicht zu Resolutionen. Aber in den Herzen war laut geworden, was die Worte noch verschwiegen. Es war Leben, politisches Leben erwacht, über dessen Wesen sich Viele noch nicht einmal Rechenschaft zu geben wußten.

Alexander Bach war Vorstand des Vereins. Er war einer der anerkanntesten Juristen und genoß als Advocat den Credit einer weit ausgebreiteten, vornehmen Kundschaft.

Da kam die Februarrevolution von Paris herüber und trug Funken in das Wiener Glimmen.

Eines schönen Morgens war im Aufgange zu den Localitäten des juridisch-politischen Vereins ein Zettel angeheftet, auf dem die Worte standen: „Hier sind Minister zu haben.“

Es wurde als ein schlechter Witz betrachtet und gleich entfernt; allein die Worte erhielten ihr ernste Deutung, denn nicht lange darauf, so waren Mitglieder des Vereins zu den wichtigsten Portefeuilles gelangt.

Baron von Doblhof trat in's Ministerium und mit ihm Bach als Justizminister, welchen Posten er auch im Ministerium Schwarzenberg behielt und dann das Ministerium des Innern übernahm, um endlich seine großartigen Plane in Ausführung zu bringen.

Hier entwickelte sich sein staatsmännisches und zugleich sein darin wurzelndes großartiges organisatorisches Talent, während einer verhältnißmäßig nur kurzen Zeit, im vollsten Maße.

Treu eingedenk des Wahrspruchs eines weisen Mannes im frühen Alterthum: daß „wer eine Stadt ohne Tempel, das heißt ohne Religion bauen wollte, es so viel wäre, als sie in der Luft bauen,“ dachte auch Bach zuerst daran, den Boden des Glaubens zu befestigen, um seinen Neubau zu beginnen.

Aber nicht entfernt kam es ihm in den Sinn, daß man durch Gesetze eine Religion erst schaffen solle, sondern umgekehrt, daß die Gesetze aus der Religion zu construiren seien.

Er stand, wie man sieht, der heute angewandten Methode geradezu entgegen.

Sein Ideengang war der natürliche.

Auf die Frage: „Hat das Christenthum durch erlassene Gesetze die Altäre der falschen Götter umgestürzt?“

Mußte die Antwort folgen: „Im Gegentheil. Die strengen Gesetze gegen die Christen haben Diesen zum Siege verholfen.“

Sobald sich das Gesetz, von Menschen gegeben, auf einen Ringkampf mit der Religion einlassen will, dann tritt das unbemeßbare Mißverhältniß zwischen Beiden zu Tage. Die Religion erscheint kolossal dem menschlichen Gesetze gegenüber, das nicht im Stande ist, bis zu ihm hinanzureichen.

Die staatliche Macht darf nur darin der Religion ihren Schutz zu Theil werden lassen, daß sie dieselbe Das sein läßt, was sie ist: ganz himmlisch; aber sie hüte sich wohl, sie menschlich machen zu wollen durch Gesetze ihrer eigenen Erfindung. —

Der bittersüße Rausch war verflogen, der mit der Berufung des Erzherzog Johann begann, auf einen von ihm einmal ausgebrachten banalen Trinkspruch hin provisorisch den Kaiserthron deutscher Nation als Verweser einzunehmen, und dann mit der Ernennung der fünf Reichsregenten endete.

Die Weisheit, welche die Regierungen aus der

großen, erschütternden Bewegung geschöpft hatten, reichte wieder nicht weiter als bis zur Eschenheimer Gasse in Frankfurt.

Ueberall herrschte, wie man sich bei mir zu Haus ausdrückt, ein Holterdipolter, ein furchtbares Durcheinander, ein unerträgliches Etwas, das die Nation hinter's Licht führen wollte.

Man lebte unter diesem Eindruck und wußte nicht wohin sich wenden, um eine Leitung, ein Einsehen, eine Abhilfe zu finden.

Es ist anzunehmen, daß die Fürsten ebenso rathlos waren. Sie rechneten auf das Zuwarten, welches schon oft aus Verlegenheiten riß. Inzwischen spielten die Hoftheater fort, es wurden Jagden abgehalten, die Bundestaggesandten verzehrten ihren hohen Sold in Hüll und in Füll und in Freuden, und das Regieren war ihnen ein leichtes Ding.

Damals konnte man nach den verschiedensten Richtungen von Männern, die der Strömung nicht fern standen, im Norden und Süden es mit dem Tone der Ueberzeugung aussprechen hören, daß Oesterreich eigentlich am besten gefahren sei und für sich das schönste Theil aus der Revolution gezogen habe.

Oesterreich der Concordatstaat!

Ja! es war hier nicht wie anderwärts, wo man von Dem zu Jenem überspringen mußte und stets ein neues politisches Glaubensbekenntniß aus der Tasche

ziehen durfte. Von dem Verlauf der Tagesbegebenheiten holte man sich nicht die Richtschnur für sein Gewissen.

In Oesterreich stand man auf festem Grunde. Man überließ sich keiner optischen Täuschung, welche Hirngespinnsten und unvergohrenen Gedankensplittern eine Wesenheit zugesteht.

Nur in Oesterreich wurde nicht von Reaction gesprochen; selbst die unverbesserlich Grollenden schluckten ihren Geifer stillschweigend; man wußte nicht ein einziges Opfer zu nennen; man hörte von keiner Verschwörung, von keiner Verurtheilung, die in anderen Ländern manchmal aus Rücksicht für Diejenigen verhängt wurde, die die Lüge einer Verschwörung zu ihrem eigenen Vortheil erfunden hatten.

Die allerdings unleugbaren Vortheile lagen zu offenkundig vor aller Welt Augen. In der Verwaltung, der Rechtspflege, dem Unterrichtswesen. Die Länder der Monarchie waren auf's Neue dem Hasse der Nationalitäten unter sich zum Trotze, zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, dem die Gemeinsamkeit der Interessen zum bindenden Kitte diente. Für alle Kronländer gleiches bürgerliches Recht, ein Strafrecht für Alle, gleichmäßige Besteuerung, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der bäuerlichen Hörigkeit und Ablösung der damit verbundenen Lasten; die Zollschranken zwischen

Ungarn und den anderen Ländern der Monarchie waren gefallen und zugleich das Prohibitivsystem.

Und alle diese großen und weitreichenden Dinge auf dem Boden des Concordats entstanden und ausgeführt, das ihrem Fortgange auch nicht ein Strohhälmchen in den Weg warf.

Das Concordat regelte die Beziehungen der heiligen Kirche Gottes zum weltlichen Staat und war nicht intolerant.

Im Glauben fest, rief es dem Fremden zu „Wir sind katholisch!“ Das Land in Treuen ließ den Ruf erschallen: „Wir sind Oesterreicher!“ Aber als letztes Wort erscholl: „Sei hier zu Hause, erfreue Dich der vollständigsten Gastfreundschaft. Nichts soll Deine Gewissensruhe stören, Deine Gewohnheiten beeinträchtigen.“ —

Da glaube ich von meinen Lesern einen Einwurf zu vernehmen. Und gerade von solchen, die nicht in einer systematischen Feindschaft gegen alles Katholische befangen sind.

„Wenn dies auch so wäre,“ sagen sie, „so ist denn doch nicht wegzuleugnen, daß zwischen dem Zustande der katholischen Kirche, oder sagen wir weitergehend, der Religion überhaupt und der gegenwärtigen Cultur ein Mißverhältniß obwalte. Die Religion in der dogmatischen Hülle des Mittelalters paßt so wenig zu dem Grade heutiger Bildung, daß sie die Ruhe, deren unsere

Zeit bedarf, nicht sichert, sondern untergräbt. Den leichtfertigen Freigeist führt dies zu einem theoretischen Atheismus; Derjenige, welcher ehrlicher zu Werke geht und sein räsonnirendes Denkvermögen anstrengt, um zu erforschen, was schlechterdings über die Natur des menschlichen Verstandes sich erhebt, vermag dies Experiment nicht zu einer Beschäftigung seiner selbstthätigen Kraft zu machen. Was die Angelegenheit jedes Menschen ist, wird somit dem Geistlichen überlassen. Nun erlaube ich mir aber das offene Geständniß abzulegen: Wenn ich den Priester in's Auge fasse, so vermisse ich im Allgemeinen eine moralische, liberale, kurz eine menschenwürdige Aufklärung. Der Priester erscheint mir — ich nehme natürlich Einige aus, die mir bekannt wurden — beschränkt im Kopfe und daher nicht im Stande über religiöse und sittliche Gegenstände zu räsonniren. Was sie erlernt hatten, was sie wußten, leistete ihnen dabei keine Dienste. Was können solche Männer mit den dürren Formeln und den salbungsreichen Worten, auf den freien, kühnen, philosophischen Denker, auf die schöngeistige Dame und auf die gewandte raffinirte Jugend wohl wirken? Ist es da nicht natürlich, wenn bei diesem Zustande der angestellten öffentlichen Verwalter der religiösen Lehre die untergrabene Cultur alle möglichen verderblichen Auswüchse treibt?"

Ich erlaube mir hierauf zu antworten:

Die Religion ist die heiligste Sache der Menschheit,

sie beruht auf einem innern, allen Menschen gemeinsamen und eben darum allgemein gültigen Grunde. Auf diesem wesentlichen Fundament ist sie erhoben. Den Schein der Ehrfurcht hat sie nicht erst durch politische Heuchelei zu erringen. Die Ehrfurcht, die ihr von Millionen gezollt wird, ist wahr, treu und ungezwungen, die Liebe zu ihr ist uns angeboren.

Sie erwähnen, daß Ihnen einige Priester bekannt geworden, die Sie als Ausnahme gelten zu lassen geneigt sind; ich, der ich hierin weitere Erfahrungen gemacht, kann Ihre Aeußerung auf eine große sehr große, Zahl ausdehnen.

In ihren schlichtesten, einfachsten Reden, ohne bestechenden Farbenton, ohne irgend welchen rednerischen Ausdruck, strahlt das Licht des Glaubens, von einer zweifellosen Aufrichtigkeit erhoben, und dringt in das Herz des Zuhörers, den es mit einer bewundernden Liebe erfüllt. Eine noch so geistreiche, schön durchgearbeitete Predigt dürfte keine ähnliche Wirkung erreichen.

Das ist die wahrhaftige christliche Poesie! Sie ruht im Herzen, im Auge, dessen Blick im Mittelpunkte der Schöpfung, den allmächtigen Herrn derselben bewundert und liebt.

Aber es war nicht von christlicher Poesie die Rede, in Ihrer Bemerkung, sondern von einem wirklichen Einfluß, den die Priester der katholischen Kirche auf der Bildungsstufe der Zeit einnehmen.

Ich bin im Stande Sie durch eine Thatsache darüber aufzuklären, und habe nicht nöthig, wie unsere Widersacher es thun, Luftbilder eigener Erfindung aufzutischen.

„Was Seelengröße, hoher Geist, Verachtung des gemein Irdischen ist, wird Keiner fassen, in dem sie nicht schon keimen oder blühen, und dem nicht schon bei ihren Namen das Auge und die Brust weiter wird.“

Mit diesen Worten Jean Pauls eröffne ich meinen Bericht.

Es war am zehnten November 1859, da wurde im k. k. Gymnasium zu Graz von einem Professor eine Festrede zu Ehren der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrich Schiller's gehalten. Sie erschien zugleich im Druck, unter dem Titel: „Ein Lorbeer- und Olivenzweig zur Schillerfeier.“

Ich holte mir das Heftchen aus der Buchhandlung, um meinem Freunde Einiges daraus mitzutheilen, das durch den Redner sowohl, als durch den Ort, wo er sprach, eine Bedeutung erhielt, die durch das bereits mit dem heiligen Stuhle abgeschlossenen Concordat noch erhöht wurde.

Der Redner begann mit einem Wahrspruche des Historikers Sallust: „Was das Genie Vortreffliches schafft, gehört, gleichwie der Geist, der Unsterblichkeit an.“

Diese Worte, durch die er sogleich seinen Stand-

punkt bezeichnete, reihen sich an den obigen Ausspruch Jean Pauls, ohne weitere Erörterung.

„Was irgendwo sich ereignen mag," so heißt es weiter in der Rede, „sei es eine Errungenschaft des erfindenden Geistes, oder eine Wendung der Dinge in politischer Beziehung, es treibt, wie ein in den See geschleuderter Stein, wogende Kreise nach allen Seiten hin; es entflammt Millionen Geister, es erregt Millionen Gemüther, und wird zur brennenden Frage des Tages, bei deren Lösung sich das Herz Europas, Deutschland, niemals unbetheiligt findet.

„Aber mitten in all das unharmonische Getriebe und Gewoge, mitten in den Tageslärm der politischen und nationalen Fragen hinein, tönt wie ein versöhnender Accord ein Ruf, und er bringt Harmonie in die bewegten Wasser. Es ist ein altes Wort aus Göthes Dichtermund, und deutet mit Freundestreue auf Schillers Verdienst; es fordert im „Epilog zur Glocke:"

„So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

„Das Wort ist in Erfüllung gegangen; nicht erst heute, denn längst ist der „gute und große Mann" — wie ihn Johannes Scherr in seiner Festschrift „Schiller und seine Zeit" nennt — der Liebling seiner Nation gewesen, längst ist ihm die Anerkennung seines Werthes geworden; aber heute geschieht

mehr, heute am hundertjährigen Gedächtnißtage seiner Geburt reicht ihm ganz Deutschland einmüthig den Ehrenpreis, heute feiert die deutsche Nation mit lautem Jubel, vor der ganzen Welt, den edeln Sohn des Vaterlandes, den edeln Dichter.

„So ist Deutschland, in dieser Ehrensache wenigstens, eines Sinnes, und während sonst in alter Stammeseifersucht die Völker fast drohenden Armes sich gegenüber stehen, schlingt sich heute freudetrunken Hand in Hand, durch's ganze Land, zum treuen Bunde der Einigkeit.

„Und wahrlich, es ist an der Zeit — jetzt, wo sie von allen Seiten an dem deutschen Eichbaum rütteln zu können glauben — jetzt, wo der wälsche Uebermuth eben die Frucht der jammervollen Zersplitterung genießt — es ist an der Zeit sich bewußt zu werden: daß wir eigentlich Eins sein könnten, Eins sein sollten; es ist an der Zeit, diese Einheit wenigstens ideal zu feiern, in der Gedächtnißfeier jenes deutschen Mannes, der in seinem „Wilhelm Tell" die Mahnung ergehen ließ:

„Die angeborenen Bande knüpfe fest,
An's Vaterland, an's theure, schließ dich an;
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
D'rum haltet fest zusammen — fest und ewig!
Seid einig, einig, einig!" —

Bis hierher steht der Rede gewiß nichts im Wege,

auch außerhalb der Gränzen des Concordatstaats, vor den aufgeklärtesten Leuten gehalten zu werden. Es dürfte vor dem Geburtshause des Dichters, zu Marbach am Neckar, eine Versammlung der eifrigsten seiner Verehrer Nichts daran auszusetzen finden.

Aber weiter!

„Und doch ist es sonderbar, daß Deutschland Jahrhunderte hindurch reich an großen Männern, gerade an Schillers Geburt eine stolze Ruhmesfeier knüpft" —

(Das ist nun freilich anders geworden, seitdem die Rede gehalten ward — muß ich hier einschalten. Die dii minorum gentium sind bekannt genug.)

„Nicht ein siegreicher Held auf dem blutigen Schlachtfelde, nicht ein weiser Steuermann am Ruder des Staats, nicht ein scharfsinniger Erfinder weltumwälzender Maschinen, nicht ein tiefforschender Begründer ernster Wissenschaft — eines Dichters Herz ist es, das sich alle Herzen eroberte, eines Dichters Genius ist es, den Alle liebend verehren, eines Dichters Streben ist es, dem das dankbare Deutschland seine Huldigung bringt.

„Und doch ist dieses wieder nicht sonderbar, denn es ist der deutsche Dichter, mit ausgeprägt ächt deutscher Natur, dem man diese Liebe zollt, und indem das deutsche Volk den edeln Sänger der Ideale feiernd ehrt, stammet diese Verehrung aus der idealen

Seite des deutschen Volkscharakters und windet zugleich damit der deutschen Idealität einen Ehrenkranz.

„Hierin also findet die deutsche Nation den Anlaß und die Berechtigung den idealen Dichter zu feiern, und wenn sie seiner begeisterten Aufforderung zufolge, unermüdet streben würde nach dem Edeln, Erhabenen und Reinen, so wäre sie nicht nur in ihrer Einigkeit und vor dem Verfalle gesichert, sondern sie würde auch allen Völkern Europas voraus, siegreich auf der Ruhmesbahn voranschreiten." —

Es wird nun weiter geschildert, wie Schiller sich aus dem „gemeinen Markt des Lebens" in die reinen Höhen des Ideals erhoben, um der Lehrer und der Veredler seiner Nation zu werden. Alles was der Redner vorträgt, weiß er geschickt mit Citaten aus den verschiedensten Werken zu durchweben, die von großer Belesenheit, die sich weit über seinen Beruf hinaus erstreckt, Zeugniß ablegen. Göthe, der Literarhistoriker Hillebrand, W. Menzel, Scherr bis hinab zu dem „Aesthetiker" Carrière und noch andere, die zu kennen ich nicht die Ehre habe.

Da war gar nichts, was eine Unterhandlung zur Berichtigung herausgefordert hätte; das ward Alles, von dem Tone der Ueberzeugung getragen, so klar und bündig vorgebracht. Da war nicht die leiseste Anspielung auf naheliegende Dinge, die sich Einer an dem Platze unsers Professors sicher nicht hätte entgehen lassen. Kein

einziger schlimmer Gedanke in dem wohllautenden Fluß der ganzen Rede.

Der in Heidelberg, Jene in Gießen, Erlangen, Göttingen, oder anderswo, hätten es nicht unterdrücken können, ihre ganze Armee, mit dem Train von Privatneigungen, marschiren zu lassen, gegen den Aberglauben, den Ameisenhaufen dunkler Ideen, denen der Genius des Lichtes, in Schiller verkörpert, nicht den völligen Garaus machen konnte. Wie viel Unverdautes hätte da wohl die heranreifende Jugend zu kosten bekommen, um sich für's Leben den Magen daran zu verderben.

War denn aber, so hör ich fragen, Nichts, was diesen wohlduftenden Eindruck störte? Mischte sich nicht der leiseste Schatten hinein? War es möglich, daß ein katholischer Priester seinen gefährlichen Posten, den Dichter der „Götter Griechenlands" zu preisen und zu verherrlichen, inne hielt und war der jesuitische Scharfsinn nicht thätig, versteckte Winkelzüge, statt roher Ausbrüche, anzuwenden?

Diese Fragen kann ich mit einigen Stellen der Rede beantworten. Was sie an Schiller auszustellen findet, zeigt wieder nur den Ausdruck der duldsamsten und versöhnlichsten Menschenliebe.

Der Redner dachte auch bei dieser Gelegenheit nicht entfernt an sich, er wollte nicht durch keck hinausgeschleuderte Phrasen groß thun, und wahrscheinlich einen wohl-

feilen Beifall bei dem größten Theil seiner erwachsenen Zuhörer sich erringen; er blieb seiner Aufgabe getreu, in der Bewunderung der Tugend Schillers fortzufahren, und nur einer schmerzlichen Erwähnung sich nicht zu entziehen, die jedoch wieder eine begründete Entschuldigung in sich schloß.

Es lag wohl eine rührende Selbstverläugnung darin, als er die sich ihm aufdrängende Versuchung bekämpfte, die mir durch den Sinn seiner Worte hinlänglich verständlich war, als er den traurigen Zwiespalt nicht verhehlte, in den der Dichter sich zur Christusreligion gestellt hat. „Leider, daß es nichts Vollkommenes gibt unter der Sonne!" fügte er hinzu.

Um dies zu erklären, lenkt er den Blick auf das achtzehnte Jahrhundert und die Culturgeschichte.

Er schildert den unheiligen Geist, der über die Machthaber auf den Thronen, und die Machthaber auf dem geistigen Gebiet, sich gelagert hatte.

Er führt Friedrich den Zweiten an: „ein Mann auf dem Throne, in Allem groß, dem der Christusverspotter Voltaire den letzten positiven Halt hinweggewitzelt; den Kaiser Joseph, edel als Fürst, der das Licht einer falschen Aufklärung anzündete, dessen Flammen und Flämmchen in die abgelegensten Thäler hinein und schwerersteigliche Bergeshöhen hinan leuchten sollten."

„Die Gottesläugner durften sich ungescheut erheben

und schritten triumphirend an den verlassenen Kirchen, an den säcularisirten Ordenshäusern vorüber. Die gelehrte Welt, großgezogen an humanistischer Weisheit, errichteten auf den meisten Lehrstühlen der eigenen Vernunft einen abgöttischen Altar, auf welchem der mit der Muttermilch eingesogene Jugendglaube ihrer Zuhörer als unnützer Plunder verbrannt wurde.

„Die höchste Bildung, so weit sie von der Aristokratie der Geburt repräsentirt wird, war in schmählicher Nachahmung des französischen Beispiels, in die gemeinsten Laster versunken und sprach es mit empörender Frechheit aus: die Sittlichkeit sei nur für das Volk der Arbeiter und die Kinder gut."

In diese Zeit fielen Schiller's Jünglingsjahre.

„Sein idealer Sinn, beleidigt von der Wirklichkeit, die ihn umgab, entsetzt durch die Sittenlosigkeit der vornehmen Welt, empört durch die Heuchelei der Pietisten, unter dem Druck der militärischen Zucht in der Karlsschule, verleitet durch die Witze Voltaires und die herzbethörenden Phrasen Rousseaus, — dies stachelte seinen nach Freiheit dürstenden Genius auf, in Sturm und Drang warf er die Blüthe des religiösen Glaubens aus dem elterlichen Hause von sich, und stimmte ein in das Losungswort seiner feuerigen Jugendgenossen — Natur, Freiheit, Humanität, Weltbürgerthum!

„Ach, so schöne Worte! aber werthlos und wesenlos, ohne das Eine: Gott! Alles ist Trug, ohne die Grund-

lage: Gottesfurcht und Erlösungshoffnung in Christus!

„Aber während die Anderen, im maßlosen Streben nach Natur, in die gemeinste Rohheit und Sinnlichkeit versanken, während ihre Freiheit in Gesetzlosigkeit, ihre Humanität in Selbstvergötterung, und das Weltbürgerthum in Verrath des eigenen Vaterlandes umschlug; rang sich die edle Natur Schillers aus der Verstrickung los, hielt sich frei von jeder unreinen Leidenschaft, bewahrte unversehrt jede Mannestugend, und ward mehr und mehr geläutert und gestählt, der begeisterte Herold sittlicher Schönheit, der unermüdete Kämpfer für das Recht zu werden.

„So wird er, als eine ächt deutsche Siegfriedsnatur, zum beständigen Kämpfer gegen den Drachen des rohen Materialismus; so ist er ein Hort gegen die sklavische Huldigung gemeinsinnlicher Lebensauffassung; so ist er ein Prediger des sittlichen Adels der Menschheit, und wir — wir freuen uns doppelt, wenn Schillers herrliche Dichtungen an jenen nicht verloren gehen, bei denen die erhebenden und erlösenden Worte der Kirche keinen Eindruck machen können, weil sie ihrer Stimme das Ohr verschließen.“ —

Wie an früheren Stellen, bei sich darbietender Veranlassung, einzelne Gedichte: „die Macht des Gesangs,“ „die Kraniche des Ibicus,“ ein Chorgesang aus „der Braut von Messina,“ von einigen Schülern des Gym=

nasiums declamirt wurden; so geschieht es auch an dieser Stelle der Rede mit den Zeugnissen des Dichters für die Religion des Kreuzes.

„Der Sänger welcher im Gang nach dem Eisenhammer die Idee verherrlicht, daß die reine Unschuld unter Gottes unmittelbarem Schutze stehe; der Dichter, welcher im Grafen von Habsburg den Lohn der kirchlichen Ehrfurcht besingt; der im Kampf mit dem Drachen den christlichen Gehorsam des christlichen Ritters feiert, er erfaßte sogar den tiefern Sinn des christlichen Lebens, und verherrlichte ihn als eine reine Perle seiner Glanzperiode in dem Johanniter:

„Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur Du verknüpftest, in einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!“—

Meine Leser hatten sich etwas anderes erwartet von dem hochwürdigen Herrn Gymnasialprofessor in

Graz, und werden sich freuen, gleich wie ich mich gefreut habe, daß die arge Voraussetzung falsch war. Wenn auch ein Ketzergericht im Großen und Ganzen sich für Ort und Stunde freilich nicht geschickt haben würde, so ein kleines Scharmützel gegen den Freidenker, ein Bischen Großinquisitormiene, um ein Stück Sündenregister mit dem Bann zu belegen und was etwa vom Dichter übrig blieb, wie nur etwa den unvollendeten Gypsabdruck einer erzgegossenen wahrhaft sittenreinen Größe hinzustellen; das hätte man doch erwarten dürfen.

Und von all dem nichts.

Selbst die äußere Erscheinung des Redners, in moderner Haltung. Kein Kahlkopf, keine wichtige, gravitätische Miene, kein gelehrtes Stirnrunzeln, kein doctoraler Aplomb.

Die Sätze, ohne jedwede rhetorische Ausführung, in ihrem natürlichen Zusammenhange, wie hingeworfen, im vollendeten Conversationstone vorgetragen. Er fing nicht mit den Alten an und stellte sie als die ewigen Muster auf; er ließ Dante, Tasso, Shakespeare bei Seite; erwähnte nicht der romantischen Schule und ihrer Quelle in dem gläubigen Spanien; nicht der Verirrungen auf Abwegen in neuester Zeit.

Er sprach nicht als Enthusiast, sondern schritt ruhig und friedlich dahin, wie auf einem lieblichen Spazier-

gange, an dessen Reizen er auch Andere willig theilnehmen ließ.

Indem er seinen Helden feierte, hatte er dessen Licht auf sich reflectiren lassen und ward davon so durchdrungen, daß er mit seinem Helden Eins zu werden schien.

Ist das nicht schön? Merkwürdig in der Nacht des römischen Concordats?

Jedoch einem Vorwurfe durfte er sich nicht aussetzen: dem des Indifferentismus, dessen Wirkungen, jeder positiven Religion verderblich, ein der wahrhaftigen Humanität entschieden feindliches Element in sich bergen. Dagegen mußte der glaubenswarme Priester sich offen verwahren.

Aber nie geräth er dabei in zelotischen Eifer und verunziert und befleckt den Eindruck, den er beabsichtigt. Wie schön ist es wieder, wenn er zum Schlusse sagt:

„Möge Schiller dankbare Freunde finden aller Orten, aller Zeiten, wir freuen uns darüber; denn uns, die wir Katholiken sind, ist sein Zuruf nach idealer Weltanschauung, nach sittlichen Vorbildern, die Ermunterung zum Streben nach dem Höchsten, nicht fremd; sondern unserer Natur auf das harmonischeste entsprechend.

„Denselben Ruf, den der Dichter, in seiner Weise, an die Menschheit ergehen läßt, ruft uns in heiliger und göttlicher Weihe auch die Kirche zu. Unsere

heilige Religion hat uns diese Idealität in höherem Sinne, mit der trefflichsten Grundlage, und nicht mit dichterischer, sondern mit realer Wahrheit, längst zur Richtschnur gemacht. Nicht bloß die schöne Kunst, sondern auch die heilige Wissenschaft, nicht allein die eigene menschliche Kraft, sondern die göttliche Gnade, soll uns zu einer edeln, sittlichen, schönen Lebenserfassung leiten.

„Darum feiern wir ja aus Grundsatz jene seligen und großen Menschen, die dies Ideal anstrebten und erreichten, und wir erkennen es und freuen uns, wenn es auch allenthalben anerkannt wird, daß es ein Lebensbedürfniß sei, das Andenken sittlich erhabener Geister hoch zu halten.

„Und so haben wir gern die Hand geboten den Brüdern deutschen Stammes, zur gemeinsamen Feier jenes Mannes, der uns Allen angehört, weil er durch und durch deutsch ist, und weil die deutsche Nation nur Ehre an ihm erlebt, und ihre eigene uralte Ehre in ihm wieder gefunden hat.

„Möge unsere heutige Einigkeit ein Vorbild, ja der Beginn sein, der steten Einigkeit zu allem Guten, Schönen und Großen, und möge Schillers Genius, nach weitern hundert Jahren, unsere so reich und so tiefbegabte Nation zur vollen Ehre und Kraft erwacht und gestählt erblicken.“ —

An diese, fast im Prophetenton gesprochenen Worte

reiheten sich Hochrufe für Schiller und jeden deutschen Mann von sittlicher Tugend, der sein Vaterland liebt, und auf dieses Vaterland selbst. —

Da hör' ich wieder welche von der andern Seite, die ich gut kenne, einwenden:

„Es hat in unserer Zeit immer etwas Bedenkliches, vor Allem der Jugend und dem stets jugendlich kindlichen Volke gegenüber, Heroenbilder aufzupflanzen, an denen man auch geistiger Weise einen Theil mit dem Mantel zudecken muß.

„Ein Hinweis, bei solcher Gelegenheit, auf die Heiligen Gottes, ist durchaus unstatthaft.

„Die Kirche stellt sie uns vor zum Schutz und Beispiel für Alle, und zwar für jedes Gebiet des Lebens. Wir dürfen und sollen sie von allen Seiten betrachten; während jene modernen Heroen eines Cicerone bedürfen, der die Beschauer erst an den rechten Standpunkt stellt."

Ein anderer Dreinredner geht weiter und behauptet: „Wenn es noch ein wirklich katholisches Deutschland gäbe, so müßte es sich bei so einer Schiller- oder anderen Feier nur passiv, wahrhaft leidend, verhalten. Wenn man die eine Liebe, deren nur jedes Menschenherz im vollen Sinne fähig ist, der wahren Mutter der Lebendigen, der Kirche widmet, kann man für König Friedrich, Kaiser Joseph, Dichter Schiller u. s. w. nur Ge-

fühle hegen, wie sie der Gerechtigkeit und dem christlichen Mitleid entsprechen.

„Der heutige Geniencult und die Monumentomanie haben ihren Grund in dem systematischen Bestreben des Freimaurerthums, neue Feste und neue Heilige an die Stelle jener des Christenthums zu setzen. Wenn man Schillers poetischen Werth nicht in Betracht dabei zieht, so läßt ihn Das, was übrig bleibt, für Maurer groß, für Christen aber gewiß sehr klein erscheinen." —

Hätte dieß der Redner, Gymnasialprofessor Dr. Richard Peinlich in Graz, in seinen Ideenkreis mit hineinziehen wollen, er würde sich offenbar vergriffen haben und seine versöhnende Hand, gerade herausgesagt, mit der kritischen Peitsche bewaffnen müssen. Vor diesem, nicht zu entschuldigenden, Mißgriff haben ihn seine Bildung, sein Geist und Takt glücklich bewahrt.

Er mußte die Klippe umschiffen, die ihn dem Verdacht aussetzte, als sei er ein Feind der im bessern Sinne aufklärenden Bildung. Sein Ziel: Wahrheit in den Grundsätzen, hat er offen dargelegt und durch die Mäßigung in der Ausführung derselben seinen Leitstern im Amte erwiesen.

Auch der Katholik, der Alles glaubt, was der Glaube verlangt, wird sich nicht enthalten können, zu schätzen und zu lieben, was zu schätzen und zu lieben erlaubt ist. Darüber besteht kein Zweifel.

Als neulich des katholischen Abgeordneten Waldeck Begräbniß mit großer Ostentation in Berlin statt fand, meldet ein Correspondent eines sehr verbreiteten Blattes wörtlich:

„Constatirt muß die Thatsache werden, wie die Rede des katholischen Propstes am Sarge, der von der großartigen Bedeutung des Entschlafenen für das Volk wenig wußte, aber desto mehr seine Anhänglichkeit an die Formen der Kirche betonte und darin auf Nachahmung hoffen wollte. Der würdige Herr hatte Recht in so weit, als Waldeck in der That sich an die Kirche hielt, die Sterbsacramente begehrte und empfing; er (der Propst) erinnerte sich aber nicht daran, daß Waldeck einst gegen die Macht des Papstes donnerte (!) und bis an sein Ende der Hierarchie entgegentrat, wo sich dazu Gelegenheit fand. Wenn dessen ungeachtet die katholische Partei den verstorbenen Volksmann für sich vindizirte, der bekannte Rath Müller an der Seite des Kreuzes und mit den katholischen Gesellen dem großartigen Leichenzug voranschritt, so beweist das nur: wie weit unter Umständen der katholische Klerus seine Gränzen zu stecken versteht.“ —

Da muß man Respect haben! Nicht wahr?

Der Propst zu St. Hedwig hätte am offenen Grabe erwähnen sollen, daß der im Glauben treu verstorbene Waldeck gegen den Papst gedonnert habe!

Und welche schöne Toleranz leuchtet aus der wirklich unsinnigen Schlußbemerkung?

Von einem noch grünen Kritiker von Renommee las ich erst neulich:

„Als Schiller, der Knabe, anfing Geschichte zu studiren, zog ihn vor allem die Periode jener phantastischen Zeit an, welche den Gesammtoccident zu einer Flamme entzündend, die katholische Weltanschauung auf den Höhepunkt führte — die Zeit der Kreuzzüge.“

Dieser Trompetenstoß störte mich aus dem Schlummer, der mich bei dem Lesen seines Artikels zu beschleichen anfing.

Als ich das Blatt in die Hand nahm, wußte ich wohl, daß die darin credenzten Schüsseln nach dem modernsten Küchenrecept zubereitet seien; allein eine solche Brühe hatte ich nicht erwartet. Die Zeit der Kreuzzüge als eine phantastische aufzutragen! Es ist wahrhaft sublim abgeschmackt.

Die Kreuzzüge entsprangen einer sehr reellen Quelle und die Zeit war viel weniger phantastisch, als es zum Theil die jetzige, nach verschiedenen Richtungen hin ist.

Es handelte sich nicht darum, zu wissen, ob das heilige Grab den Jüngern Christi, oder den Anhängern Muhammeds angehören sollte; es handelte sich darum, zu

entscheiden, welche von Beiden die Welt beherrschen sollten.

Zur Zeit der Kreuzzüge beherrschten die Moslim den ganzen Orient, und droheten den Occident in ihre Gewalt zu bringen. Die europäischen Völker bangten und zitterten. Welch ein anderer Damm wäre im Stande gewesen, den Strom aufzuhalten und zu ersticken, wenn nicht der, den die Vereinigung aller christlichen Völker bildete? Der göttliche Hauch der Religion entflammte sie zu einer allgemeinen, edlen Begeisterung. Der Zauber des Gedankens, das heilige Land zu erobern, über dem der Himmel sich aufgethan, um dem Sohne Gottes Zeugniß zu geben, belebte Alle und nahm die ganze Christenheit für sich ein. In diese einfache Form wurde die hohe Idee der Kreuzzüge gekleidet, welche eine schnelle Vereinigung der Völker, eine wunderbare Uebereinstimmung der Gefühle, der Interessen und Ansichten in sich schloß, und auf unerwartete Weise der religiösen Zwietracht, den politischen Wirren und den Bürgerkriegen ein Ende machte.

Würde der phantastische junge Kritiker nur ein wenig von den damals abgehaltenen Concilien wissen, von der Frechheit des „gesunden" Menschenverstandes, die sich überall Bahn brach, so müßte er auch einsehen, daß die europäische Bildung, ohne die Kreuzzüge, in die Finsterniß der Barbarei zurückgesunken wäre. Der Name Jesus Christus und das An-

sehen, das der Glaube an Ihn verlieh, wirkte stärker, als das Schwert der Kämpfer.

Ich bin fest überzeugt, daß ein Geist wie Schiller die Zeit der Kreuzzüge nicht für eine abenteuerlich phantastische ansah und sein „Ritter von Rhodus“ und „die Johanniter“ aus einer anderen Anschauung erflossen sind.

Aber ich habe meine Leser schon zu lange von Schiller unterhalten und wohl noch so manches auf dem Herzen, ihnen von anderen Handwerkern zu sagen.

Man stoße sich nicht an die Bezeichnung, sie ist modernsten Gepräges.

Nach dem Ausspruch eines Abgeordneten im Norddeutschen Reichsparlament, als es sich um das literarische Eigenthumsrecht handelte, gehören die Dichter in die Kategorie „der geistigen Handwerker.“

Klingt das nicht vollends wie Gewieher? —

Doch, kehren wir zum Concordat zurück.

In Oesterreich ist das Wort „Aera“ bis zur Lächerlichkeit abgegriffen worden. Ein Zeitraum von wenigen Wochen wurde in seiner wandelbaren socialen Existenz zu einer neuen Aera gestempelt.

Da hörte man von einer Schmerling=, von einer Giskra=Aera u. s. w. Gleichviel war es, wie lange Regen oder Schnee der Himmel auf die Aera eines Ministeriums herunterfallen ließ; wie viel Ochsen, Kühe,

Hämmel und Schweine während derselben geschlachtet, wie viel Gemüse zu Markt gebracht, wie viel Menschen geboren und gestorben waren. Das Endergebniß war stets dasselbe. Alles Geschehene versank in das Grab der Vergessenheit.

Die neue Aera sah wieder, gleich der alten, junge und alte Frauen ihre Einkäufe in derselben Fleischbank machen. Leben muß der Mensch! —

Der Abschluß des Concordats begründete eine neue Aera in Oesterreich.

Sie kann nicht zerstört; sie kann nicht aufgehoben, nicht von einer neuen abgelöst werden. So lange es noch katholische Gewissen gibt, bleibt das Concordat in voller Kraft.

Allein noch Eines bleibt übrig zu widerlegen.

„Die dogmatische Hülle des Mittelalters, die so wenig zu dem Grade heutiger Bildung paßt, daß sie Dem, was die Zeit erstrebt und sich zum Theil schon erobert hat, hemmend in den Weg tritt.“ —

Darauf will ich eine Antwort aus dem Buche: „Deutschlands nächste Aufgabe,“ von den Gebrüdern Reichensperger geben.

„Im „Mittelalter, wo der Spiritualismus im Zenith stand, erhoben sich zu den Füßen der mächtigen Kathedralen, mitten in einem Walde von Thürmen, alle jene Palaststädte des Großhandels, mit deren Luxus das Gepränge unserer heutigen Nabobs auch nicht von

Ferne einen Vergleich aushält. Und jene erstaunliche Kunstpracht, deren spärliche Reste wir kaum zu unterhalten vermögen, war keineswegs in dem Umfange, wie der des heutigen Luxus, auf das Elend eines zahllosen, stets dem Winde des Zufalls preisgegebenen Proletariats gegründet. Sagt uns doch ein glaubhafter Zeitgenosse, der Italiener Guicciardini, von Flandern, wo Pracht und Industrialismus am höchsten blühte, daß der Wohlstand sich bis in die untersten Schichten erstreckt habe.

„Was Alles mit den damaligen Mitteln der Erde und dem Meere abgewonnen und daneben zur Ehre Gottes, für Religion und Gottseligkeit geleistet worden ist, thut in unwiderleglicher Weise dar, daß das ächte christlich religiöse Leben keineswegs dem practischen, oder jenem männlichen Unternehmungs- und Forschungsgeist Abbruch thun muß, der sich der Natur zu bemächtigen und sie botmäßig zu machen weiß.“ —

Doch jetzt wieder speciell zu Dir, lieber Freund!

Ich möchte gar zu gern ein Stückchen Idylle meinen Reisebriefen einverleiben. Wohl wüßte ich sie zu finden; allein es führte mich von dem für jetzt einmal eingeschlagenen Wege zu weit ab.

Die ganze Obersteyermark böte die herrlichste Scenerie, in ihren Höhenzügen bis hinan zu den Alpen, bei deren

Anblick der bekannte Naturforscher Leopold von Buch, in dem köstlichen Badeort Gleichenberg, begeistert ausrief: „Dieser Ort führt seinen Namen mit Recht, dies sind Berge ohne Gleichen!“

Und dann alle Thäler, die man durchzieht, bis zu der weltberühmten Wallfahrt Mariazell, an die mich der geweihte Pilgerstab, der daheim an meinem Schreibtisch lehnt, täglich erinnert.

Welche Kette der reizendsten Idyllen bieten sich in diesem lachenden Winkel der österreichischen Monarchie dar!

Und zwar keine solche aus Milch, Butter, Käse, Hühnern und anderen ländlichen Gegenständen, ausstaffirt mit Sennerinnen, barfüßigen, plumpen Burschen, mit Vieh, Schweinen und Gänsen, wie sie die sogenannten Genremaler und die süddeutschen ordinären Dorfgeschichtschreiber zu malen und zu schildern verstehen. Wo Alles so erlogen ist. —

Es war Abend; der Himmel grau; nur hie und da schimmerte es aus der Höhe.

Ich verließ den „Elephanten“, mein Absteigequartier, und schlug den Weg durch den ältern Stadttheil ein.

Das Geräusch der Straßen wurde schwächer und über den niedrigen Häusern wurde ein erweiterter Horizont sichtbar. Endlich war ich dort hingerathen, wo die einzelnen Wohnungen schon auf Aeckern und in Gärten sich

verlieren und das städtische Aussehen mit dem ländlichen sich vertauscht.

Ein paar spielende Kinder sah ich, einige einsame Spaziergänger, die hier eine von den Tagesgeschäften ungeschwängerte Luft einathmen wollten, begegneten mir und ich war bald in's Freie gelangt, eine weit ausgedehnte Ebene, über die der Mond langsam sich erhob.

Damit ging mir plötzlich ein Licht auf.

Ich hielt mich stets für gescheut und erstaunte jetzt über mich selbst, wie ich in einer solcher Selbsttäuschung so lange hatte verharren können!

Mein stolzes Selbstgefühl fühlte sich sehr herabgedrückt.

Was war es?

Der plötzlich erglommene Mondschein bestrahlte auf einem Mittelabhange der fernen Berge ein Schloß, an dessen Mauern meine herzigsten Jugenderinnerungen hafteten.

Hier verlebte ich zwei glückliche Sommer bei meinem Freunde. Er hatte sich der Tonkunst mit ganzer Seele ergeben, und ich sollte ihm den Text zu einer Oper liefern. Componist und Dichter zusammen, in täglicher persönlicher Berührung am Werke schaffend, das müßte die Sache auf's Beste fördern, dachten wir.

Der Freund war nun längst todt; aber der heutige Schloßherr war sein Sohn, den ich damals als Knaben schon kannte.

Es bedurfte eines kurzen Ueberdenkens. Meine Jugend trat mir lebhaft vor Augen; jene glücklichen Stunden sprachen zu mir und ich hörte aufmerksam zu. Ich griff zu; die Idylle war gefunden.

Der Sohn meines Freundes hatte sich noch nicht lange mit einer Tochter aus einem guten bürgerlichen Hause verheirathet, wie ich erfahren, und lebte mit der jungen Frau fern von der haute volée, in ländlicher Ruhe, um sie nicht in schiefe Beziehungen zu bringen.

Das war klug von ihm. —

Ich kehrte sehr befriedigt von meinem Abendgang in den „Elephanten" heim und schlief im Nachdenken darüber ein, wie ich mich aus allem und jedem politischen Aerger lösen könne, um mit jungfräulichem Verstand, reiner Seele und unschuldigem Herzen, wie sie die mich erwartenden Verhältnisse, die ich aufzusuchen ausgehen wollte, verlangten, in mich aufzunehmen, und von dieser Bereicherung Dir in meinem nächsten Briefe das Interessanteste mitzutheilen.

Sechster Brief.

Unterwegs. Schloß N...... Ein Dorfschulmeister. Eine christliche Idylle.

Ich wählte den ersten Zug. Ich konnte nicht schlafen, hatte die Nacht halbträumend von neuen, anmuthigen Abenteuern dagelegen und freute 'mich, als der heranbrechende Tag es mir erlaubte, ihnen entgegenzufliegen.

Aufrichtig gestanden, muß ich selbst eine Aehnlichkeit mit dem ingenioso hidalgo des Cervantes constatiren, die nicht einmal durch Zeit und Land sich unterscheiden läßt; denn die Zeit war meinem Suchen ebenso fremd und feindselig gegenüberstehend, wie dem seinigen und das Land, das ich durchzog, war ebenso wie das Land seiner Ritterfahrten, von ganz anderen Interessen erfüllt und aufgeregt, als von dem Preise der Dulcinea und ihr zu Ehren eine Lanze zu brechen mit wem es sei; gleichwie auf dem Boden der reinmateriellen Dinge, im Drängen und Wogen nach augenblicklicher

Sättigung, ein Ausgehen darauf, Zustände des einfach natürlichen Lebens in seiner vollständigen innigen Zartheit aufzufinden, den Schein des Lächerlichen auf sich lenkt. Aber wohlgemerkt! nur den Schein, denn es ist längst erwiesen und anerkannt, daß die eigentliche Weisheit im Junker von La Mancha blühte.

Erlasse meiner Bescheidenheit die Anwendung davon auf meinen Hang zur Idylle. —

Es war so schön, als ich aus dem „Elephanten" entfloh und mich im Freien befand.

Der Bergwald begränzte die Aussicht; schwere Halme schaukelte der Morgenwind auf den Aeckern; fettes Gras auf den Wiesen, das den steyrischen Kühen den ersten „Obers" der Welt bereiten hilft; die Kohlarten gleich Staudengewächsen; an jeder nur einigermaßen behäbigen Wohnung ein Gewächshaus; an der Kamerz hangen köstliche Trauben, Birnen von einer etwas beunruhigenden Größe an den Bäumen, deren Schatten dem müden Wanderer deßhalb nicht anzurathen wäre.

Eine ganz besonders auffallende Schönheit der Landschaft bildet das Ephеu, in welchem mancher Thurm, manches alte Mauerwerk, wie in einem Futterale steckt.

Alles, was mein Auge umfaßt, verhält sich in einer stillschweigenden Harmonie zu einander. Die Dinge empfangen und spenden sich wechselseitig Leben und Schönheit.

Wir nahen uns einem von vielen Menschen be-

wohnten Orte. Der Thurm zeigt es uns an, dessen Glocken eben geläutet werden.

Sollten hier nicht auch jene wechselseitigen Beziehungen walten, die aus der todten Natur, wenn wir sie so nennen dürfen, uns zum Gemüthe sprechen?

Aber was finden wir? Neid, Zank und Streit, Undank, selbst gegen den Schöpfer!

Das Alles fährt mir beim Läuten des Kirchthurms ärgerlich durch den Kopf. Aber, guter Gott! wie wär's erst dann, wenn die Kirche nicht da wäre, und die Glocken nicht läuteten! —

Die Eisenbahn bringt mich schnell vorüber. Mein Träumen ist zu Ende, wir halten im Bahnhof, und ich muß mich nach einer Gelegenheit umsehen, um die drei Stunden bis zu dem Schlosse meines Freundes zurückzulegen.

Mit dem Zeiselwagen, deren zwei dastunden, zu fahren, war unmöglich; ein ziemlich eleganter Einspänner war schon belegt und da stand nur noch eine alte Landkutsche, wie sie mich schon vor fünfzig Jahren von Ort zu Ort führte; nur daß sie jetzt etwas gebrechlicher und schmutziger aussah, wie damals.

Ein Rückständiger gleich mir, ein Freund alter Unbequemlichkeiten, selbst längst verjährten Unordnungen und Unzulänglichkeiten, unter Umständen und nach Maßgabe, nicht immer obhold, konnte sich's nicht besser wünschen.

Ich miethete das sehr herabgekommene Fuhrwerk, und nahm meinen Platz in seinem zerlumpten Innern. Es stieß gewaltig. Meine Cigarre wollte nicht brennen. Ich fragte den Kutscher, ob er Feuer habe, er drehete sich nach mir um und ich sah, daß es ein munterer Bursche von ziemlich gesetztem Alter war, etwa fünf und dreißig bis vierzig, dem der Schalk aus den Augen blitzte. Bei höher Gebildeten nennt man es „der Geist.“ Ein gutmüthiger Zug um den Mund, der mir — der ich Physiognomiker bin — schon Vertrauen eingeflößt hätte, wenn es nicht mehr noch sein Aufputz gethan.

Unter sein Leinwandblouse, die vorn offen war, bemerkte ich eine Sonntagsweste von blauem Sammt, mit blanken Knöpfen. Solchen Leuten der Art, die am Sonntag ihren Staat anlegen, darf man schon trauen; es sind nicht die schlimmsten.

Ich schwang mich aus der Carosse auf seinen Sitz, bat ihn seine Pfeife auszuklopfen, indem ich ihm eine Cigarre offerirte.

„Wie still und ruhig ist's hier allweg,“ damit fing ich die Unterhaltung an, „wie thut es so wohl“ —

„Ja, hier herum gibt's noch brave Leut', die sich nichts drein reden lassen, heut ist Sonntag, jetzt schicken's sich zum Kirchgang.“ —

„Seid ihr von hier?“ fragte ich.

„Eben auf der Herrschaft des gnädigen Herrn geboren, zu dem ich Euer Gnaden hinfahre.“ —

„Aber Eure Sprache klingt so fremdartig.“ —

„Das macht, weil ich weit und breit herumgeworfen bin. Mein Vater selig war ein unruhiger Kopf und wanderte aus. Zuerst an den Rhein, dann verlockt's ihn hinüber nach Frankreich, wo es uns gar schlecht erging. Die Eltern starben im Elend und ich mußte bei Fremden dienen, bald dort, bald hier, wo ich Brod fand. Mit Pferden wußt' ich gut umzugehen und so hat mir's grad niemals gemangelt. Endlich ward ich's satt, nachdem ich Alles erfahren und zum Theil nothgedrungen hatte mitmachen müssen: Club, internationale Versammlung, Strike und all das Teufelszeug, was damit zusammenhängt; da nahm ich mir vor, hierher in mein Daheim zurückzugehen und zu merken, wie's da ausschaut. Gott sei Dank! hier liebt und ehrt man noch für jetzt den Pfarrer und den gnädigen Gutsherrn; hier gibt's keine Sozialisten, die sagen: der Baron ist zu reich, er muß mit uns theilen. Aber wie lang wird's noch heben? Das kann über Nacht umschlagen. Da ist der Gewaltsmann, der Rechbauer, der sich für den Weisesten hält, weiser als Alle, die seit zweitausend Jahren auf Erden gelebt. Nur Er allein weiß was Rechts. Mit dem Concordat fort! die Verehlichung wird auf dem Rathhaus zu Protocoll gegeben und nicht in der Kirche eingesegnet;

Juden, Türken, Heiden können mit Christen solche Ehen eingehen; keine exercirte Soldaten mehr, sondern Haufen von Landmiliz, die den Krieg in die Länge ziehen und mehr Geld und Menschenopfer fordern, wie man es in Amerika gesehen hat. Schauen's! Das ist der Herr Rechbauer, und bei all dem Unsinn, der jedem Christenmenschen die Haare zu Berg treibt, halten sehr Viele zu ihm, deren Zahl alle Tage zunimmt."

Es war mir interessant, von meinem Kutschbockpolitiker ein so zutreffendes Urtheil über den „Gewaltsmann," wie er ihn nannte, zu hören. Ich hatte mich in Graz nicht um die von Rechbauer angerichtete Wirthschaft bekümmert. Die staatsmännischen Eigenschaften, die er sich zutraute, waren mir längst lächerlich erschienen.

Gegen die Auflehnung der katholischen Polen will er die Aufhebung des Concordats als Mittel; gegen die von den Tyrolern behauptete Glaubenseinheit wendet er die obligatorische Civilehe an und gegen die czechischen Rebeller das Milizsystem!

Das paßt gut aufeinander.

„Ja, Euer Gnaden mögen mir's auf's Wort glauben, auch hier herum spukt schon die Rechbauer'sche Weisheit," fuhr mein Kutscher fort. „Noch gestern, als ich auf dem Bahnhof hielt, sagte mir ein Bekannter, ein Pfifficus erster Klasse, aus dem Ort: „Meinst du nicht auch, Toni, es geht nicht gerecht zu in der Welt?

Man mag arbeiten und sich sorgen und sparen, so viel man will, man bringt doch nichts Rechtes vor sich und Andere wieder thun nichts und schwelgen im Ueberfluß." — „Schwenkst du auch schon zu den Rothen?" machte ich. „Nein, das nicht, aber die Rothen sind nicht im Unrecht. Euer Baron zum Beispiel: hunderttausend Gulden, sagt man. Mit dem vierten Theil wäre er immerhin reicher als Alles hier herum. Sag mir, Toni, wozu brauchen wir solche Barons?" Und das, Euer Gnaden, habe ich gestern erst mit eigenen Ohren hören müssen."

„Nun sagt mir aber auch, mein guter Freund, was haltet ihr von den reichen Baronen? Braucht man sie oder nicht, und wozu?"

Ich gab ihm eine frische Cigarre, er that wie Racines Hippolyt in der „Phèdre:" Sa main sur les chevaux laissait flotter les rênes und im langsamen Fortrollen unsers Rumpelkastens begann er seine Meinung mit ziemlicher Weitläufigkeit auseinander zu setzen.

Was er in seiner Manier vorbrachte, mag und kann ich Dir hier nicht wiederholen. Es lief darauf hin, daß er sich überzeugt halte, die Verschiedenheit der Stände sei hienieden eine nothwendige Bedingung des Daseins, wenn gleich untereinander alle Christen, als Kinder Gottes, sich gleich seien. Der Herr Baron, sein Gutsherr, habe ihm das selbst gesagt, als er ihn in einer schweren

Krankheit mehrmals heimsuchte. Wo der liebe Gott Einen hinstellt, da steht er und muß zusehen, daß er nicht umfalle. Eben so spricht der Pfarrer. Die ächte Gleichheit und Brüderlichkeit ist in der Kirche. Aber die Rothen, die von dem Baron nichts wissen wollen, haben es schon offen erklärt, daß sie auch nächstens den Pfarrer fortjagen werden.

„Das ist freilich nicht zum Lachen, aber nun kommt ein anderer Schwindel dazu, über den man doch lachen muß," sagte er, indem er die Pferde durch einige Schläge aus dem Schlummer weckte —

„Was wäre das?" fragte ich.

„Das allgemeine Stimmrecht heißen sie's. Du wirfst dein Zettel mit dem Namen eines Abgeordneten in den Topf da, und bist eben so viel und gleich dem Baron und dem Pfarrer. Ich, der ich mit Respect vor Euer Gnaden, tagtäglich den Mist aus dem Stalle schaffen muß, soll mir einbilden mit den Herren auf gleicher Linie zu stehen, die studirt und in der Politik hochbewandert sind. Ich soll wählen! Wen? Den sie wählen sollen, das wissen sie; wir Anderen, Volk, wie wir heißen, wählen Den, welchen uns der Herr Baron, der Herr Pfarrer, oder gar der Rechbauer, unter die Hand gibt. Solche Wirthschaft schlägt ganz und gar dem Faß den Boden aus. Das ist das Ende. Der Mord alles freien Wollens. Statt des Rechtes eines Jeden, wird Treulosigkeit und Verrath für Alle herrschen."

Er würde nie und nimmer sich zur Abgabe eines Wahlzettels hergeben, damit endete seine Erklärung, die dadurch oftmals unterbrochen wurde, daß er abstieg, um an seinem Gespann zu basteln und zu nesteln, wo jeden Augenblick etwas riß und losging.

Ich unterhielt mich dabei sehr gut und dankte dem Himmel, der mich einen so gesunden Philosophen, braven Mann und guten Kutscher hatte finden lassen. An der Seite Rechbauer's selbst, oder an der eines andern großen Staatsweisen, hätte ich mich nicht so erbaut und erfrischt gefühlt. —

Wir näherten uns jetzt dem Ziel unserer Fahrt und stiegen allgemach von der Höhe, zu der sich die Conversation geschwungen hatte, bis zu der eigenen Persönlichkeit nieder.

Mein Kutscher hatte mir schon von seinem Lebenslauf einiges mitgetheilt, er fügte nur noch hinzu, daß er eine brave Frau hier geheirathet habe und eines Knaben Vater sei, dessen sich der Herr Pfarrer annehmen wolle, um einen Priester aus ihm zu machen.

Dann erlaubte er sich die Frage, welchem Stand ich angehöre. Als ich ihm darauf geantwortet, konnte er sein Erstaunen nicht bemeistern. Er bat um Entschuldigung, allein was ihn drückte, mußte heraus. Er hielt meine Antwort für Scherz, da er bisher glaubte, daß mit meiner Hantirung nur ein verächtlicher Begriff verbunden werden könne.

Es wurde mir nicht schwer, ihm diesen Irrthum zu benehmen. Er glaubte mir auf's Wort.

Ich meinerseits war vollkommen überzeugt, daß er sich zufriedener fühlte durch die Art und Weise, wie er mit seiner alten Landkutsche alltäglich dieselbe Strecke zurücklegte, als ich durch diejenige, die meinen Weg durch Zeit und Raum, beflügelt, rastlos, mich ein langes Leben hindurch aufsuchen ließ. —

Am Portal der äußeren Mauer ließ ich ihn halten. Ich sagte, es geschehe, seine müden Gäule zu schonen, in der That aber war es, um keine risée bei'm Vorfahren am Schlosse zu riskiren. Die kleine Anhöhe würde ich mit Vergnügen zu Fuße zurücklegen.

Beim Abschied empfahl er sich zur Weiterbeförderung nach dem Bahnhof, wo ich ihn angetroffen hatte. Ich versprach es ihm, allein das Verhängniß wollte es anders fügen.

Schloß N . . . . . .

Ich trug meine geringe fahrende Habe selbst. Nachdem ich den kleinen Doppelkoffer, den Pelz und ein paar Bücher dem Bedienten im Vorsaal abgegeben, nahm ich eine Karte heraus, damit er mich bei'm Herrn Baron melde.

Bald darauf brachte er die Antwort: der Herr Baron sei aus und werde erst zur Tafel wieder da sein,

allein die gnädige Frau Baronin sei bereit mich zu empfangen.

Ich fand zwei Damen, deren eine sich weniger, die andere sich sehr gezwängt benahm. Ein mehr als kalter Empfang, dem eine angemessene, weltläufige Schicklichkeit, selbst einem fremden, ganz unerwarteten Besucher gegenüber, einen mildernden Anschein gegeben haben würde.

Da erschallt plötzlich ein helles Lachen und herein tritt ein Herr mit weißem Schnurrbart, der mir beide Hände entgegenstreckt und mich beim Namen ruft.

Ich erkenne einen alten Freund, aus den Jahren, die ich in meiner Jugend in Brünn zubrachte, den Hauptmann B. Wir lebten viel zusammen. Abends trafen wir uns bei Markowic, dem ungarischen Weinwirth, und fast jeden Tag begleitete er mich zu dem Grafen St. Genois, dem Commandanten des Spielbergs. Ich habe dieses trübseligen Spaziergangs schon früher Erwähnung gethan.

Jetzt fielen uns jene Tage ein, als wir uns herzlich umarmten. Die Damen ergriffen die Gelegenheit, um sich zu entfernen und die ältere sagte: „daß sie die Freude des ersten Wiedersehens nicht stören wollen und sich das Vergnügen näherer Bekanntschaft für später vorbehalten.“

Ich erwiderte sehr schnell: daß ich diese Verheißung

ihrem vollsten Sinne nach acceptire, und legte so viel Herzlichkeit als möglich in die Worte.

Die Damen grüßten steif, lächelten nicht im Geringsten und verließen uns.

Die ältere, des Barons Gattin, hatte ein hübsch geformtes Gesicht, brünett, nicht gerade geistreiche Augen, aber ein ruhiger, gescheiter Blick, der offen sich auf die Gegenstände lenkte.

Die jüngere, fast noch Kind, dem Aussehen nach etwa sechszehn Jahre, war weniger ansprechend. Die Haare blond, blaßblaue Augen, die bei'm ersten Abord nichtsbedeutend erschienen. Sie hatte bei meinem Empfange nicht den Mund aufgemacht. —

Mein Freund war, seit unserm Brünner Beisammen, vom Capitän zum Obersten avancirt und wenn schon um einige Jahre jünger als ich, dennoch über das sechste Stufenjahr hinaus.

Es drängte mich etwas Näheres über den Baron und seine Familienverhältnisse zu erfahren, da ich ihn seit seinen Anfängen ganz aus dem Gesichte verloren hatte, damit ich als ungeladener Gast, in seinem engen Familienkreis, nicht allzu fremd erschiene. Mein Oberst schien diesem anzugehören.

Er schlug mir einen Gang durch den Park vor, wo wir gehörig Zeit hätten, da die Glocke erst um vier

Uhr zu Tische rufe und weithin zu hören sei. Es werde überdieß zweimal geläutet, um Jedem Zeit zu gönnen, sich zur Suppe einzufinden. Die gnädige Frau halte sehr auf Ordnung in allen Stücken.

„Nach dem Tode seines Vaters,“ so begann mein Freund seine Mittheilung, „trat unser Baron Philibert, jung, reich und unabhängig in die große Welt. Es war natürlich, daß er daran dachte, sich eine Parthie zu finden, die ihm ebenbürtig; reich und aus vornehmem Hause.

„Seine Wahl war bald getroffen. Eine Zierde der hocharistocratischen Salons wurde der Gegenstand seiner Huldigungen und zeigte sich ihm gleichfalls huldvoll zugeneigt.

„Schon glaubte er am Ziele zu stehen, als ihm ein Mitwerber in den Weg trat. Es war einer seiner nächsten Verwandten, älterer Linie, der den Grafentitel führte. Kurz, es war Graf Bernhard, mein Vetter von mütterlicher Seite, sehr reich und vornehm, von gereifter Erfahrung, allen Anfoderungen der hohen Gesellschaft vollständig gewachsen. Von den Eltern der Dame erhielt er den Vorzug vor seinem jugendlichen Neffen, der darüber verzweifeln wollte.

„Gleich nach der Hochzeit hatte der Graf Paris zu seiner Residenz erwählt, wie es nahe lag, um den Gegenstand der Herzensneigung seines Neffen aus dessen Gesichtskreis zu entfernen.

„Die junge Gräfin litt aber bald an einer Ueberreizung der Nerven, die dem Salonleben zugeschrieben wurde und der Graf verstand sich dazu, in seinem alten Stammschlosse, in den Kärnther Tauern gelegen, einige Sommermonate zuzubringen, um die einsame Ruhe und die herrliche Luft wirken zu lassen. Ich besuchte ihn dort, allein die junge Frau kränkelte auch hier und nach Paris zurückgekehrt, starb sie zu Anfang des Winters.

„Graf Bernhard versank nach ihrem Tode in tiefe Melancholie, die er — wie verlautete — dadurch lindern wollte, daß er den Ort seines kurzen Eheglücks verließ. Er ging auf Reisen und blieb Jahrelang aus, ohne irgend einen von der Familie über seinen jeweiligen Aufenthalt in Kenntniß zu setzen."

Der Oberst setzte hier ab, weil es eine Rampe hinanging.

Ich rief etwas ungeduldig dazwischen:

„Das Vorspiel war das, gut aber etwas gedehnt. Nun wünscht' ich einmal die ersten Acte des Drama zu erfahren, die vor meiner Ankunft sich abwickelten, um meine Rolle hier mit Anstand durchführen zu können."

„Geduld!" fuhr der Oberst verschnaufend fort. „Philibert brachte den ganzen Sommer auf seinem alten Stammschlosse zu. Dort besuchte ich ihn alljährlich. Es ließ sich mit ihm ein recht vernünftiges Wort austauschen,

sein Ueberdruß an dem Verlauf der socialpolitischen Dinge sprach mich an und das Familienschloß war mir auch ein lieber Aufenthalt. Es machte nicht den Eindruck einer der Verwilderung überlassenen Einsamkeit auf mich, sondern einen ganz entgegengesetzten. Es war einer starken Veste zu vergleichen, die Souterrains in den lebendigen Felsen gehauen, und dabei stieg der Koloß so frank und leicht aus dem Boden, wie ein Baum.

„Seitdem Philibert sich vor einigen Jahren verheirathet hatte, schmollte ich mit ihm. Er hatte die Tochter eines Kaufmanns erwählt. Ich mißachte den Bürgerstand gewiß nicht, er aber hätte anders wählen können und sollen. Gleichviel! ich zog mich zurück. Kam nun noch dazu, daß er der neuen Frau Baronin zu lieb das Stammschloß nicht mehr zur Sommerresidenz erkor, weil der Kaufmannstochter natürlich der Sinn für die alte Ehrwürdigkeit abging, ihr die Räume zu finster waren und was weiß ich, was sie sonst noch daran auszusetzen fand. Philibert ließ daher dies liebliche Bergschloß, das er nach seines Vaters Tode vernachläßigt hatte, auf's Schönste wiederherstellen, fügte ihm die Attribute einer allermodernsten Villa hinzu und wohnt jetzt für immer hier."

Winter und Sommer?

„Winter und Sommer. Wie's jetzt so viele der vornehmsten Kavaliere machen. Graf Wickeburg und

seine Familie halten's drüben in Gleichenberg ebenso. Es gehört ein starker Magen dazu, wie sonst in Wien zu bleiben. Vor zwei Jahren traf sich's, daß ich zufällig, auf einer Kirchweih, Philibert's Frau kennen lernte. Er ließ es an einer Einladung nicht fehlen und da sie keinen üblen Eindruck auf mich machte — sie benahm sich natürlich an der Seite ihres Mannes, der sie mit einem nahen Verwandten bekannt machte — freier und natürlicher, als heute mit Deinem Hereinplatzen mit der Thür in's Haus. Auf so etwas ist man hier niemals gefaßt, das merke Dir zur Richtschnur."

Was ist's aber mit dem blaßäugigen, blonden Mädchen?

„Das ist die Schwester" —

Blos zum Besuch, in der Sommerfrisch?

„Nein, für immer, beständig" —

Mit der kommt man wohl leichter zurecht. Das heißt man ignorirt sie —

„Was fällt Dir ein? Die hat das erste und letzte Wort."

Das stille, einfältige Ding, das so sauertöpfisch drein sah?

„Stille Wasser sind tief, bedenke das hier zu allererst. Die erste Zeit nach ihrer Verheirathung war die junge Frau trüb, in sich verschlossen; das bekümmerte Philibert. Da kam ihre Schwester Maria aus der klösterlichen Erziehungsanstalt in das elterliche Haus zurück. Man machte von hier aus den Vorschlag, die

jüngere Schwester als Gesellschafterin der ältern zu berufen. Die Mutter war damit nicht sogleich einverstanden. Ihr bürgerlicher Stolz machte seine Einwände bei ihrem gefügigern Manne geltend. Allein die Bitten ihrer ältern Tochter und Philiberts wurden so dringend, daß ein Widerstand von der Mutter Seite nicht mehr möglich war, nachdem auch der Zweifel beseitigt worden war, daß für die Weiterausbildung dessen, was sie aus dem Institute an Erlerntem heimgebracht, auf's Beste gesorgt werden könne.

„Hier?" rief ich mit wachsendem Erstaunen.

„Ja, der Herr Benefiziat nicht nur allein, sondern auch der Schulmeister im Dorfe, haben bereitwillig diese Pflicht übernommen. Nun, Du wirst Dich bald überzeugt haben, wie's hier mit diesen Dingen bestellt ist. Seltsam genug. Aber wer duldsamer Natur ist, wie ich zum Beispiel, läßt jedem die Freiheit so einfältig zu sein, als er will." —

Hier hörten wir läuten; mein Oberst unterbrach sich, ergriff meinen Arm und sang mit lauter Stimme das bekannte Lied:

„Meiner Liebsten Stimm' ist schön,
Wann ihr lockendes Getön
Durch der Bäume Dämmrung bricht;
Aber höher hebt's die Brust,
Und den Magen regt die Lust,
Wann das Tafelläuten spricht!" —

Als ich so an seiner Seite dahinschlenderte, kam es

mir zu Sinn, daß ich in der höchst sonderbaren, hier obwaltenden Constellation, wenn sie der Schilderung nach sich bewährte, meine Rechnung wohl finden dürfte: ein in sich befriedigtes, sich wechselseitig bedingendes und ergänzendes Dasein in einer kleinen Gruppe glücklicher Menschen zu beobachten.

Nach dem Essen lud mich Philibert auf sein Zimmer, um den Kaffee zu nehmen.

Was ich auf dem Herzen hatte, mußte jetzt schnell heraus.

Der schöne Mann, den er mir selbst als den Schulmeister seines Dorfes vorgestellt, der bei Tische so überall mit darein sprach, sich so ungezwungen benahm, und so that, als ob er im Schlosse zu Hause wäre; und dem, vom Kammerdiener bis zur Livree, eine Aufmerksamkeit bezeigt wurde, wie es sonst bei einer freiherrlichen Dienerschaft dem Dorfschulmeister gegenüber nicht der Fall ist —

Philibert ließ mich nicht weiter meine Beobachtungen auskramen und sagte: „Unser Sylvester ist eben ein ganz besonderer Schulmeister, mußt Du wissen. Er ist mein bester Freund. Wir waren Studiengenossen. Wir theilten Leid und Freud, bestanden jugendliche Abenteuer aller Art. Nach der Universität schieden sich unsere Pfade. Ich war reich, er war es nicht. Ich

dachte an's Heirathen und wollte meine junge Häuslichkeit in eine ländliche Einsamkeit verlegen. Bis der Plan, eine Partie zu finden, sich verwirklichte, trug ich Winters der Gesellschaft in der Residenz den schuldigen Tribut ab, und gönnte mir dann eine lange Sommerfrische vom ersten Erwachen des Frühlings bis zum spätesten Herbste. Da besuchte mich Sylvester.

„Er gefiel sich wohl bei mir und ich machte ihm den Vorschlag zu bleiben. Er würde es mit Freuden angenommen haben, wenn sich ihm eine ernste Beschäftigung dargeboten hätte. Er besaß vielseitige Kenntnisse, aber die sogenannten practisch anwendbaren gingen ihm ab. In der Wirthschaft war er nicht zu brauchen und eine bloße Verwalterstelle hätte ich ihm auch nicht anbieten mögen" —

Ich mußte lachen: „und da machtest Du ihn zu Deinem Dorfschulmeister!"

„Ich sehe ein, daß Dir das schwer verständlich ist, bis Du mich nicht zu Ende gehört haben wirst. Du begreifst nicht, wie ein Mann von Geist und Kenntnissen, der auch nur in geringem Grade mit Dem begabt wäre, was man Phantasie, Imagination, Poesie benennt, dazu sich hergeben kann, mit der Erziehung der Bauernkinder sich zu befassen. Aber gerade jene subtilen und sublimen Elemente in ihm haben ihm den freiern Aufschwung über seinen Standpunkt im Leben ermöglicht, ihn die darin wurzelnden Hoffnungen mit erweitertem

Blick ermessen lassen und endlich zu dem gereiften Entschlusse verholfen, wie und wo für ihn eine dauernde Befriedigung zu finden sei.

„Seine Gedanken strömten alle nur nach dieser einen Richtung und seine still verschlossene, tiefe Innerlichkeit war bald vor dem Zuge der herzlichsten Freundschaft gewichen. Er theilte mir mit, daß er trotz der ernsten Studien, denen er sich unterzogen hatte, niemals hoffen dürfe, auf gewöhnlichem Wege dem Staate nützlich zu werden. Er sei nicht geeignet, sich vornehme Beschützer zu gewinnen, sich vorzudrängen und Anderen den Rang abzulaufen.

„Er wisse zur Ausführung seiner Ideen nur einen Anhaltspunkt zu finden, der ihn von dem Einfachnatürlichen nicht entfernte, das in unserer modernen Weltgestaltung am seltesten anzutreffen ist. Es hatte ihn darauf hingeleitet, sich dem Lehrerstande zu widmen; aber nicht etwa Lehrer an einer großen Anstalt, welcher die Aufgabe hat, Gelehrte zu bilden — nein! er wollte nach eigenen Principien eine Schule auf dem Lande halten, und die Kinder der Bauern zu guten Menschen erziehen.

„An diesem Gedanken hing er mit der vollsten Schwärmerei seiner Seele und mit dieser Eröffnung trat er vor seinen besten Freund. Der Schulmeister unseres Dorfes war so eben gestorben und er bat mich, darauf hinzuwirken, dessen Lehreramt antreten zu dürfen.

„Anfangs hörte ich ihn mit zweifelhaftem Lächeln an, wie es jeder gethan haben würde, der die Bildung und Bedeutenheit Sylvesters mit dem in Vergleichung zog, was er für seine zukünftige Lebensstellung sich erwählt hatte. Allein keine Einrede verfing. Er wollte sich jeder Prüfung unterwerfen und alle von ihm erheischten Garantien leisten. Zugleich bekannte er sich dazu, neue Ideen, so weit es in dieser Sphäre möglich wäre, niemals unbedingt zu verwerfen; jedoch betheuerte er dabei, keinen verderblichen Samen jemals dadurch auszustreuen.

„Dies Alles legte er mir, mit Ordnung in gehöriger Uebereinstimmung verbunden, dar und ich mußte ihm versprechen, sofort die nöthigen Schritte einzuleiten.

„Ich that es mit voller Ueberzeugung. Sylvester, so mußte ich mir sagen, will an dem Wohle der Menschen mitwirken, ohne sich mit weithinschallendem Geschrei in die Massen zu stürzen und für einen zweifelhaften Erfolg die bestehenden oder erst muthwillig heraufbeschworenen Wirren zu vermehren. Sein Streben wollte aus der Stille des Tiefinnerlichen sich entwickeln.

„Nun weißt Du über unsern Schulmeister Sylvester vor der Hand genug. Du wirst ihn kennen lernen und bei seiner Offenheit wird es Dir als gewiegtem Menschenkenner nicht schwer fallen, Dir ein Urtheil über ihn zu bilden.

„Jetzt aber ist es Zeit! die Damen erwarten uns auf der Terrasse.“

Die Baronin reichte mir die Hand; ihre Schwester grüßte mich lächelnd. Wir waren nun schon bekannter geworden. Philibert hatte gesagt, daß ich ein lieber Freund seines Vaters gewesen und ihn schon seit den Kinderjahren kenne.

Während des Tafelns war ein lebhaftes Gespräch geführt worden, an welchem die Damen sich betheiligt hatten. Ich wurde von ihnen über meine Reisen befragt und die Baronin richtete recht lüsterne Blicke auf ihren Mann, während ihr Mündchen sich wie zu einer Frage spitzte, die sie aber nicht aussprach.

Philibert antwortete darauf aus dem Stegreif:

„Ueber's Jahr, Käthchen, wenn Du willst, in's Bad — nach Italien, wohin es sei, und Mariechen begleitet uns — nicht so?“

„Das wollen wir uns noch überlegen,“ sagte die Baronin darauf mit ernstem Tone.

Jetzt beim Thee war das Eis der Unterhaltung zwar gebrochen, allein an einen alltäglichen Wortschwall, eine Fluth von Fragen, an Scherz und Gelächter kein Gedanke. Man bewegte sich innerhalb der bescheidensten Gränzen einer Conversation, die sich auf einen bestimmten Gegenstand erstreckt. Und dieser war,

nicht ohne meine Anregung: Sylvester, der Schulmeister.

Zu melden habe ich noch, daß außer Philibert und seinen Damen, dem Oberst und mir, noch eine alte Dame, eine Verwandte des Hauses, die Fräulein Pepi titulirt wurde, zugegen war.

Um den Faden des Gesprächs länger auszuspinnen, brachte ich immer frische Einwendungen vor und darf wohl nicht erst versichern, daß sie fingirt waren.

Philiberts Gattin hielt den Satz aufrecht, daß der Lehrer auf dem Lande um Neues sich nicht zu bekümmern habe, am wenigsten daran denken dürfe, es zu erfinden. Seine Aufgabe sei, das religiöse Band fest und unauflöslich um die jugendlichen Herzen zu schlingen, nach alter Weise und Form, damit das junge Heidenthum nicht auch in dieser Urschichte der Gesellschaft verheerend eindringe.

Und damit sollte der Mensch fortkommen im Leben? Und wie stellt es nun der Herr Schulmeister hier an, um aus den Bauern auch tüchtige Arbeiter auf ihrem Felde zu machen? denn mit dem Beten allein wächst ihnen kein Halm, entgegnete ich. Welcher Mittel zum Zwecke bedient er sich? Wie geschieht die Ausbildung der intellectuellen Anlage in Verbindung mit der moralischen, ohne welche ein taugliches Werkzeug des Sittengesetzes im Kreise der Gesellschaft niemals sich bewähren wird. Sylvester und die Seinesgleichen vom

Fach können doch ihre Lehrmethode nicht wie ein Handwerksgeheimniß betrachten. Die Klötze, aus denen der Künstler seine Ideale formen will, müssen rein, fein, fleckenlos sein. Wo finden die Dorfschulmeister solches Material für die ihrigen?

„Ach, wäre Herr Sylvester nur hier," sagte Schwester Mariechen, von einem recht keck herausgestoßenen Seufzer begleitet, „er würde auf ihre Frage eine sehr bestimmte Antwort in Bereitschaft haben" —

Philibert nahm schnell das Wort:

„Du mußt den Ausbruch einer naiven Empfindlichkeit meiner Schwägerin zu gute halten. Sie ist, wie wir Alle, von Sylvesters Verdiensten überzeugt. Ich wünschte auch, daß er hier wäre, um Dir in angemessener Weise zu antworten. Er, so wie auch unser hochwürdige Benefiziat, die sonst ihren Abend bei uns zubringen, haben sich verabredet, unser erstes Beisammensein nicht stören zu wollen, bis wir selbst wieder mit Dir bekannter geworden sein werden.

„Ich will es daher versuchen, Dir in Sylvesters Namen Deine Anspielung auf den Bildhauer, seinem Marmorklotz gegenüber, zu beantworten.

„Die Kinder, mit denen Sylvester es zu thun hat, die er ausbilden soll, empfängt er schon vorgebildet aus den Händen der Mütter. Diese erste Erziehung vermag nichts zu ersetzen. Alle Schulreformen mit ihrem vergrößerten Lehrapparat reichen dazu nicht

aus. Eine jede Mutter hat den Willen, aber auch die Fähigkeit, ihre Kinder zu erziehen. Es ist Lästerung, dies zu verneinen. Sylvester ist erfüllt von diesem Glauben und wie er mir oft gestand, hat er durch die Erfahrung gelernt, daß in der fortgesetzten Belebung und nachhaltigen Unterstützung der mütterlichen Kraft nur allein ein glücklicher Erfolg durch ihn in der Schule zu erzielen sei."

Versteh' Dich ich recht, sagte ich, so gerathe ich zu dem Schluß, daß die Erziehung der Kinder bei den Müttern beginne. Das ist allerdings ein weites Feld.

Die Baronin: Die Arbeit ist dennoch nicht schwer. In der ärmsten Hütte gewahrt man, was ein Mutterherz fast ohne alle Beihilfe an seinen Kindern zu thun im Stande ist. Die meisten Frauen, die Arbeit im Hause haben, haben auch den größten Theil des Tages ihre Kinder neben sich. Der Unterricht der Mutter setzt weder Wissen noch Kunst voraus. Er besteht nur darin, des Kindes Aufmerksamkeit auf seine Umgebung zu lenken, seinen Sinnen die nöthige Uebung zu verschaffen, um das Gedächtniß zu fördern, das Sprechen und dadurch das Denken zu lernen, endlich Fertigkeit in den natürlichen Bewegungen des Körpers zu erlangen. Den Müttern die Hand zu bieten, damit sie hiebei den richtigen Weg einschlagen und verfolgen, erfordert anfänglich einige Aufmerksamkeit, dann neben dieser, eine unausgesetzte Beharrlichkeit. Dem Herzen der Mütter

und ihrem durch das Herz vorbereiteten, wie Sylvester es nennt, instinktartig, einfach und richtig geleiteten Verstand, darf wenig nachgeholfen werden. Man wird nur die Mittel, die sie anwenden sollen, ihnen so an die Hand zu geben haben, wie sie dieselben wirklich gebrauchen müssen.

Wie das anzustellen, begreife ich wieder nicht, rief ich mit verstellter Verwunderung aus. Trotz aller reichen Erfahrungen komm' ich mir, diesem ungeahnten Fortschritt gegenüber, wie meine eigene Mumie vor. Die geistigen Strahlen, die man nur mit einiger Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit in die Köpfe unserer Bäuerinnen schießen zu lassen hat, um neben der nährenden Milch ihrer Brust, ihnen auch den Milchsaft des Geistes zu erschaffen, damit er wieder nur durch Fingerzeige dahin gelange, brauchbare, gesittete Menschen zu erziehen, das geht über meinen Horizont. Ich bitte daher um weitere Belehrung meiner Unwissenheit. Ich dächte auch die Bauernkinder sind nicht alle über einen Kamm zu scheeren. —

Die Baronin: Doch! in der Stadt mag's sein, da werden die Kinder zu irgend einem Stande erzogen. Der Bauer soll nur ein rechtschaffener Bauer werden; das sei sein Stolz, das Bewußtsein des ächten Adels seiner menschlichen Natur. Er ist auf der Welt, zunächst Gott seinen Nebenmenschen zu dienen; was

er für sie verrichtet, erhält jedoch erst seine Weihe durch das Christenthum.

Ich beneide ihren Schulmeister um seine beredten Advocaten, sagte ich, allein noch bei Weitem mehr um seine Methode, aus dem Bauer einen Menschen par excellence zu bilden. Wäre ich nicht zu alt, um zu lernen, so könnte ich mich entschließen, einen Cursus bei ihm durchzumachen.

„O, man ist nie zu alt um zu lernen," sprang Marie schnell ein, „der heilige Ignatius von Loyola hat noch mit vierzig Jahren unter den Knaben auf der Schulbank Platz genommen. Aber da war doch ein Unterschied."

Allerdings, rief ich lachend, ich bin kein Heiliger und mache nicht Anspruch darauf jemals einer zu werden.

Darauf wollte sie auch nicht anspielen, erwiederte sie. Sie meinte nur, daß Ignatius ein Bettler war, den er auch in seinem Aeußern zur Schau trug, wodurch die Knaben sich ihm ohne Scheu näherten. Ein vornehmer Stadtherr, in modischer Toilette, würde sie aber nur einschüchtern und müßte sich vorerst mindestens als Bauer costümiren. —

Ich sagte darauf, daß ein solches Travestissement auch nichts helfen würde. Ich sei zum Schauspieler verdorben und müsse daher den Wunsch aufgeben, die Bekanntschaft mit Sylvesters Menu zu machen.

So weit waren wir, als unser Oberst den prächtigen Gedanken in die Höhe schießen ließ:

„Ich dächte auch, es wäre an der Zeit, die Gränze der Kinderlehre zu überschreiten und den Herrn Sylvester seine Zauberstückchen üben zu lassen, wie es ihm beliebt. Der Abend wird kühl und ich will noch ein wenig meine Füße bewegen, ehe ich mich einsperre."

Wir waren sogleich bereit, es eben so zu halten; nur schlugen wir verschiedene Wege ein. Er stieg hinab in den Küchengarten, wo es windstiller war, wie er sagte, wir erhoben uns noch weit über die Terrasse, um dann auf jähem Abhang das Dorf zu erreichen.

Schwester Maria schlug ein helles Liedchen an, hörte aber gleich wieder auf.

Ich fragte, warum sie so plötzlich schweige.

„Ich singe es in Gedanken weiter," sagte sie. „So ganz still, von keinem lauten Tone gestört — dann ist mir's, als ob ich den frischen Duft einer herrlichen Blume am frühen Morgen einathme."

Tante Pepi bemerkte: „Was das nun wieder ist! Was man singt, will man auch hören und noch mehr, man will auch gehört werden"—

„Das klingt wohl sehr natürlich," sprach die Baronin, „allein das Insichversenken Marias ist es auch und wohl noch mehr. Dieses läßt sie nur Das vergessen, was sie umgibt, und darin liegt die höhere Befriedigung, die sie empfindet; das Andere jedoch ist nichts als eine liebe

Uebung, eine Beschäftigung, die sich an die Umgebung wendet und sich mit ihr in nähere Beziehung versetzt. Hierin liegt in diesem Falle allein die Befriedigung, die keinen rein innerlichen Genuß aufkommen läßt."

„Es verhält sich anders damit, dabei bleib' ich," sagte Fräulein Pepi. „Der Ton will gehört sein, dazu ward er geschaffen. Der gesungene Ton dringt am sichersten in's Herz, wie zum Beispiel die singende Frömmigkeit am herrlichsten den geraden Aufflug zum Himmel nimmt" —

„Vortrefflich!" rief mit freudigem Ungestüm die Baronin, „daß Du unsere Gedanken auf den ewigen Himmel hinlenkest, zugleich aber auch auf die stille Musik, die sein Anblick in uns erweckt, die als Dank in das unvernehmbare, geheimnißvolle Concert der Schöpfung einstimmt" —

„Jeder schöne Abendhimmel, den ich erlebe," setzte Maria hinzu, „erscheint mir immer schöner als der ihm vorher gegangene. Und wenn ich so recht von dieser himmlisch erhabenen Schönheit durchdrungen bin, so sind alle Falten meines Herzens geglättet, es liegt wie ein reiner Spiegel und was ich in meinem Leben von Gott und den Menschen Barmherziges und Wohlthätiges erfahren, kann ich in demselben erblicken."

Unterdeß waren wir zum Dorf hinabgestiegen. Vor uns lag ein kleines, schmuck aussehendes Haus. Das Schulhaus. Zwei große Fenster, in deren Mitte die

Thür. Das Fenster rechts, wahrscheinlich die Schulstube, nicht erleuchtet, durch das Fenster links sieht man in eine helle Stube. Vor diesem Fenster draußen, eine lange niedere Steinbank.

Die Baronin, Maria, Fräulein Pepi knieten auf dieselbe, der Benefiziat, der sich zu uns gefunden, und ich standen hinter ihnen und schaueten über sie hinweg.

In der Stube sprach des Schulmeisters Mutter, Frau Monica, das Abendgebet mit lauter Stimme, hierauf ging sie mit ihrem Sohne hinaus und nahm die Lampe mit.

Die vor dem Fenster Knieenden erhoben sich.

„Wir haben hier wieder einmal ein verborgenes Stückchen Erdenglück belauscht,“ sagte die Baronin. „Ist es nicht erhaben? Die alte Mutter ist noch immer die Hoffnung, die Freundin — und selbst, so zerbrechlich sie auch ist — der feste Stab ihres Sohnes, wie sie es seit seiner Kindheit stets gewesen. Sie ist weit über die Siebzig hinaus, aber sie stammt noch aus der alten Zeit, wo man stärker war und seinen Muth zum Leben allein aus der lautern götilichen Quelle schöpfte. Sie weiß die Geschichte ihrer Zeit auswendig und hat Vieles davon mit erschaut. Als ihr Sohn den Plan ausführte, hier Schulmeister zu werden, ist sie mit ihm hergezogen, um ihm das Hauswesen zu führen, wie sie sagte — aber sie thut wohl mehr als das. Es ist so eine Art von Kommanditgeschäft, ich glaube, die Kaufleute

nennen es so. Sie haben Beide, die Mutter ihre Jahre und Erfahrungen, der Sohn seine Kenntnisse und Geläufigkeit im Umgange, als Kapitalien in die gemeinschaftliche Kasse eingelegt und in dieser engen Verbundenheit bilden sie eine eigenthümliche Kraft, die in nicht selten vorkommenden Fällen bewunderswerth genannt werden darf."

„So ist es!" sprach der Benefiziat mit großer Wärme. „Welche Frau! In den Jahren der Ruhe, wo man sich zum Sterben einrichtet, immer noch unausgesetzt rührig, hilfreich, wo man der Hilfe bedarf, wohlthätig bei den geringen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, und wie viel erreichte sie damit!"

„Spricht sich nicht dieser Zustand eines ungestörten, friedlichen Glücks deutlich hier aus?" rief Maria. „Seht doch nur, das liebe, wohnliche Häuschen, die zierliche, regelmäßige Ordnung, gewiß! der Eindruck ist ein unvergleichlicher! Hier möchte ich wohnen" —

„Als Frau Schulmeisterin?" fragte ich neckend. —

„Als Frau Schulmeisterin! warum nicht?" lautete ihre Antwort. „Ich habe Sinn für ächte, einfache Poesie. Ach, wie hübsch wär' es, wenn die armen Kleinen bei frühem, kalten Morgen herbeiliefen, mit ihren rothen Händen meine Hand ergriffen, um sie zu küssen und ich dabei ihre erfrorenen Näschen mehr verspürte, als den warmen Hauch ihrer Lippen." —

Fräulein Pepi meinte: das sei eben keine schöne Betrachtung —

„So ist sie," bemerkte die Baronin. „Sie denkt an die kalten Näschen der Schulkinder, die ihre Hand bei'm Kusse berühren, statt uns zu schildern, wie sie das Gefühl erheben würde, an der Seite eines edeln Mannes zu leben, der trotz einer ausgezeichneten Bildung, den bescheidenen Platz in der Dorfschule sich erwählte" —

„Eine Vorliebe, die unerklärlich bleibt," sagte Pepi.

Der Benefiziat wollte darin eine, wenn gleich in Demuth sich bergende Verachtung der Dinge von Heute erblicken.

Er wurde unterbrochen. Sylvester trat aus der Thüre.

„Als ich die Hausthüre schließen wollte, hörte ich hier draußen sprechen, und wie sehr bin ich überrascht!" —

„Hörten sie auch, wovon wir sprachen?" fragte die Baronin.

„Ich lauschte nicht — ich öffnete sogleich." —

Die Damen erzählten ihm, daß sie auf der Steinbank gekniet und mit seiner Mutter und ihm das Abendgebet gesprochen und daß es nun an der Zeit, trotz des schönen Abends, der eigentlich schon in Nacht übergegangen war, an die Heimkehr zu denken. Er bat um die Erlaubniß uns begleiten zu dürfen.

Das Gespräch wandte sich wieder zu der Herrlich-

keit eines schönen Nachthimmels, wie der war, der sich über uns ausspannte.

Die Leute in der Stadt wissen nichts davon in ihrer Lampenbeleuchtung und begnügen sich dabei, wenn sie in einer Oper von dem Theatermaschinisten eine winzige Karikatur der strahlenden Welten, die von ihnen unbeachtet über ihnen kreisen, zu sehen bekommen. Sagte die Baronin.

„Wär' ich einer von den Fürsten, die noch etwas zu befehlen haben," sprach Maria mit drolliger Gravität, „so ließ ich jede Nacht mit der Sturmglocke das Zeichen geben und meine Unterthanen, Männer und Frauen jeden Alters und Standes, müßten in's Freie hinaus, um die Blicke zum Himmel und den Sternen zu erheben" —

Die Baronin. Sehr gut. Aber einige Ausnahmen würde Deine fürstliche Hoheit immerhin gestatten müssen" —

Maria. Und welche?

Die Baronin. Ich wagte zuerst zu bemerken, daß es zu Zeiten regne, wo alsdann der Himmel bewölkt, die Sterne nicht sichtbar —

Maria. Das versteht sich von selbst. Bei schlechtem Wetter könnte das Läuten unterbleiben —

Die Baronin. Die heitern Winternächte müßten aber auch eine Ausnahme gestatten, da die Strenge der Jahreszeit der strengen Ausführung des fürstlichen

Edikts Husten, Grippe und anderes Ungemach in sichere Aussicht stellte —

Maria. Gegen solches Ungemach könnte man sich durch warme Kleidung schützen —

Die Baronin. Aber ich bitte dich — die armen Leute, die keine haben —

Maria. Ich will mich besinnen — „j'aviserai,“ wie die Königin von England in solchen Fällen vorgeschriebenermaßen spricht. —

Fräulein Pepi. Der arme Fürst ist auf den Strand gerathen!

Maria. Keineswegs. Dann erginge mein Befehl an das Medicinal-Collegium oder an die Akademie der Wissenschaften, den Kältegrad zu bestimmen, der meine Unterthanen von dem Beschauen des nächtlichen Himmels entbände —

Sylvester. Aber die Kranken? könnten Sie so grausam sein?

Maria. Fangen nun auch Sie an, mich zu necken? Das fordert ja die Menschlichkeit. Die Kranken sind ausgenommen.

So lange die Neckerei sich zwischen den beiden Schwestern bewegt hatte, hielt ich mich zurück, jetzt aber sagte ich im unterwürfigsten Tone:

Wenn ich nicht befürchten dürfte, Ihro fürstliche Hoheit zu ermüden, so erlaubte ich mir noch den Einwand, vorausgesetzt daß es nicht allzu große Mißstände her-

beiführte, eine Ausnahme hinsichtlich der Blinden zu gestatten, dieweil sie des Sehorgans beraubt, nicht im Stande wären —

Ich wurde von Philibert unterbrochen, der bereits eine Weile unbemerkt uns behorcht hatte.

„Genug! Wie sie Dich quälen, arme Maria! Laß mich einmal im Namen des Fürsten für Dich antworten, wie es heutzutage in ähnlichen Sachlagen von den Ministern geschieht:

„Man bringe eine ausführliche Denkschrift bei'm betreffenden Ministerium ein, da sollen alle dem Edict etwa widersprechende Punkte in reifliche Erwägung gezogen und mir darüber ausführlicher Vortrag gehalten werden."

Maria. Bravo! Da jedoch hier unter uns kein Einziger das Ausnahmeedict für sich ansprechen wird, so wollen wir unsere Augen zu den unzähligen Welten erheben, deren Lichtentströmung aus den weitesten Entfernungen unser Auge erreicht. —

Philibert. Das ist wunderschön! Uns armen Menschen wird es jedoch niemals so wohl, wie den ewig in gleicher Weise sich umkreisenden Sternen. Wenn wir auch in den Stunden der Erhebung den ewigen Einklang wahrnehmen und empfinden, so ist das irdische Leben in der Wirklichkeit zu reich an Disharmonien, um uns nicht auch den seligsten Frieden auf grelle Weise zu stören.

„Was meinst Du damit? soll sich das auf uns beziehen?“ unterbrach ihn die Baronin.

„Es sind allerdings einige Virtuosen im Anzug, von denen es zweifelhaft, ob ihre Instrumente mit unserem Grundton zusammen klingen werden. Mit einem Wort: wir bekommen unerwartete Gäste, die ihre politischen, moralischen, socialen, religiösen Rhapsodien, oder wohl auch ihre drolligen Scherzos uns zur Unterhaltung aufspielen werden. Wenn ich sie nenne, wird Niemand in diesem vertrauten Kreise mich der Medisance beschuldigen, um so mehr, wenn ich vorausschicke, daß sie mir ohne Ausnahme in ihrer gesellschaftlichen Stellung höchst ehrenwerth erscheinen“ —

„Du sagtest vorhin mit einem Wort und machst so viele Worte,“ sprach die Baronin in leichter Erregung, „als legtest Du es recht darauf an, unsere Geduld auf die Probe zu stellen.“

„Es ist etwas daran, Käthchen. Es wird Geduld nöthig sein, in unserer gewohnten conzertanten Weise nicht aus dem Tacte zu gerathen. Also: unser Consul in Triest schreibt mir, daß unser Oheim, Graf Bernhard, von seiner Reise nach dem Orient zur Eröffnung des Suezkanals zurückgekehrt, bereits die Reise nach Deutschland angetreten hat, für eine kurze Frist unsere ländliche Stille theilen will und sich förmlich bei uns anmelden läßt.“

„Wenn's sonst nichts ist, so würde ich nur wünschen,

daß es ihm bei uns wohl gefiele. Wir wollen's an nichts fehlen lassen," sagte Mariechen.

„Daß er sich nicht langweile, dafür hat der weltkluge Herr schon mehr als hinlänglich gesorgt. Er nimmt als nächste Mittel zum Zweck unsere behagliche Stellung, die herrliche Luft, die ländliche Ruhe, die duftigen Berge, dabei aber noch das Wiedersehen seiner nächsten Verwandten nach so vielen Jahren in Anspruch, die er in der Voraussetzung unserer sich von selbst verstehenden Gastfreundschaft hier bei uns um sich versammelt sehen will. Käthchen und Marie, ihr habt jetzt Alles in Bereitschaft zu setzen, damit die Ankunft der Gäste euch keine Verlegenheit bereite" —

Die Baronin. Aber die Liste müßte ich doch haben, wenn ich Vorkehrungen treffen soll —

„Von einer Liste wird wohl keine Rede sein, mein Käthchen, sorge Dich nicht zu sehr. Unsere allernächsten Verwandten, so schreibt mir der Consul im Auftrag. Und das ist nur eine bescheidene Zahl. Zuerst der Landrath von Weilen mit Frau und Tochter, Vetter Hanns und endlich Cousine Iduna, der Blaustrumpf."

Maria. Ach Gott! steh' uns bei!

Die Baronin. Wir wollen uns fügen, so viel unsere Kräfte leisten können.

Philibert. So ist's recht. Erwarten wollen wir wie's der Himmel beschlossen hat. —

Wir hatten jetzt das Haus erreicht. Benefiziat und

Schulmeister empfahlen sich. In dem Laubgang plätscherten die Brunnen und koseten mit den Düften gleichwie in der spanischen Romanze von der schönen Fatme.

Ich war von einem wahrhaft köstlichen Gefühle durchdrungen. Dem der Ruhe. Jedoch sehr verschieden von der Ruhe eines englischen Sonntags, die einem furchtbaren Strudel plötzlich Stillstand gebietet, gleich einem Starrkrampf, der am Montag endet, um am frühesten Morgen wieder das Schachern, Prozessiren, Sündigen, auch Gutes thun und treiben, von vorn anzufangen.

Die Ruhe, die ich empfand, ist unveränderlich. Sie bildet ein leises, beständiges, jedoch nicht einförmiges Wallen, das sanft belebend das Herz berührt; eine Ruhe, die nicht erst der Sonntag erzeugt und der Montag entzieht; eine beseligende Ruhe, welche die ganze Woche zu lauter Sonntagen macht.

Eine jetzt so überaus seltene Empfindung, daß man leider voraussagen darf, die Erde werde nun bald auch nur den schwächsten Schatten dieser Herrlichkeit nicht mehr kennen. —

An den Mittelbau, der die größeren Räume umfaßte, hatte Philibert, als er das Schloß für immer bezog, einen Pavillon reihen lassen, der den wohnlichen

Bedürfnissen in Allem besser entsprach. In dem ersten Stockwerk waren seine Wohnzimmer, in dem zweiten die Zimmer für Gäste. Ich hatte hier die meinigen eingeräumt erhalten.

Die Architektur war von dem Mittelbau etwas abweichend.

Die großen Fensterbögen hatten nach des Südens Weise altanartige Austritte.

Das Fenster war geöffnet, ich stand draußen. Ich glaube fast, ich sprach halblaut mit mir selbst.

Ich dankte Gott, daß er mich diese Wahrheit in der weit ausgedehnten Umgebung der Lüge hatte finden lassen.

O du herrlicher, milder, schöner Wirkungskreis edler Menschen! —

Plötzlich höre ich unter mir laut sprechen.

Es sind Frauenstimmen: die Baronin und ihre Schwester. Ich war im Augenblick ganz Ohr; der gemeine Ausdruck ist hier bezeichnend.

„Was hast Du mir noch zu sagen, Maria?"

„Höre mir einen Augenblick zu. Ich will Dir was vorsagen" —

Und nun recitirte Maria einige Verse; es war ein frommer Aufruf, bei'm ersten Erwachen, im Gebet sich zu Gott zu erheben.

Ich konnte jede Sylbe verstehen. Sie standen gleichmir außerhalb des Fensters, gerade unter mir.

„Von wem ist das?“ fragte die Baronin.

„Von mir und da — nimm,' ich hab's für Dich aufgeschrieben. Morgen früh magst Du es lesen — beten, nenn' es wie Du magst. Wie sagt doch Herr Sylvester? Der liebe Gott sieht's nicht darauf an, ob die Gebete recht zierlich und lang sind“ —

Hier unterbrach eine tiefe Männerstimme aus dem Innern des Zimmers die Unterhaltung.

„Der gnädige Herr läßt die Frau Baronin erinnern, daß es schon recht spät ist“ —

Darauf folgte schnell:

„Ich danke Dir, Maria, du fromme, reine Seele!“

Dann ward's plötzlich still und ich sah ein wandelndes Licht durch das Fenster des ersten Stocks.

Nun sprecht mir von classischen Idyllen und Eklogen und sonstigem Brimborium!

Hier habe ich eine Naturpoesie ohne Götter, Nymphen, Schäfer und Schäferinnen, wahr und ächt wie Gott sie geschaffen, wie das Christenthum sie vervollkommnet, veredelt, geheiligt hat. — —

Ich hoffe, daß trotz der Schwäche und Unvollständigkeit der Schilderung mein geliebter Freund, dem zuerst diese Mittheilung galt, nicht unempfindlich geblieben sein wird und auch der Leserkreis, den ich für

das Buch zu finden hoffe, wird mir keine Ueberspanntheit, Empfindelei und falsche Begeisterung vorwerfen.

Was sonst außer diesem Kreise am Boden kollernd, knurrend, bellend fortwuchert, unterliegt keiner Beachtung.

Siebenter Brief.

I. Schloß N . . . . . . Die Verwandten. Suez. Bierkneipen am Nil. Peschel: die Europäisirung Asiens.

II. Zwei Dromedare. Ich und Napoleon I. Auszug und Heimkehr. Auguste Barbier. Le prestige. Napoleon (Jerome).

Von den erwarteten Gästen war bisher nur Herr von Weilen mit seiner Gattin Laura und Tochter Ottilie eingetroffen; Iduna, die Schriftstellerin, war — als die Einladung erfolgte — von Hause abwesend; Junker Hanns meldete an, daß er sich das Vergnügen und die Ehre nicht versagen könne, seinem Großoheim entgegen zu reisen, und ihn in den Kreis der ihn sehnsüchtig erwartenden Verwandten zu geleiten.

Endlich, nach etwas längerer Dauer als man vermuthet hatte, erschien die Stunde des Wiedersehens.

Ich muß Dir gestehen, daß ich einen guten Eindruck empfing.

Der alte Graf hatte sich brav gehalten. Trotz seiner Jahre und seines bewegten Lebens war er frisch, offen

und natürlich, wenigstens dem ersten Anschein nach. Weilen kannte er noch nicht. Weilens Gattin war ein Kind als der Oheim die Heimath verließ. Die Begrüßung war herzlich und wehmüthig zugleich.

Er versank beim Anblick der Frau von Weilen in Erinnerungen an ihre Mutter, seine längst verstorbene Schwester; dann an seine Gattin, endlich — als er unseres Oberst ansichtig ward, der sich bescheidentlich seitwärts gehalten hatte, umzog Heiterkeit sein Gesicht: „Auch Du, mein alter tapferer Landsknecht, bist da, um mir den Willkomm' zu geben, sei herzlich dafür bedankt!"

Aber der Oberst verzog grämlich seinen Schnurrbart:

„Für den Landsknecht bedank ich mich nicht. Ich hab mein Lebenlang nur einer Fahne gedient und bin überhaupt niemals von einem Lande in's andere gelaufen. Ich bin sehr dafür, daß Der reise, wer die Mittel hat und dem sich die Gelegenheit bietet; nur muß er auch wieder nach Hause kommen. Man soll reisen um sein Vaterland desto mehr schätzen zu lernen."

Der Graf bat ihn lachend um Verzeihung und wandte sich zu den Damen.

„Unser Freund hat recht, mich aber trifft seine Spitze nicht," sagte er, „Derjenige kann von Glück sagen, dem sich eine Laufbahn zu großen, edeln, heroischen Thaten öffnet. Ein so außerordentlich vom Schicksal

Begünstigter darf sie nicht verlassen. Sie wird, bleibt er standhaft und treu, ihm den Nachruhm sichern. Bei den anderen armen Erdensöhnen ist an Nachruhm nicht zu denken. Man weiß höchstens, wie wir leben und was wir treiben, aber nach unserem Tode sind wir vergessen. Um nun der übeln Nachrede zu entgehen, so lange ich mich noch darüber zu ärgern im Stande bin, reise ich in der Welt umher und biete der Schmähsucht nur die geringsten Anhaltspunkte."

Und was ist's am Ende um einen großen Nachruhm? Besonders in unseren Tagen. Eine vorübergehende Meinung, ein Hauch von einigen Wenigen, setzte ich hinzu.

Er versicherte, daß er nie bei seinen Unternehmungen an den Nachruhm gedacht habe. Es gebe Emotionen, die nicht von außen geweckt und genährt werden, und die sich in keiner Sprache der Welt ausdrücken lassen. Was seine Erinnerungen in ihm wachgerufen, das habe gleich alten Gobelins ihm den lichten Spiegel der Gegenwart verhängen wollen.

Auch Fräulein Pepi erfreute sich einer ungemein warmen Begrüßung. Er wunderte sich, daß die liebe Base, trotzdem sie schön und reich war, unverheirathet geblieben.

Sie erwiderte, daß sie von Natur vorsichtig bis zur Aengstlichkeit sei und daß sie, wenn sich ihr auch Partien darboten, stets daran gedacht habe, daß man

sehr oft im Spiel, auch bei den besten Karten, verlieren könne.

C'est l'affaire du sentiment, meinte er. Er wolle den heutigen Tag mit einem weißen Steinchen bezeichnen. Es sei ihm noch selten so wohl zu Muthe gewesen. Es sei ihm, als wäre er bei Sturm und Wetter eingeschlafen und von einem sonnigen Frühlingsstrahl aufgeweckt worden.

Die Art, wie er diese ganz gewöhnlichen Dinge äußerte, war die verbindliche Höflichkeit eines jungen Menschen, der etwa — um eine Anstellung zu erlangen — sich in den Kreis eines mächtigen Beschützers einführen will.

Auf die Damen machten seine Worte einen verschiedenartigen Eindruck, wie ich deutlich sah. Pepi lächelte ihrem Vetter nickend; die Baronin glaubte für die Artigkeit ihm eine komische Verbeugung schuldig zu sein; Maria sah ernst, als ob sie nichts gehört habe.

Das liebe Mädchen war in Allem apart. Maria war kein frisches Rosenknöspchen, das am Hauche seiner fünfzehn Frühlinge gar hold aufblüht. Von der Glückseligkeit, die auf ihr ruhte und von der sich nicht der leiseste Strahl in ihrem nicht schönen Auge spiegelte, wußte nur der, der sie näher kannte. Ich fühlte eine wahre, eine seltene Freude, mich mit ihr zu unterhalten. — —

Bei Tische flog das Gespräch lose hin und her. Die von der Reise erst angelangten, der Graf und Neffe Hanns, hatten Hunger und Durst mitgebracht. Weilen und Sylvester trugen die Kosten der Unterhaltung fast allein.

Die Damen vom Hause hörten zu; Frau von Weilen warf nur manchmal ein Wort hin, das nicht von Bedeutung war, und ihre schöne Tochter, Fräulein Ottilie, schlief beinahe ein da von Theater, Moden und den neuesten Romanen keine Erwähnung geschah.

Ich hatte die Ehre dem Grafen zur Rechten meinen Platz zu erhalten; ihm zur Linken saß Philibert.

Sylvester war ihm aufgefallen und er erkundigte sich leise, welche Stellung der feine, hochgebildete Mann, der ihm nur als Herr Sylvester vorgestellt war, in der Gesellschaft einnehme.

Philibert erklärte ihm so kurz als möglich, wie es die Gelegenheit gebot, daß es der Dorfschulmeister sei.

Glaubst Du nun wohl, daß er sich gar nicht darüber verwunderte?

„Es ist ein Whim,“ flüsterte er lächelnd, „wie er sonst nur bei Engländern angetroffen wird.“

Ich mußte dabei an jenen Lord Don denken, der sich darin gefiel, als vacirender Komödiant auf vielen Schaubühnen sich in der Rolle des Engländers in einer kleinen deutschen Posse bewundern zu lassen. Er excellirte allerdings und machte unsere Bühnenlords zu

Schanden. Bei seinem Debut in Stuttgart machte ich seine Bekanntschaft und sagte ihm, daß ich ihn nicht begreife.

„Es sei ihm so gekommen, er wisse selbst nicht wie. Ein Whim!“ sagte er ernst.

In Stuttgart sei er das letzte Mal aufgetreten. Er wolle jetzt Europa verlassen und nach dem Ganges sich wenden, um sich dort mit ernsteren Dingen zu beschäftigen.

Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. — —

Aber unser deutscher Sylvester und ein Whim! Wie schnell sind die Weltmenschen mit einem verkehrten Urtheil bei der Hand.

Graf Bernhard hatte sich gesetzt und schnell waren die Stühle, die um einen vollständig servirten Theetisch standen, von der Gesellschaft ergriffen und im Kreise um den alten Herrn rangirt.

Der Wunsch gab sich mit Acclamation zu erkennen, einen Originalreisebericht von einem so bewährten Erstatter über die Eröffnung des Suezkanal zu erhalten. Lobsprüche wurden nicht gespart, die der Graf ironisch erwiederte; Maria verhielt sich stumm und Frau von Weilen vergaß die Höflichkeit so sehr, über ihre Theilnahmlosigkeit zu lachen.

„Ich wag' es nicht,“ sagte Maria sehr ruhig,

„zwischen unserer Empfänglichkeit eine Parallele zu ziehen, allein die Erzählung des Herrn Grafen wird mich gewiß wie alle Andere interessiren, obwohl der Stoff mir fremd ist und zu fern liegt, ich glaube nicht, daß mir Jemand wegen dieses offenen Geständnisses im Ernste böse sein wird."

Graf Bernhard selbst benahm ihr sogleich diese Besorgniß, indem er ihr vollkommen recht gab. Es that ihm leid, Kosten, Mühen, Gefahren selbst, daran gesetzt zu haben, um den Gegenstand, der ihm fremd und fern lag, aufzusuchen und seine Bekanntschaft zu machen.

Obgleich er reise, schiebe er es ernstlich zurück, wollte man ihn zu den Touristen zählen; er verachte diese unleidlichen modernen Zigeuner.

Als es nach Suez ging, war er allerdings auf eine solche Behelligung gefaßt. Aber der großartige Humbug, dem es galt, lehnte sich nicht so gewaltig dagegen auf. Was er fand, war jedoch über alle Erwartung in jeder Weise ertödtend. Musik, ohrenzerreißend, Orgie, Bacchanal, glitzender Plunder, langweiliger, dümmer und einfältiger als man sich's denken kann.

Kairo war auf ein paarmal vier und zwanzig Stunden zu einer Art Baden-Baden geworden; mit dem Unterschiede, daß der Franzose Dupressoir keine Schulden zu machen braucht, um seine Gäste zu befriedigen, während der ihn überbietende Khedive, eine Milliarde Schulden contrahirt.

Lesseps wußte wohl, warum er die ungeheuern Dampfbagger noch bis zur Stunde der Eröffnung ihre riesenhafte Aufgabe unausgesetzt betreiben ließ. Es half Alles nichts. Die Schiffe fuhren auf, blieben in Sand und Schlamm stecken. Das Ding war eben noch nicht fertig und Lesseps, der sich schon als *Duc de Suez* im Spiegel sah, muß einstweilen noch hundert Millionen sich zu verschaffen suchen, um weiter baggern zu lassen.

Inzwischen will er die Sahara in einen Meerbusen verwandeln. Bleibt der Mann leben, so wird unser Globus sich noch manches von ihm gefallen lassen müssen.

Ueber die Festlichkeiten, denen unser Graf Bernhard am Arme unsers Gesandten in nächster Nähe der höchsten Spitzen anwohnte, schreibe ich Dir kein Wort.

Du, mein lieber Freund und ihr, meine heutigen Leser, kennen die ganze Reihenfolge aus unzähligen Beschreibungen.

Die Mährchen der Scheherazade fielen Einem nicht ein. Orientalisch war nur der Schmutz, die Bettelhaftigkeit und das arme ägyptische Volk. Alles Uebrige war Pariser Gemeinheit, Christoffle statt altem Luxus, der an Pharaonen, Kalifen, Sultane gemahnt hätte; eine Einrichtung im Großen und Ganzen, wie sie der Banquier Sotentout seiner Entretenue, Mamsell Philine beschafft, nur hier in unendlich erweitertem Maßstabe. Tapeten, Möbel, Spiegel, Alles wie

Monsieur Sotentout, von den ersten Pariser Fournisseurs.

Im Hause des Khedive zeigte eben der Aufputz die Armuth.

Nichts auf der Tafel, wo der europäische Sultan Franz Joseph mit Beust, dem Großvezier, die Sultanin Eugenie, der Thronfolger von Preußen sich reiheten, was an Aegypten erinnert hätte.| Nicht einmal der Khedive selbst und sein sauertöpfischer Sohn Tafwik-Pascha, der die Europäer nicht leiden mag.

Gibt die Königin von England hohen Gästen ein Diner, so steht neben manchem englischen geschichtlichen Gefäß oder Aufsatz auch Vieles als Tafelzierde, was aus dem fernsten Indien in den königlichen Schatz wanderte. Vor Allem ist der Tigerkopf, ein Automat, die Beute aus dem Kriege mit Tipoo-Saib, als Prachtstück inmitten der Tafel zu bewundern, wie Jedermann weiß.

Und so ist es an jedem Hofe; häufig auch bei den kleineren; selbst bei, im eigentlichen Sinn, vornehm lebenden Privatleuten.

In einem englischen Hause in Hamburg, Charles Parish, war es Gebrauch, das Tafelgeräthe sammt und sonders jedes Jahr nach beendigter Saison in London gegen neues, im modernsten Geschmack geformtes umzutauschen. Die alten Familienstücke waren jedoch

niemals dabei, sondern prangten in gediegener Pracht und Ehren auf dem vier, fünf Etagen hohen Paradeschenktisch. Und die aus London verschriebene Vaisselle, die dem Modeluxus diente, war Silber und nicht Britania-Metall, heut Christoffle.

In Port Said endlich, einer durch Lesseps Zauberstab entstandenen Stadt, deren Straßen von hölzernen Hütten gebildet sich so ausnahmen, wie die Marktbuden auf unseren Festwiesen, wurde ein allgemeines Dankgebet verrichtet.

An prächtigem Aufwand fehlte es hier nicht.

An einem auf dem Ufer des Menzalleh-Sees unter einem Zeltdach errichteten Altare wurde ein katholisches Amt celebrirt; daneben hielt der Scheikh der Ulemas ein einfaches Dankgebet.

Das Amt celebrirte der hochwürdigste Erzbischof von Alexandrien; die Predigt hielt der Almosenier der Kaiserin Eugenie, Abbé Bauer.

Der Graf, sichtlich vom Sprechen angegriffen, lehnte sich in den Fauteuil zurück.

An uns war es nunmehr, das Wort zu ergreifen.

Philibert stimmte seinem Onkel vollkommen bei.

Der Khedive, als Reformator ägyptischer Zustände, spiele in der That eine klägliche Rolle, sagte er. Was sollen breite Straßen da, wo die Sonne alles versengt, und wo die alten engen Gäßchen weise angelegt waren? Große, theure Magazine für europäische Kaufleute,

zum Schaden der arabischen Händler, wo man sonst wohlfeiler und alles ächter kaufte.

Die großen Bauten, die im Hochsommer vollendet werden mußten, sollen neben den vielen Millionen auch Hunderte von Menschenleben gekostet haben, die der angestrengtesten Arbeit in der Hitze zum Opfer fielen.

„Ob das Alles auch wahr ist“ — warf Frau von Weilen ein.

„Sicherlich,“ sagte der alte Graf, der sich wieder erholt hatte. „Diese schauervollen Begebenheiten trugen sich beim Bau des riesenhaften Kunstreitercircus und des französischen Theaters zu. Und all Das für den Khedive, seinen Hof, die Gesandten und die andere europäische Bevölkerung. Man wird vielfach erinnert an die Zeit, da die Israeliten von ihren ägyptischen Vögten zum Bau von Städten und Schatzhäusern getrieben wurden, wenn man die Schaaren brauner Menschen sieht, die von ihren eigenen Landsleuten mit langen Stäben zur ununterbrochenen Arbeit angehalten werden, die ihnen keinen Nutzen gewährt. Der Araber besucht kein Theater, und auf die Kunststücke des Circus blickt er verächtlich, weil er eine solche Beschäftigung entehrend für Mann und Weib hält. Die sittenlosesten Dirnen aus Paris halten daneben ihre Waare feil, und die arabischen Frauen, ohne Erziehung und ohne sittliches Bewußtsein, bewundern die Toiletten und die Freiheiten dieser fremden Kolonisten.

Philibert war wieder gleich mit einer launigen Bemerkung bei der Hand, die ihm jedoch einen lauten Tadel von patriotischer Seite eintrug.

Er belachte nämlich das deutsche Kneipenleben an den Ufern des Nil. Daß man dort singe und declamire beim Bier wie daheim. Da gibt es schon Gesangvereine, auch einen Handwerkerverein, der gute musikalische Kräfte besitzt. Ein deutscher Schriftsteller berichtet sogar in den Blättern, daß ihm die Auszeichnung zu Theil ward von einigen Mitgliedern des Vereins das Geleite bei der Abfahrt zu erhalten.

„Ich bin ein Kind meiner Zeit," rief Vetter Hanns bitterbös, „und finde daran nichts zu belachen. Wir sind einmal ein gemüthlich Volk und freuen uns auf unsere Weise, gleichviel ob die Krokodile und Nilpferde sich darüber ärgern. Wär' ich dort, ich tränke und sänge mit. Ich bin jung und weiß nicht ob ich alt werde; darum will ich mich am Leben freuen so lang es mir noch angehört. So denken wir Kinder der Zeit und da ist nichts Arges dabei."

Philibert beruhigte ihn, er wolle nichts dagegen einwenden. Aber am deutlichsten zeige sich die Anomalie in dem internationalen Handelscongresse, der in Kairo während der Kanaleröffnung stattfand. Es ist öffentlich eingestanden worden, daß die Mitglieder des Congresses, Namens des Khedive eingeladen, bei ihrem ersten Zusammentreffen in Paris und Mar-

seille mit Staunen gewahrten, daß eigentlich Niemand recht wußte, um was es sich handle. Erst während der Seereise konnten die, welche nicht seekrank wurden, die Zeit zu oberflächlichen Besprechungen anwenden. Sie beschlossen vor Allem, nicht wie die anderen „Eingeladenen" sich betrachten lassen zu wollen, sondern als Körperschaft aufzutreten, dem Khedive die Präsidentschaft anzutragen, ein Programm zu entwerfen, in welchem es sich vorläufig nur um „Fragen" handeln konnte und unter sich einen Vorsitzenden zu wählen.

Abends war man gemüthlich — ich lache nicht, lieber Vetter Hanns — es war gewiß für jeden, der ein deutsches Herz im Busen trägt, von der wohlthätigsten Wirkung, Herrn von Keudell in der strammen preußischen Kuirassiruniform unter den deutschen Landsleuten beim Biere zu sehen und ihnen Auskunft über Alles ertheilend, was sie zu wissen wünschten, wenn er es selbst wußte.

Als Hanns hierauf das Wort wieder nehmen wollte, schnitt es ihm Weilen mit der Bemerkung schnell ab, man möge die Sache von allen Seiten betrachten, die lächerliche sei die vorherrschende. Alles war unvollendet, unausgegohren, in sich widersprechend und dabei für den Augenblick einer Hoffnung in's Blaue geltend. Das ordinärste Volk der Presse aus Frankreich und zum Theil auch aus Oesterreich drängte sich hinzu, um mit Hilfe seines Consuls von dem

Khedive, der die Presse fürchtet, mit fünf und achtzig Franken täglich freigehalten zu werden. Die Consuln vertheilten diese sogenannten „Einladungen" auch an solche, die recht gut ihre Zeche zu bezahlen im Stande gewesen wären.

Der Kaiser, der Kronprinz, die Staatsmänner, das besuchte nicht den Souverän in der üblichen Form, die selbst aus dem strengsten Incognito kenntlich hindurchschimmert; sondern — ohne daß man sich die Unbequemlichkeit des Incognito auferlegt hätte — im wahren aller Welt kenntlichen Range, wie man einen nicht souveränen Standesherrn durch solchen Besuch zu ehren, zu beglücken gedenkt.

„Da nennt ihr nur immer den Kaiser, den Kronprinzen, die Staatsmänner," rief Frau von Weilen, „und der Kaiserin der Franzosen wird mit keinem Worte gedacht. Wär's dem lieben Onkel nicht gefällig uns zu sagen, ob er denn der hohen schönen Dame gar keine Aufmerksamkeit schenkte?"

Graf Bernhard machte nicht viel Aufhebens. Er sah sie zuerst, als sie sich vom Schiffe an's Land begab. Sie ritt dabei auf einem Dromedar, lachte höchst neckisch, nicht im geringsten wie das rire généreux einer dame de haut parage, unter dem Klatschen und Lachen des arabischen Janhagels, was ihr Spaß zu machen schien. Als sie dann dem österreichischen Kaiser den Arm reichte, hüpfte sie einher, sprach viel und

mit einem Wort, machte den Eindruck einer ganz gewöhnlichen Weltdame, in ihrem accoutrement: ein seidenes Kleid mit Volants, der Busen und die Schultern halb entblößt, ein schwarzes Hütchen nach letzter Mode, Veilchen vorgesteckt und ein weißer Teint, der so pastös aufgetragen war, daß ihm die Sonnengluth nichts anzuhaben vermochte. Beim Feste in Ismaela sah er sie dann zum zweitenmal. Da war sie schon kaiserlicher, wenngleich nicht eben vornehmer. Sie trug ein dunkles Sammtkleid, durchweg mit Bienen gestickt. Sie sollen aus Brillanten gebildet gewesen sein. Der Graf kam ihr nicht so nahe, um es unterscheiden zu können. Seine Augen trugen nicht so weit. Sie machte eine Polonaisentour mit und entfernte sich hierauf bald, wie die anderen höchsten Gäste auch. Die Räume waren zu klein, die Unordnungen statt Anordnungen in Masse vorhanden, man war froh wieder draußen zu sein. — —

Das Thema war erschöpft; der Suezkanal mag ruhig versanden, oder mit frischen hundert Millionen zu einer rentablen Durchfahrt sich herstellen lassen; seine provisorische Eröffnung war bereits in den offenen Schlund der Tagesereignisse hinabgestürzt, als ich mich anschickte das Leichenresumé darüber zu entwerfen.

Mit dem „westöstlichen Divan" des Khedive wird es nicht besser gehen.

Und für all das soll das Journal, sollen die fliegenden Wische der Druckerschwärze schadlos halten?

Närrischer Wahn! — —

Die unterseeische Telegraphenverbindung mit Indien, die vor wenig Tagen eröffnet wurde, zeigte dagegen ein fertiges Resultat, vor dem man allen Respect haben kann, so man überhaupt dazu geneigt wäre.

Prinzen, Lords, Diplomaten ließen zwischen London, Indien und Amerika Glückwünsche kreuzen, als wenn es nichts wäre. Unser Freund Khedive, der König von Portugal, der Präsident der Vereinsstaaten, der Vicekönig von Indien, antworteten in aller Eile.

Die Gratulation, die der Vicekönig von Indien an den Präsidenten der Vereinsstaaten sandte, hatte den weitesten Weg zu machen, achttausend vierhundert zwei und vierzig englische Meilen, natürlich über London.

In vierzig Minuten war der Glückwunsch angelangt. — Was die Verbindung mit dem äußersten Osten angeht, so sind die amerikanischen Riesenbahnen, die einen Welttheil durchschneiden, bereit, dieses Geschäft zu vermitteln.

In Washington haben bereits mehrere Gewerbsvereine Denkschriften bei'm Congreß eingereicht, in welchen sie um gesetzliche Maßregeln zum Schutze der Taglöhner und Handwerker bitten, gegen die Concurrenz der chinesischen Kuli, jener nüchternen und unermüdlichen

Arbeiter, die sich in Amerika nach allen Seiten hin einnisten.

Es ist längst erwiesen, daß man am schnellsten von London, Rotterdam, Bremen ungeprellt und ungehudelt nach dem Osten Asiens gelangt, wenn man mit dem Dampfer nach Newyork, von dort in sechs Tagen mit der Pacificbahn nach San Francisco und von hier sich beliebig nach Asien einschifft.

Das ist mehr, als den Engländern eine Durchfahrt zu verschaffen, um den schändlichen Opiumhandel nach China ihnen zu erleichtern, den sie jetzt über Brindisi, das Brundusium der Alten, schon damals Stapelplatz nach dem Orient, leiten wollen und Herrn Lesseps ein Schnippchen schlagen.

Die Pacificbahn wird die Enden der Welt, den äußersten Westen mit dem äußersten Osten verbinden und einem ununterbrochenen Völkerverkehr dienen.

„Die vereinigten Staaten, sagte O. F. Peschel schon in der deutschen Vierteljahr-Schrift (Juni 1857), sind nicht mehr auf den atlantischen Horizont beschränkt, seitdem sie den Weg jenseits der Felsengebirge fanden; sie standen nunmehr auf dem Boden des neuesten Theils der neuen Welt, dem ältesten Staate des ältesten Welttheils im kulturgeschichtlichen Sinne gegenüber, von ihm getrennt durch einen neuen Ocean, oder vielmehr durch ihn als das vollkommenste Verkehrsmittel verbunden.

„Das rege Volk der Amerikaner bleibt auch nicht träumerisch an den Gestaden stehen, sondern es ist emsig darüber, sich eine Zukunft in Asien zu suchen.

„Während dies von ihnen auf dem nassen Wege erreicht werden soll, hatte schon längst ein mächtiger Gehilfe ihnen vorgearbeitet. Die Russen haben von Sibirien aus ihre Macht in Asien stets weiter, man möchte sagen, ungestört ausgedehnt. Das Mutterland wächst gegen Asien hinaus, der Zusammenhang mit der Eroberung wird nie unterbrochen. Bei den großbritanischen Besitzungen in Indien bietet nur das Meer einen solchen Zusammenhang, das heißt: die Herrschaft über das Meer, das vergänglichste Moment politischer Kraft.

„Es scheint beschlossen, daß das große asiatische Festland, dem die Halbinsel Europa angehört, von den occidentalischen Völkern in einer Weise europäisirt werde, die von den prahlerischen Kindereien des Khedive sich mächtig unterscheidet.

„Die Katastrophe wird damit enden, daß europäisches Wesen und abendländischer Geist durch die gesprengten Thore des Reiches der Mitte triumphirend einzieht in den volkreichsten Staat des klügsten und am frühesten verfeinerten Volkes." —

Mit dieser so wohl begründeten Ansicht des treff-

lichen Peschel hatte ich gesucht die entstandene Pause auszufüllen, da trat Philibert mit einem Zeitungsblatt in der Hand wieder in unsern Kreis.

„Damit es nicht den Anschein hat, als ob ich dem Vicekönig von Aegypten darüber zürne, daß er uns keine Einladung schickte, und nur die Kehrseite des Unternehmens in greller Weise beleuchtete, um mir dafür eine gewiß bescheidene Genugthuung zu verschaffen, da es nur gleichsam unter vier Augen geschah, so kann ich zur Rechtfertigung des von mir Vorgebrachten einen Gewährsmann sprechen lassen, dem Niemand die Anerkennung versagen wird. Es ist einer von den in lebendiger Schilderung von Erschautem und Erlebten nicht leicht zu übertreffenden Schriftstellern, Hackländer, der vom Khedive eingeladen, mit der ehrendsten Gastfreundschaft ganz besonders ausgezeichnet wurde und unter dem Titel „Aegyptische Bilderbogen" seine Reiseberichte in einem Wiener Blatt abdrucken ließ.

„Obgleich er überall höchst rücksichtsvoll sich äußert, seine Erwartungen von der glänzenden Zukunft des Unternehmens so hoch spannt als nur immer möglich und für den Khedive nur das Beste in Bezug auf seine Absichten und deren Erreichung in Bereitschaft hat, so gelangt er dennoch zu einem Abschluß, einem Total, dem er Ausdruck zu geben sich nicht versagen will.

„Ich lese euch die Stelle vor; es ist nicht lang und

trägt das Interesse in sich, meine früheren Aeußerungen zu bekräftigen.

„Ich hatte Kairo seit achtundzwanzig Jahren nicht gesehen," schreibt Hackländer, „und fand hier Alles unter dem steigenden europäischen Einflusse und gerade nicht zum Vortheil der altorientalischen Stadt verändert.

„Nur in den engen, dunkeln Bazars mit ihren Schattendecken aus Teppichen oder Matten, hoch oben über die gewundenen Gassen gespannt, hat sich noch das alte, reizende, orientalische Leben erhalten, und hier haben wir wieder manche Stunde vertrödelt und verträumt; das sind immer noch die alten gemüthlichen Gesellen, auf einem Stückchen bunten Teppichs kauernd, das Nargileh rauchend, den Tschibuk, leider auch häufig die prosaische Papier-Cigarre.

„Da haben wir uns wieder einmal von ihnen zeigen lassen die bunten Teppiche aus Persien, Smyrna und Kurdistan; die Waffen aus Damaskus oder Korassan, vielleicht auch aus Solingen; da haben wir gehandelt um den ächten gelben Tabak aus Kleinasien, oder um den braunen Satakieh, um einen dunkeln Burnus, oder um eine bunte Kuffieh, das Kopftuch, das hier alle Welt trägt.

„Da sind wir als gute Freunde von ihnen geschieden, auch wenn wir nicht des Handels einig wurden

und mit dem bekannten Augenaufschlagen und dem gewissen Zungenschnalzer entlassen wurden.

„Und die alten, ehrwürdigen Pyramiden, Aegyptens uraltes Wahrzeichen, freilich stehen sie noch da im Sande hinter dem schmutzigen Orte Gizeh, und die Tausende von Fremden, die an ihnen auf und ab geklettert sind, haben die Physiognomien der uralten Steine nicht verändern können.

„Bakschisch wird dort noch auf jeder Stufe verlangt, ächte und falsche Skarabäen werden dort noch immer von zerlumpten Arabern zum Verkauf angeboten; noch immer starrt das Riesenhaupt der Sphynx gegen Osten auf die weite Fläche hinaus, wie träumend von längst vergangenen Zeiten, wenn sie den wehenden wirbelnden Sand sieht — aber — bis an den Fuß der Pyramide des Cheops führt eine breite, mit Akazien bepflanzte Fahrstraße und mündet in den Hof eines Landhauses, das sich der Khedive seitwärts erbauen ließ, während wenige Schritte unterhalb desselben ein Hotel entstand, in dem man für zwanzig Francs täglich in Kost und Logis genommen wird . . . . .

„Schrecklicher Gedanke! Der gewaltige Zauber der Einsamkeit, der früher die Riesengräber der Pharaonen so poetisch umwehte, ist gebrochen, aber nicht glücklich gelöst worden. Man wird künftig auf der Spitze der Pyramiden das Frühstück einnehmen, vielleicht an dem Steinsarge Cheops diniren und langweilige Gesichter

werden es beautifull finden, ihren Thee zwischen den Tatzen der Sphynx zu trinken.

„Immerhin — uns bleibt die Erinnerung, welche überhaupt das Schönste im Leben ist, und wenn wir uns mit einer glücklichen Phantasie zurückträumen in unsere oft mühsamen Fahrten in dem Wunderlande Aegypten, werden alle Schatten verschwinden und wir gedenken nur der Palmenpracht des Nilthales mit dem Wunderbaue der Pyramiden.“ — — —

Schloß N......
Nachts auf dem Zimmer.

Ich verließ stillschweigend den Salon, um diesen langen siebenten Brief endlich absenden zu können.

Die Kaiserin Eugenie zu Dromedar, brachte mich auf einen Dromedar, der mir einst in Fontainebleau gezeigt worden war, der Napoleon I. in Aegypten getragen, von dessen Höcker herab er vielleicht die famose Ansprache an seine Soldaten hielt vor der Schlacht bei den Pyramiden.

Das alte Thier wurde in Ehren gepflegt. Es bekam seinen Bedarf an rauhen Disteln, so lange sie sein Magen verdauen konnte.

Dann war's ebenfalls um jene Zeit, bei unserer zweiten Einnahme von Paris, 1815, als ich mir in der Pariser Notre-Dame den Schatz der Kirche besah. Man zeigte mir zuerst den Krönungsmantel Napoleons I.,

aus dunkelviolettem Sammt, durchweg mit Bienen gestickt und mit Hermelin gefüttert.

In der Abtheilung unter diesem bekam ich den Mantel und die anderen Paramente in weißer Seide und Gold zu sehen, womit der kurz darauf von Napoleon gefangen gehaltene Papst Pius VII. bekleidet war, als er die Weihe der Salbung an seinem Kerkermeister zu vollziehen, unter militärischer Bedeckung nach Paris geschafft worden war. —

Ich bitte meine Leser mir für den Raum einer halben Stunde zu erlauben, die Gegenwart bei Seite zu lassen und sie einzuladen mir zu folgen.

Es ist ein Halt, den ich am Ende einer großen historischen Periode in Anspruch nehme. Und ich fühle mich nicht unberufen das Wort zu ergreifen.

Es war im Jahr 1807, da sah ich Napoleon, den Kaiser, zum erstenmal.

Oberst Forrestier, unsere Einquartirung, verschaffte mir die Gelegenheit. Er führte mich in den innern Schloßhof, um die Ankunft des Kaisers zu sehen, der von einem Ausritte erwartet wurde.

Man wußte damals nichts von Holzschnitten. Die Bilder, die man von dem Helden des Tages sah, waren geschabt, verwaschen, geätzt, oft schlecht colorirt — sie stellten ihn vor wie einen Bramarbas, in der schwerge-

stickten Marschallsuniform, dem dreieckigen goldbordirten Hut, mit dem Busche dreifarbiger Straußfedern, und in der Gegend der Magenhöle mit breit umgelegter dreifarbiger Schärpe. Immer in ganzer Figur.

Und nun, wie soll ich mein Erstaunen schildern!

Ich war überrascht von Napoleons Schönheit. Ein Bursche von sechszehn Jahren, wie ich damals, weiß doch wohl über das zu urtheilen, was schön oder nicht am Menschen.

Ein kleines, feines, ebenmäßiges Gesicht, die Farbe ein tiefes Gelb, durchaus nicht krankhaft, wie es den Südländern eigenthümlich, dunkelschwarz glänzende, glatt anliegende Haare und bei'm Oeffnen des Mundes ein Zug von blendender Lieblichkeit.

Das Alles wurde während eines Moments sichtbar.

Napoleon sprengte zum Thor herein.

Zwei Stallmeister fielen ihm in die Zügel.

Er sprang ab, streichelte den Gaul, einen Schimmel, und sprach scherzend einige Worte zu ihm hin.

Dann stieg er schnell ein paar Stufen hinan und verschwand hinter dem Vorbau, der den Eingang zur sogenannten Kammertreppe den Blicken entzog.

Das Einzige, was auffallend in dem Gesichte hervortrat, war ein etwas stark hervortretendes Kinn.

Wenn Winkelmann sagte: „Auf der Stirne des Apoll sitze Menschenverachtung" — es mag fürchterlich

für Den klingen, der im Stande ist die Erhabenheit des Gedankens zu erreichen.

So ist mein hier folgender Vergleich absichtsloser:

Das stark geformte Kinn deutet auf Mannesmuth, festen Sinn, Beharrlichkeit. Es scheint mir nicht unwichtig es so zu fassen. Die untersetzte Statur war durchaus zierlich. Man muß bedenken, daß der stark hervortretende Bauch durch den Schnitt der Uniform bedingt wird. Im grauen Ueberrock war dies nicht der Fall. — —

Als Napoleon gestorben war, sorgte ich alsbald, von St. Helena einen ächten Originalabguß seiner Todtenmaske zu erhalten.

Es waren dieselben feinen Linien, nur etwas in die Länge gezogen. Die Augen waren geschlossen. Der Mund war geöffnet und zeigte die Kronen einer Reihe schön geformter Zähne. —

So war der Kaiser der Franzosen Napoleon.

Der Kontrast wird nur desto greller hervortreten, wenn wir uns nach dieser Excursion zu seinem Gegenstück wenden: Gefühllos wie Marmor, verschmitzt, perfid. Tausend Widersprüche in Charakter und Geist.

Im Jahr 1812, es war im schönen Monat Mai, da alle Blüthen sprangen, führte der französische General Loison das Kommando in Königsberg. Neben ihm existirte keines. Die offene Stadt, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen wie

es damals noch bestand, war der Sammelplatz der Heeresmassen, die Napoleon I. von hier über den Niemen nach Rußland führte.

Ehe er selbst eintraf, denn darüber hin waren etwa fünf Wochen verstrichen, lief eine gar seltsame Zumuthung bei den Königsberger Stadtverordneten ein. Es klang wie eine poetische, wehmüthige Regung, trug aber zugleich ein Etwas in sich, das einem Schimpf ähnlich sah.

Napoleon hatte den bestimmten Wunsch, so viel als Befehl — ausgesprochen, er wolle während seines etwa dreitägigen Aufenthalts die Räume bewohnen, welche von der Königin Luise während ihrer letzten Anwesenheit bewohnt worden waren. Der Königin, der er, um den Preis ihrer Ehre, Preußen wieder herstellen wollte.

Die Väter der Stadt steckten die Köpfe zusammen. Das war der Kirchenrath Busolt'sche, ehemals Hippelsche Garten, mit dem großen *Salve!* über dem jetzt immer verschlossenen Thor und mit Versen nach damaligem Styl geschmückt, wie: „Verliebte wandeln im Thal, Denker auf den Höh'n, die Wahl hat ihre Qual, wir gehen, wo wir gehn!"

Man untersuchte das Haus und die umliegenden Höfe. Da war schwer herauszukommen. Für den Kaiser nothdürftig, für den persönlichen Dienst, bah! mit dem werden keine Umstände gemacht; allein mit dem Gefolge! In dieser Bedrängniß plötzlich ein neuer Allarm.

Graf Segur, der Haus- und Reisemarschall ist ein-

getroffen und verlangt, daß ihm Guides zur Verfügung gestellt werden, um ihn in seinen nothwendigen Geschäftswegen zu führen.

Man eilt in die Stadt. Der Graf ist erzürnt über das deutsche Phlegma, das sich so langweilig in der Angelegenheit benahm. Es wird ihm Bericht erstattet. Was ist zu thun? der Kaiser trifft vielleicht schon am Nachmittag ein.

Da kommt Einer darauf, daß die Königin Luise einmal in dem großen gräflich v. d. Gröbenschen Hause, in der Landhofmeisterstraße gewohnt habe. Damit wäre für das Gefolge gesorgt und der Kaiser müsse mit den großen Räumen im Schlosse sich zufrieden stellen lassen, da nichts anders für ihn ausfindig gemacht werden könne.

Einige junge Bürgersöhne, die geläufig französisch sprachen, wurden als Guides in's Schloß berufen und für mich sorgte der Statdrath Bertram, ein intimer Freund meines Vaters, so gut, daß ich zum eigentlichen Guide de l'empereur angenommen und als solcher dem Grafen Segur vorgestellt wurde und meinen Platz im Vorsaal zu den Gemächern angewiesen erhielt.

So hatte ich den Vormittag über ruhig und ungestört dagesessen, als plötzlich Stadtrath Bertram mit schnellem Satze hereinsprang und mir zurief: „Jetzt aufgepaßt! Jetzt geht's los!“

Und wirklich wurde eine Vache und dann eine zweite von Livreebedienten hereingetragen, geöffnet und ihres Inhalts entleert, der provisorisch auf ein paar Tische gelegt wurde, die schnell zusammengeschoben wurden.

Ich sah verdutzt hin und rührte mich nicht. Die Bedienten entfernten sich ohne auf mich zu achten.

Als ich mich jetzt näherte und ein Nachtgeschirr, eine chlisopompe, ein bassin, Alles von purem Gold und mit dem kaiserlichen Adler geschmückt, besah und sogar anzurühren mir erlaubte, wurde ich plötzlich durch einen heftigen Druck am Kopfe erschreckt. Ich greif darnach, aber zu gleicher Zeit seh' ich mich in dem Spiegel, Napoleons kleinen Dreispitz auf dem Kopfe, den mir Bertram aufgesetzt hatte und dazu wie ein Kobold lachte.

Zum Glück blieben wir ungestört. Der kleine Hut war mit Badinen, Gerten und andern familiären Gegenständen angekommen.

Endlich erschien Napoleon, ein Gefolge von Fürsten; Mameluken im Corridor; eine Abtheilung Chasseurs à cheval; ein Piket von dreihundert grénadiers de la garde. Und dazu die Busoltsche Idylle! —

Am andern Tage frühstückte ich mit einigen von den Dienern. Die Speisen waren von den französischen Köchen bereitet. Das Dejeuner des Kaisers wurde zu gleicher Zeit an unserm Tische vorübergetragen. Zwölf Braves des Braves, völlig kriegsgerüstet, escortirten

die Speisen, damit kein unangenehmes Gewürz hineinfalle.

Während des Essens erhielt ich von Ségur den Befehl, mich um drei Uhr bereit zu halten, um den kaiserlichen Zug in den Hafen zu führen. Und so geschah es. Voraus zwei Chasseurs à cheval, die gespannten Pistolen auf das Volk gerichtet, zwischen ihnen ich im Wagen, dann Mameluken, der Kaiser, die Fürsten u. s. w. Ich sah nichts davon, da ich vorwärts zu schauen hatte. Und als ich in's Schloß zurückkehrte, wurde mir gesagt: „man bedürfe meiner nicht mehr. Adieu!"

Wenn man Alles, was ich hier nach bestem Wissen über des Kaisers Erscheinung in Königsberg mitgetheilt habe, zusammenfaßt, so muß man erkennen, daß zwischen dem ersten Entschlusse zum Aufbruch und seinem eigentlichen Beginne ein Niederschlag der Gefühle stattgefunden, wie er nur auf eine Weise zu erklären möglich wird.

Eine Zuversicht mit einer scheinbaren Anwandlung von Poesie und dann das Uebrige, bis zur Ueberschreitung des Niemen.

Man sagte sich, irgend eine unheilvolle Prophezeihung der Lenormand läge dahinter verborgen, denn er war abergläubisch. Sicherer scheint mir anzunehmen: daß ein plötzliches Insichgehen ihn ergriff. Der alte Wahlspruch des Camoëns ist mir stets gegenwärtig:

„Es kann sich über Zukunft leicht belehren, der auf des Herzens Ahnungen will hören.“ —

Meiner Guidenschaft enthoben, war ich jetzt auf dem Schloßplatze und sah, wie Napoleon auf ihn herunter schaute.

Er stand, den Hut auf dem Kopf, am offenen Fenster, die Arme gerad zu beiden Seiten auf das Fensterbrett gestemmt. Sein Sinn schien abgewandt von der Scene.

Ich sah sein Auge in die Ferne schweifen und vielleicht in der dichten Masse des in stillem Ingrimme verharrenden Volkes den Urheber eines Gedichts suchen, das eben frisch aus Spanien angekommen sein sollte und geheimnißvoll — jedoch in deutscher Sprache — verbreitet worden war und eine trübe Weissagung des alten Berggeistes „Pyrenäus“ für den Weltbezwinger in prächtigen Terzinen enthielt. Der Verfasser war ein Königsberger Student, Friedländer, der vor einigen Jahren als Professor in Halle gestorben.

Mit diesem Gruße ließ man ihn seinem entscheidenden Verhängnisse entgegenziehen; mit anderen, eigends für den Zweck ersonnenen Grüßen empfing man ihn in Königsberg, nachdem sich jenes erfüllt hatte.

Herr von Kotzebue, der nicht nur russischer Generalconsul, sondern auch Theaterdirector bei uns war, sorgte für ein Gelegenheitsstück „Der Flußgott Niemen und noch Jemand;“ in welchem der alte Gränzstrom personifizirt, im Geschmacke des Charon

costümirt, seinen Nachen in Bereitschaft hält und dem „Noch Jemand" in der Gestalt Napoleons tüchtig in Knittelversen die Leviten liest.

Alle Abende gegeben, füllte das Stück das Theater. Das Publikum ließ keine Schimpfrede auf den Boden fallen, eine jede war seiner Seele entnommen. Aber wenn dann noch zum Schlusse, um den Reiz zu verstärken, gar der alte Fritz in einer Glorie erschien, ganz so als ob er lebte, dann war's ein Lärm, wie man ihn zur Zeit wohl wieder in den Theatern hört.

Diesem Empfange in Königsberg, fehlte es dem von der Beresina nach Hause flüchtenden Kaiser auf der Weiterreise nicht an ähnlichen Kundgebungen.

Ein Berliner Künstler hat in Form einer Visitenkarte einen großen zottigen Hund abgebildet, der Wasser aufleckte. Erwärmte man die Karte über einem Lichte, so wurde der Hund grün wie Galle und das Wasser roth wie Blut und im Innern seines Leibes wurde ein kleines Kärtchen sichtbar, jener Länder, die er verschlungen hatte.

Ein anderer Hund zeigte, gegen das Licht gehalten, statt des Hundkopfes das Porträt Napoleons.

Ein Porträt Napoleons aber verwandelte sich durchscheinend in einen Haufen Todtenköpfe.

Während dieser schmählichen Verhöhnungen standen die Preußen auf, wurden die Schlachten an der Katz-

bach und bei Leipzig geschlagen und Napoleons Thron von Paris nach Porto Ferrajo auf Elba verlegt.

Aber selbst sein Unglück versöhnte die Völker nicht. Ein Blatt erschien, auf welchem man den Exkaiser, eine lächerliche Krone auf dem Haupte, auf seinem vom Meer umspülten Felsen sitzen sah, ein Scepter in der Hand, seine Truppen exercirend. Diese waren Ratten und Mäuse in langen Kolonnen aufmarschirt, die eigentlichen Autochthonen der Insel Elba, und wie man weiß, ein kriegerisches Geschlecht, das Alles benagt was es erreichen kann.

In Frankreich erschien Napoleons Jugendgeschichte und seine ersten Liebschaften, in welchen er als Scheusal figurirte. Das waren die dem Träger des Namens „Napoleon" zuletzt gezollten Ehren.

Alle diese Pasquille wurden ungestraft in Paris verkauft; und man darf hinzusetzen, daß die große Masse daran keinen Aerger nahm. So gründlich haßte man den Mann, dessen goldenes Sternbild von der Vendomesäule gerissen, an einem Stricke durch den Koth geschleift worden war.

Jetzt zündete das Vive Henri IV.

Vive Henri IV. Vive ce Roi vaillant!
Ce diable en quatre, a le triple talent,
De héros et de battre, et d'être un vert-galant[1])!

---

1) Un vert galant. Ein lustiger Courschneider, nach heutigem Ausdruck.

J'aimons les filles, et j'aimons le bon vin!
Comme nos bons drilles[1]) à de petits refrains &c.

Die Kugeln welche Labédoyère und Ney niederstreckten, trafen zwar schmerzlich das Herz der Nation; die „gloire“ war dahin; aber dennoch erzählte man sich schon die „mots généreux“ des geistreichen Louis XVIII., die Herzogin von Berry war bald die Beschützerin von Allerlei geworden, was den Parisern Spaß macht. Es gab ein théatre de Madame, eine bonnetière, eine couturière und Gott weiß was Alles, „de Madame.“

Fuhr der König aus, so spielten die Drehorgeln: „Où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille“ und „Aux coeurs bien nés que la patrie est chère.“

Aber selbst während der Hundert Tage sang man Napoleon unter der Nase ein Lied, welches den Refrain hatte: „Rendez-nous notre père de Gand,“ — Gent — wohin sich Ludwig XVIII. vor ihm geflüchtet hatte.

Als die Polizei einschreiten wollte, zeigte man das Lied gedruckt und da stand: „Rendez-nous notre paire de gants.“ Es war, wie sie behaupteten, ein Volkslied, etwa wie unser: „zu Lauterbach hab' i mei Strumpf verloren.“ Ganz unschuldig. —

Auch Karl X. wurde persönlich geliebt. Er besaß

1) Comme nos bons drilles, wie unsere Soldaten (drille, alt für Soldat).

nicht den Geist seines Bruders, aber er war der vollkommenste Cavalier d'ancienne souche und Meister in der Kunst der mots généreux.

Nach Aussage der Kenner in solchen Dingen bezauberte er Alles, was sich ihm nahte. Ich denke hierbei nicht an die eigentlichen Legitimisten: aber es schlug noch im ganzen französischen Volk eine Ader, durch die das Blut heißer und beschleunigter rollt, wann ein Enkel des heiligen Ludwig den Thron einnimmt.

Trotz aller Verirrungen, aller Ueberstürzungen, erwacht zu Zeiten der Ernst im Menschen, der zur Rückkehr, der zur endlichen Sühne treibt.

So viel steht fest, daß für Napoleon alle Sympathien erloschen waren, daß man seiner Familie mit Geringschätzung gedachte und sicherlich keinem einzigen Gliede derselben eine von den großen Eigenschaften beimaß, die den Kaiser ausgezeichnet hatten, und daß es damals wohl keinem Franzosen in den Sinn kam, einen Napoleoniden sich als Prätendenten zu denken. —

Selbst seine Wittwe, Maria Luise von Oesterreich, die Napoleon den Titel „Kaiserliche Majestät" als Herzogin von Parma verdankte; die Mutter des „Königs von Rom," den sie als Herzog von Reichstadt, „im Garten von Schönbronnen," auf das Kläglichste verkommen ließ, sorgte für eine würdigere Nachkommenschaft, indem sie zu einer morganatischen Ehe schritt und in dieser eine ganze

Reihe Kinder zeugte, die sie trefflich versorgte, und ihnen den Namen Montenuovo (Neuberg, Neipperg) beilegte.

Kann es einen stärkeren Beweis der Verachtung Napoleons geben, als den seiner eignen Frau, aus hochfürstlichem Geblüte? — Ha! —

Ich war dazu gekommen, einen Milchbruder Napoleon I. nicht nur genau kennen zu lernen, sondern auch durch ihn eine Charakteristik der ganzen Sippe zu erlangen, die er — der Kaiser — zu Macht und Reichthum erhoben: diesen Survillers, einst König von Spanien, jenen St. Leu, einst König von Holland, diese Murat, Borghese, Hortense, Bacciochi! E tutti quanti!

Der Milchbruder Santini trieb sich mit dem Burschen Alexander Bonaparte (der heilige Napoleon kam erst später hinzu) in den Gassen des kleinen schmutzigen Ajaccio herum. Es dauerte jedoch nicht gar lange. Mit dem elften Jahre wurde Bonaparte nach Brienne in die Militärschule geschickt, weil sein Geist sich bedeutend entwickelte, und sein Vater Hoffnungen darauf gründete.

Als dann aus dem Burschen Bonaparte Napoleon geworden war, zog er Santini zu sich. Er begleitete ihn überall hin. Zu glänzenden Heldenthaten konnte

er ihn jedoch nicht stempeln, dafür füllte er den intimen Dienst um den Kaiser vollständig aus. Bei'm Entkleiden, bei'm Aufstehen, in der Nacht, am Tage, wann die Geschäfte ruheten, immer war Napoleon und Santini beisammen und dieser hatte das Ohr des Kaisers, das er jedoch als sehr gewissenhaft und von dem Stolze der Ehrlichkeit dnrchdrungen, wie ich ihn durch drei Jahre zu kennen Gelegenheit hatte, nie auf die Weise alltäglicher Günstlinge mißbrauchte.

Es war in Brünn, während ich dort drei Jahre als Schauspieler lebte. Santini war mit Napoleon auf Elba gewesen, hatte mit ihm den Triumphzug nach Paris mitgemacht und die hundert Tage in seiner gewöhnlichen Function hantirt. Da kam das Exil auf St. Helena, und dahin durfte ihm kein Santini folgen. Der treue Diener seines Herrn wurde nach Brünn internirt und dort ziemlich obenhin überwacht, da er von hier nichts unternehmen konnte, was nur irgend eine Folge zu haben versprach. Oesterreich zahlte ihm eine Subvention von monatlich hundert Gulden.

Ich suchte Santinis Bekanntschaft, was mich einem Verdachte bloßstellte, weil damals die deutsche Jugend zu rumoren begann. Mir gleich. Nach unserer ersten Begegnung, suchten wir uns auf; fanden uns; machten täglich unsere Spaziergänge in dem Santini angewiesenen Raume, und mein geläufiges Französisch erleichterte die Sache bedeutend.

Mit dem Jahre 21 hörte die monatliche Subvention auf. Napoleon war todt, Santini erhielt noch einmal zwölfhundert Gulden und hatte Oesterreich zu verlassen, wenn die Familie des Kaisers sich nicht seiner annehmen wollte. Alle wiesen jeden Anspruch Santini's zurück. Sie hätten ihr ganzes Unglück dem unersättlichen Ehrgeiz des Kaisers zu danken und wollten sein Andenken für immer aus ihrem Gedächtniß auslöschen.

Endlich meinte Joseph, nunmehr Graf von Survillers benamset, einem menschlichen Gefühl Gehör zu geben, indem er Santini den Antrag stellen ließ, als Kammerdiener bei ihrer Mutter, Madame Lätitia in Rom einzutreten, wo er einen leichten Dienst haben würde, die wenigen Besuche anzumelden, die sich bei ihr einfinden.

Darauf antwortete Santini kurz und bestimmt.

„Ich, der die Ehre hatte, dem Kaiser persönlich zu dienen, nehme keinen Dienst bei einem von seiner Familie an."

Wir begingen einen recht rührenden Abschied. Armer Santini!

Er war mir entschwunden. Ich hörte nichts von ihm.

Das war im Jahr 1821. Drei und dreißig Jahre später führt mich ein Zufall, den ich mir nicht geträumt hätte, wieder nach Paris. Ich hatte den Auftrag erhalten, mit meinem alten Freunde Giacomo

Meyerbeer Unterhandlung zu pflegen über die erste Vorstellung seines „Nordstern,“ die er in Stuttgart aufführen lassen und selbst einstudiren und dirigiren solle.

Wie ich nun da so Abends mich in das Gewühl des Boulevards menge, stellt sich einer mir in den Weg. Es ist Santini. Welche Ueberraschung!

„Wie mir Louis Philippe meinen alten Herrn so hoch in Ehren hielt, ihn wieder auf die Siegessäule setzte, und zwar ganz so, wie er war, im grauen Rock und kleinen Hut, da faßte ich mir ein Herz und meldete mich zu einem Dienst. Gleichviel was. Denn ich war nahe am Verhungern und hätte bei den Bauern als Knecht gedient, wenn sie mich nehmen wollten.

„Und der weise König hörte mich gnädig an. Ich hatte mich nicht verrechnet.

„Maintenant je suis de la maison du Roi!“ rief er lachend und lud mich andern Tages in die Tuilerien, um mit ihm zu frühstücken.“

Weiter erfuhr ich nichts mehr von ihm. Er war bedeutend älter als ich. —

Und noch einmal kam ich in eine nähere Beziehung zu Napoleon I., und das soll hier sogleich eine kurze Erwähnung finden.

Als ich mein Haus in Baden bewohnte, kommt die Gräfin Luxburg von Säckenheim herüber und beehrt mich mit einem Besuche, der zu einem Geschäfte

die Einleitung bilden soll. Eine längliche Gestalt, aus deren Kopf zwei tief dunkle Augen blicken, die allenfalls auf eine einst vorhandene Schönheit schließen lassen.

Sie ist die Mutter jenes einst vielfach genannten Grafen Leon, eines wilden, zügellosen Menschen, eines natürlichen Sohnes Napoleon I. Er prozessirt mit seiner Mutter, gegen die er die unverschämtesten Anklagen erhebt, um die Herausgabe des Vermögens, das ihm, nicht ihr gehöre.

Als eine Lebensaufgabe betrachte sie es, ihre „Denkwürdigkeiten" herauszugeben, und sie habe zu deren Redaction Jules Janin ausersehen gehabt; dieser nehme aber in Zeitungsartikeln so schmählich Partei gegen sie, wahrscheinlich von ihrem Sohne durch große Versprechungen gewonnen, daß sie auf ihn nicht mehr rechnen dürfe, und da sei ihre Wahl auf mich gefallen. Ich erschrack und verstummte; sie übersprudelte von meinen großen Vorzügen, sie beschäftige sich viel mit Literatur und da kenne sie meinen Werth aus Uebersetzungen.

Neugierig war ich denn doch zu wissen, wie sie zu Napoleon oder er zu ihr gekommen.

Sie war die Tochter eines armen Offizier und wurde in St. Cyr erzogen. Bei den Prüfungen war der Kaiser stets zugegen. Die Fragen, die an sie ergingen, beantwortete sie offen, klar und bescheiden, und Napoleon lobte sie. Am selben Abend lud sie die Murat, seine ständige Kupplerin, auf ihr Zimmer

ein, um ihr einige Geschenke für ihr gutes Bestehen bei der Prüfung zu machen. Im Zimmer stand ein gedeckter Tisch mit Näschereien, Wein und feinen Nippes. Kaum noch hatte sie Zeit gehabt Alles zu besehen, als der Kaiser durch eine Tapetenthür eintrat, durch welche die Murat alsogleich verschwand.

Napoleon zog die Erschrockene fest an sich und erlaubte sich eine Unanständigkeit. Sie hob die Hand und gab ihm eine Ohrfeige.

„Ah, que vous êtes sotte!“ rief er lachend und rief die Murat herein, die dem dummen Mädel ihre weisen Lehren einprägte.

„Eh bien! je suis contente! je suis l'épouse d'un Comte du St. Empire.“

Die Luxburg wurden mit anderen Edelleuten von jenem Kurfürsten von Bayern, jenem Kaiser Karl VII. gegraft, der mit Spanien und Frankreich verbunden, Deutschlands Boden mit Blut düngte und Maria Theresia ihr Erbe entreißen wollte.

Der Comte du St. Empire, der der Gräfin zu Theil wurde, war übrigens ein Gegenstand allgemeinster Verspottung, seiner Dummheit wegen.

Daß ich die mir zugedachte Ehre zurückwies, wird man mir glauben.

Das nicht unbedeutende Vermögen soll jetzt den deutschen Luxburg zugefallen sein. —

Erst mit Louis Philippe, der alsbald der ge-

meinsten Verspottung anheimfiel, erhoben sich vereinzelte Stimmen zur Verherrlichung des „Mannes."

Zwei junge Gascogner Méry und Barthélémy schrieben ihren „Fils de l'homme" und gaben die „Némésis" heraus. Philippon erfand seine unheilschwere „Birne," um in der „Carricature" des Königs Kopf zu versinnlichen; der Regenschirm den er stets unter dem Arme trug, und die „poignées de main," mit denen er bald nach seiner Erwählung Krethi und Plethi regalirte — dies Alles wurde für ihn zu Geißelhieben der Satyre.

Mit seiner Erniedrigung wuchs aber die Erinnerung an die Gloire, und an Den, dem man sie verdankt hatte. Als der König im versöhnlichen Sinne den Kaiser nicht als Imperator, sondern in seiner populärsten Erscheinung wieder auf die Vendome-Säule stellen ließ, beging er den ihm schädlichsten Mißgriff. Der Mann im kleinen Hute trug bald den Sieg über den Mann mit dem Birnenkopfe davon. —

In Deutschland fand diese Rehabilitation des „kleinen Korporal" Widerhall. Ein Jahrzehent war eben erst verstrichen; die Wunden der langen Kriege Napoleons waren noch nicht vernarbt, und schon sollte den Leuten weiß gemacht werden, daß man den vor Kurzem noch allgemein verwünschten Unterjocher vom objectiven Standpunkte der Geschichte in seiner Größe zu bewundern habe.

Heine ließ seinen Tambour Legrand durch die Welt trommeln und der Janhagel lief wie mit einer Wachtparade hinterher. Aber an dem Tage, als man des Kaisers Standbild wieder auf die Säule stellte, ließ sich eine Stimme von Paris aus vernehmen; die ächt patriotische Stimme eines jungen Franzosen, August Barbier, welche für Frankreich ehrenvoller klang, als die des undeutschen Heine für uns.

Ich will es hier versuchen, die Gedanken des Dichters so treu als möglich wiederzugeben, wenn es mir auch nicht gelingen sollte, der Macht des Ausdrucks im vollsten Maaße gerecht zu werden.

I.

Auf, Heitzer, schnell herbei die Kohlen,
Mit Eisen, Kupfer, Blei heran,
Den Blasebalg laßt Athem holen,
Bediene recht die Glut, Vulcan!
Gib fette Speise diesem Schlauche,
Damit sein Zahn sie rasch zermalmt,
Sonst lastet sie im Riesenbauche,
Wenn nicht sein Gaume glüht und qualmt. —

So recht! — Du Flamme — rein, doch unbeständig,
Ohn' Ende sprühend, und gefärbt wie Blut;
Auf! stürz' heran! Es werde drin lebendig,
Die Erze packen sich mit Wuth!
Ha, welch ein Springen, Toben, Hassen,
Auf Kupfer Eisen, und auf Eisen Blei,
Ein Strecken, Krümmen, sich vernichtend Fassen,
Gleich der Verdammten Wehgeschrei! —

Nun ist's gescheh'n — die Flamme ist getödtet,
Die Esse raucht und glüht nicht mehr,
Das Erz nur wallt, von innerer Glut geröthet;
Stoßt auf des Zapfens mächtiges Wehr!
Auf Ungethüm! nun brüll' und schwelle
Mit wildem Satz auf deinem Herd,
Gleich wie der Sturzbach von der Quelle,
Wie vom Vulcan die Flamme fährt.
Dem Erdenschooß gib deine Lave,
Des raschen Gusses glühenden Lauf;
Zur Form von Thon stürz' Erz als Sclave,
Und steig' daraus als Kaiser auf! —

II.

Und immer Du! — Napoleon, Dein Bildniß! —
Wohl hast Du Krieger, hart und ungerecht,
Die schöne Welt verkehrt zur blutigen Wildniß,
Nur um ein Lorbeerreis, gering und schlecht. —
Für Frankreich war's ein Tag der herbsten Wehen,
Als auf der Höh' des Piedestals
Dein Bild als einen Dieb man konnte hängen sehen,
Den Strick aus Hanf um seinen Hals;
Wie an der Siegessäule Stufen
Des fremden Kriegers Hand versucht,
Mit schwerer Müh' und unter Hurrahrufen,
Herabzuziehn des Erzes mächtige Wucht. —
Und endlich fiel es dann hernieder:
Zuerst das Haupt mit Siegeslaub,
Dann stürzten jählings nach die Glieder,
Der eherne Leib stürzt in den Staub. —

Der Hunn', der blöde Hunne und der Russe,
So schmutzig und im Auge niedre Wuth,
Sie schleiften nun den Kaiser hin zum Flusse,
Vor Frankreichs Volk, das keinen Einhalt thut. —

Wer in der Brust ein Herz fühlt schlagen,
Dem bleibet die Erinnerung wach,
Die Schmach von jenen unglückseligen Tagen
Schleppt jeder bis zum Tode nach.

Ich sah die Fremdlinge im Dunkel hoher Hallen
Beladen plumpe Karren mit unserm Ruhm,
An unserm Marmor hört' ich Hämmer schallen,
In des Museums Heiligthum.
Wie sie dann Alles sich erwählten,
Zum frechen Raub an unserm Herd,
Und wie sie unsere jungen Bäume schälten,
Als Futter für ihr Pferd.
Ich sah des Nordens Sohn uns geißeln wie die Hunde,
Ihn, mit dem wulstigen Maul und fettigen Haar,
Wie unser Brod er fraß und weg vom Munde
Uns athmete die Luft, die unser eigen war.
Ich sah, Franzosenjugend! unsre Weiber,
Unedel, leichtgesinnt und nicht vor Schande roth,
Vor dem Kosak enthüllen ihre Leiber,
Berauscht vom ekeln Dufte, den er bot. —
Und wollte mich auch Ingrimm fassen,
Bei diesem Uebermaß von Schmach und Hohn,
Nie würd' ich einen Menschen hassen . . . . . .
Nur Einem fluch' ich — Dir, Napoleon! —

III.

Ha Kors', mit glattem Haar, Frankreich war schön genug,
Vom Sonnenglanz des Messidor umstrahlt,
Ein unbezähmbar Roß, das keinen Reiter trug,
Mit seinem goldnen Zügel nie geprahlt.
Ein wildes Füllen, gehorchend keinem Ruf,
Noch dampfend von der Könige Blut,
Die Erde stampfend mit dem freien Huf,
Zum erstenmale fühlt sich groß sein Muth.
Jetzt streichelte noch keines Menschen Hand
Den Rücken ihm, als schimpflich schnöden Lohn,
Kein Sattel sich um seine Rippen wand,
Den aufgebürdet ihm der Fremden Hohn.
Jungfräulich war sein Haar, das flüchtige Roß,
Mit stolzem Aug', von mächtigem Glanz erhellt,
Gebäumt und schlagend stand's wie ein Coloß,
Sein Wiehern schon erschütterte die Welt. —

Doch Du erschienst — und wie Du es erblickt,
Die Weichen schlank und so gelenk zum Lauf,
Da packtest Du, Centaur, die Mähn geschickt,
Und schwangst gestiefelt Dich sogleich hinauf.
Wie flog es hin zum Krieg! im wilden Tanz,
Im Trommelwirbel und durch Pulverdampf.
Zur Rennbahn gabst Du ihm die Erde ganz,
Zu losen Spielen — Schlacht und Kampf.
Da war nicht Rasten mehr, nicht Ruh der Nacht,
Stets wilder Sturm und immer Müh und Noth,
Sein Huf die Menschen nur wie Sand zerkracht,
Und bis zum Bug stand es getaucht im Blut.

Durch fünfzehn Jahr' sein harter Huf zerstob
In Nichts der Sterblichen Geschlecht,
Durch fünfzehn Jahr' jagt wüthend sein Galopp,
Die Millionen in's Gefecht.
Dann ward es müd, noch eh' zu End gebracht
Die Bahn, wo nie am Ziele winkt ein Lohn,
Stets hinzurasen müd, mit grauser Macht,
Gleich Staub zu wirbeln auf die Nation.
Mit steifem Bug und keuchend, ohne Kraft,
Hinstürzend unter'm eigenen Gewicht,
Bat's Korse Dich: Befrei' mich aus der Haft!
Doch, Henker Du, Du hörtest nicht!
Den nervigen Schenkel drückst Du an,
Wähnst zu ersticken seinen Schrei,
Kehrst ihm den Zügel in dem Maule dann,
Und brichst aus Wuth die Zähne ihm entzwei. —
Da stieg's noch einmal; doch am blutigen Tag,
Als seine Kraft für immer von ihm wich,
Es sterbend auf dem Bett von Kugeln lag,
Und in dem Sturz zerschellt es Dich!

— — — — — — —

IV.

Nun stehst Du auf von deinem tiefen Fall,
Dein Adler strahlt in neuem Glanz,
Du stehest auf, willst herrschen überall,
Dein Bildniß schmückt der Lorbeerkranz.
Nicht ist's Napoleon, der Kronen stahl,
Der Freche, dem der Raub geglückt,
Der unter'm Sammt des Throns nach banger Qual
Die junge Freiheit mitleidslos erstickt. —

Nicht ist's des heiligen Bundes alter Sklav,
Der Frankreichs Schmach als Kugel nach sich zog,
Auf schwarzem Fels hinstarb nach langer Qual,
Und seinen Nacken fremdem Stocke bog!
Napoleon ist nicht besudelt mehr,
Gedankt sei es der Schmeichler Schaar,
Den Lügendichtern und dem Lorberheer,
Den Göttern gleich strahlt wieder der Cäsar.
Sein Bildniß glänzt auf's Neue überall,
Sein Name hallt an jedem Thor,
Wie einst, da wilder Trommelschall
Ihn laut verkündete dem Ohr.
Und wie zur Wallfahrt, wie zur stillen Buß,
Paris, gleich einem frommen Pilgerchor,
Zieht alle Tage zu der Säule Fuß,
Und senkt sein Herrscherhaupt in Staub davor.
Das Volk mit welken Palmen aufgeschmückt,
Häuft Immortellenkränze vor dem Erz,
Das thränenlos nie Mütter angeblickt,
Weil es entstand, als Müttern brach das Herz.
In schlichter Jack' und mit zerrissener Sohle,
Bei Zinkenklang und Pfeifenton,
Tanzt jauchzend bald Paris die Carmagnole,
Rings um den großen Napoleon! —

V.

Vorüberschwindet gute, edle Fürsten,
Die Glück befördert weit und breit,
Die nur nach einer Dankesthräne dürsten,
Euch wird zum Lohne nicht Unsterblichkeit.
Umsonst erleichtert ihr des Volkes Kette,
Umsonst müht ihr euch ab,

Das Volk liegt sorgenfrei im ruhigen Bette,
Und wandelt unbekümmert hin zum Grab.
Vorüberzieht, kein Mal erhebet
Zu euerm ewigen Ruhme sich dereinst;
Denn Der allein für Folgezeiten lebet,
Den, bange Mitwelt! du beweinst. —
Das Volk liebt Den nur, der im Feld
Gebein von Tausenden zusammenschlägt,
Der Pyramiden baut, das ist sein Held,
Wenn's auch die Steine dazu selber trägt. —

Das Volk — je nun — es ist die Dirn der Schenke,
Die sich berauscht am blauen Wein[1]),
Sie liebt die Feuerbrunst und eiserne Gelenke,
Der Kerl, der sie umfaßt, muß ganz ihr Herrscher sein;
Daß sie im ekeln Nest ihm Liebe hege,
Von Glut und wilder Leidenschaft gefacht,
Geb' ihr der kühne Mann zum Sinngenuß auch Schläge,
Vom Morgen bis zur späten Nacht! —

Früh Morgens.

Ich warf mich ermüdet auf's Bett und schlief einige Stunden. Das Ave Maria Läuten weckt mich täglich und nachdem ich auch heute so glücklich war, die Himmelskönigin um ihren Schutz anzuflehen und

1) Die gemeinste Sorte, vin du broc, die aus dem Behälter geschöpft, nicht eingeschenkt wird. Es kann auch Brantwein darunter verstanden werden.

mein Herz voll Andacht zu ihr zu erheben, setze ich mich gestärkt an den Schreibtisch, um den Brief zu beendigen, der noch diesen Vormittag an Dich abgehen soll.

Wir dürfen es dem erglühten Patrioten nicht übelnehmen, wenn er übersieht, daß die Fremden nur ihr zurückerobertes Eigenthum mitnahmen; daß er aber Napoleon für diese Schmach verantwortlich macht, beweist, daß er den Raub im Herzen verwünscht.

Was Barbier in seinen Versen aussprach, wurde ziemlich allgemein empfunden. Die Immortellenkränze an der Säule konnte Niemand als Ausdruck der Volksstimmung betrachten, die damals noch zahlreichen Reste der „großen Armee" lieferten sie. Selbst die lange Agonie von sechs Jahren, die Napoleon erlitt, brachte keine Versöhnlichkeit in die Gemüther.

Man ging so weit, von ihm zu verlangen, daß er seine Welttragödie wie ein Melodrama des Boulevard hätte beschließen sollen.

Als er rathlos am Strande des Meeres umherirrte, habe man einen Selbstmord von ihm erwartet, nicht aber die larmoyante Schlußphrase: „daß er sich unter den Schutz des größten, aber auch des edelmüthigsten seiner Feinde begebe." —

Die Spottschriften und Carricaturen, die heulende Emeute an allen Ecken, der knurrende Unmuth in allen Winkeln, die Attentate folgten sich mit erschreckender

Schnelligkeit. Der Stand der Dinge stellte Niemand zufrieden, obgleich das Bürgerkönigthum ohne Louis Philippe Vielen annehmbar erschienen wäre. Aber für das Geschlecht der Bonaparte dennoch keine Sympathie: „Ils n'avaient plus de chance! Exclus à jamais."

Mir steht darüber ein Urtheil zu. Ich wohnte in Paris und lebte in weitverzweigten literarischen und politischen Beziehungen.

Man träumte damals, im Jahr 1831, von einer Weltliteratur. Mein „Europa" sollte in Paris bei Treuttel und Würz erscheinen. Man dachte sogar daran, die Autoren, jeden in seiner Sprache, aufzunehmen. Ein *Journal polyglotte*. Eine Anzahl Kapitalisten hatten Summen gezeichnet; Madame Rothschild sich warm betheiligt; Casimir Perrier allen Beistand versprochen und dieser Louis Philippe für die Sache interessirt.

Wir hatten eine Zusammenkunft auf dem tribunal de commerce gehabt und ich ging voll der schönsten Hoffnungen nach Hause.

Da sitzt mich erwartend Heine, und ruft mir entgegen: „Sie haben sich noch zu nichts verbunden?"

Nur vorläufig Alles, erwidre ich.

„Dann danken Sie Gott! Die Cholera ist in Paris. Gestern starben fünftausend. Perrier ist verrückt geworden."

Und so war es in der That. —

Das Jahr 1836 war das Jahr der Höllenmaschine. Man bedauerte die Opfer, aber die Errettung des Königs machte ebenso wenig Eindruck als der Umstand, daß Fieschi ein Korse war, irgend einen hervorbrachte. Die politischen Aktionen ruheten, die Debatte trat an die Stelle, der freche Spott wurde aus Furcht nicht gezügelt, der Zustand war von allen Seiten unterwühlt.

Es begann der Cultus des Virtuosenthums, als ächte Kennzeichnung einer entnervten Zeit. Die Civilliste, wie man damals die Königliche Majestät verächtlich zu benennen anfing, warf mit Legions-Kreuzen um sich und Streicher und Bläser und Tastenschläger wurden „decorirt." So wurde auch dieses Institut Napoleons in den Augen des Volkes entwerthet.

Das Unglücksjahr 1842 brach vollends die Kraft des Orleans'schen Stammes, so viel noch davon im Volke wurzelte.

Frankreich hatte seine Hoffnung auf den jungen Herzog von Orleans gesetzt, dessen Charakter, so weit er sich bisher zu entwickeln Gelegenheit hatte, ihm darauf ein Anrecht verlieh.

Vom Herzog von Berry konnte man nicht dasselbe sagen. Er war abstoßend. Ich hörte ihn bei einer Festlichkeit, die man in Melun ihm zu Ehren veranstaltet hatte, achselzuckend sagen: „c'est bien manqué!"

Und wie wurde er bei seiner Landung in Cherbourg empfangen!

Zwölf junge Adelige hatten um die Ehre gebeten, seine Barke von Jersey an die französische Küste zu rudern. Ein Herr Grandsire, Royalist von ächtem Schlage, hatte es übernommen, gleich an der Landungsstelle einen Pavillon auszurüsten, damit der Herzog der Ruhe pflege.

Zum Lohne dieser treuen Gesinnung wurde Grandsire bald darauf nach Paris gerufen und als Secretär bei der Administration der großen Oper angestellt. Das Bett, in welchem der Herzog in Cherbourg die erste Nacht geruht hatte, wurde wie ein Heiligthum in einem besonderen Saale des Erdgeschosses im Opernhause gehalten und so wollte es die Fügung des Schicksals, daß man Berry, als er bei'm Hinaustreten erdolcht wurde, auf dasselbe Bett legte, um in den Polstern zu sterben, auf denen er die erste Nacht, von großen Hoffnungen gewiegt, eingeschlummert war. —

Des Herzogs von Orleans unerwarteter Tod war verhängnißvoll für Frankreich, vielleicht für Europa. Der König ertrug sein trauriges Geschick mit Würde und als Weiser. Er suchte auf friedlichem Wege den Durst der Franzosen nach der „gloire“ zu stillen.

Das Nationalmuseum in Versailles, die Zurückbringung der Leiche Napoleons, konnten theilweis schon diesen Zweck erfüllen,

obgleich die Letztere für die in Afrika beschäftigte Armee nicht auszubeuten war.

Bemerkenswerth war es jedoch, daß der große Pomp des Leichenbegängnisses wie ein Schaugepränge hingenommen wurde und die Herzen dabei so eisig blieben, wie die Bäume der champs-élysées, unter deren winterlich entlaubten Aesten der imposante Zug sich dahin bewegte.

Der König wurde dadurch nicht populär; er war Gegenstand fortwährender Verdächtigungen der gemeinsten Art: er wolle sich nur bereichern und kein Mittel sollte ihm zu schlecht sein.

Die Abtragung der amerikanischen Schuld, die Verheirathung Montpensiers, Alles war, wie sie sagten, nur für den Säckel der Orleans. Und als der Sturm dann wirklich losbrach, da war Louis Philippe mit seiner Weisheit am Ende. Die letzten Momente seiner Regierung zeigten, daß er den Kopf verloren hatte. —

Jetzt aber regte sich ein Wehen in der provisorischen Gruft unter dem Invalidendome, wo der alte Meister des Krieges ruhete.

Dies Wehen begriff alsbald sein Neffe über dem Kanal. Es zog ihn hin und er sagte sich: „Jetzt ist der Augenblick gekommen.“

Was ihm diese Zuversicht eingab, wollen wir zuerst in unsere Betrachtung ziehen. Es war der Glaube an das wieder auferweckte „prestige,“ das in dem

Namen Napoleon liegen soll. Wie es sich bei'm Ersten, als er von Elba zurückkam, bewährt hatte.

Ich habe den Dictionnaire de l'académie vor mir aufgeschlagen, und finde, daß man bei uns den falschen Begriff damit verbindet, die Franzosen wollten durch ihr *Prestige* eine Vormundschaft über die Völker üben. Man höre:

„*Prestige*, Illusion attribuée à la magie, à quelque sortilège; fascination. ‚Tous les changements que semblaient opérer les magicieus d'Egypte, n'étaient que des prestiges, que de purs prestiges. Il y a du prestige à cela.'

„Il se dit par extension, des illusions, qu'on sait être produites par des moyens naturels. ‚Les prestiges de la fantasmagorie, de l'optique, de la perspective.'

„Il se dit figurément: Des illusions opérées sur l'ame, sur l'esprit, sur l'imagination, par les productions de la littérature et des arts. ‚Les prestiges de l'éloquence. Les prestiges du théatre. Les prestiges de l'art.'

„Prestigieux, prestigieuse. Qui opère les prestiges. ‚Un art prestigieux. Une éloquence prestigieuse. Un debit prestigieux." —

Das wird genug sein, um das zu erklären was Louis Bonaparte antrieb, dem prestige zu ver-

trauen und daß er nicht daran dachte, uns die Suppe zu salzen.

Sollen wir das Wort seiner eigentlichen Bedeutung nach deutsch geben, so würde ein wirklich zauberhaftes, die Sinne umstrickendes „Blendwerk" es bezeichnen; das bloße Gaukelspiel einer aufgeregten Phantasie.

Die Stütze des prestige du nom mag etwa mit dem Stück von dem Steinklotze gleichbedeutend sein, aus welchem der Künstler meißelte und den er stehen ließ, damit sein monumentales Standbild nicht das Uebergewicht bekomme und umstürze, oder ein zu hoch geschwungener Arm, ein zu kühn ausschreitendes Bein nicht zusammenbreche.

Auf diese Magie vertraute Ludwig Napoleon Bonaparte, als er in einer eisigen Februarnacht, in nichts weniger als ebenbürtiger Gesellschaft die Küste Frankreichs betrat. Er irrte sich scheinbar nicht. Allein er hatte sich doch verrechnet.

In seiner Begleitung bemerken wir sogleich einen hübschen jungen Mann, der hier ein großes Wort mitzureden hat. Wir kennen uns und er drückt mir affectvoll die Hand. Später leistete er mir Gefälligkeiten, die ich als Dienste von Bedeutung anerkennen muß.

Er war es, der mich mit dem Privatsecretär Edgar Neys zusammenführte, der mir alle Geheimnisse der Correspondenz seines Herrn mit seinem Schwieger=

sohne Persigny, Gesandter in London verrieth, von dem damals der Abschluß des Krimmfriedens allein abhing. Mein Bericht war lange in Stuttgart eingetroffen, als die Gesandtschaft in dem kleinen Hotel der Rue d'Aguesseau in ihrer ruhigsten Stellung noch verharrte.

Jener Mensch, der mir als fremden Agenten so dienstwillig sich ankündigte, wäre im Stande gewesen mich zu ängstigen, wenn ich die ganze Tragweite seines Beginnens mit einem Blicke umfaßt hätte. Solche Leute wählen gewisse Persönlichkeiten blos um sich mit ihnen sehen zu lassen. Mein Mann z. B. ergreift meinen Arm, springt eine Treppe hinauf, öffnet einen Saal, in dem nähende Frauen sitzen, die er nicht grüßt, öffnet mit einem Schlüssel eine im Winkel versteckte Tapetenthür, es geht eine Wendelstiege hinan und wir treten in ein Gemach, wo schreibende Männer ihm ihr Geschriebenes überreichen und sich darüber eine helle Debatte entspinnt.

C'est un des nôtres, sagte er auf mich deutend, und so erhielt ich meinen passe-partout bei allen hier eintretenden Zuständlichkeiten.

Der Name des Mannes wird seit lange schon und wohl noch bis zur Stunde genannt. Er heißt Solms und ist von Geburt Israelit aus dem Elsaß. Seine Voreltern mögen aus der Grafschaft Solms herstammen. Er aber setzt sich an ihre Stelle und nennt sich *Mr. le Comte*

de Solms. Und Napoleon III. gibt es zu. Und es ist nicht etwa ein leeres Hirngespinnst menschlicher Eitelkeit; die sich vorbereitende Weltgeschichte bietet einem Comte de Solms die Bahn zu freiem, festem, selbst kriegerischem Schreiten.

Um mit ihm fertig zu werden, noch dies:

Wir trafen uns bei'm Frühstück in der „maison dorée," ohne daß wir uns gesucht hätten. Es waren etwa zwei Jahre seit unserm frühern Abord verstrichen.

Er hatte sich mit der Tochter aus gutem, katholischen Hause verheirathet, das zu Monseigneur Dupanloup in engen Beziehungen stand. Was er mit besonderer Würde hervorhob.

„Je suis tout-à-fait guéri, so schloß er die Auseinandersetzung seiner innern Umwandlung. Avant tout, il fallait étudier l'homme, et laisser à part la carricature, que les révolutions en avaient fait. Elles avaient souillé non seulement le sommet de la société, elles venaient comme les flots d'un torrent, inonder sa base. La société, j'en suis sûre, fera dans un court délai, un retour sur elle-même. En attendant, j'ai pris mon parti. Je suis campagnard, et rien de plus et j'élève les boeufs de mon beau père."

Es war gegen Abend, als wir uns in den Gemächern befanden, die nach der Seite der Rivolistraße in den Tuileriengarten sehen und die terrasse des feuillans

beherrschen. Sie waren zur Aufnahme S. M. des Königs Wilhelm von Württemberg ausgerüstet und deßhalb gewählt worden, um dem Herrn die Gewohnheit aus seinem Zimmer in's Grüne zu blicken, auch hier zu befriedigen.

Plötzlich wird die Thür à deux battans aufgerissen und der eintretende huissier ruft:

Sa Majesté l'empereur!

Es ist Er selbst, der sich überzeugen will, daß Alles nach seinen Befehlen für seinen cher cousin ausgeführt wurde.

Er schaut überall mit der kleinlichsten Aufmerksamkeit nach allen Gegenständen, spricht dabei mit den Personen vom Dienst des kaiserlichen Personals, so wie auch mit denen vom deutschen Gefolge und verläßt uns dann schnell, so wie er kam.

Aber was soll ich sagen!

Daß Napoleon III. häßlich ist, wußte ich längst. Der lange Oberkörper, dazu die kurzen, eingebogenen Beine; die halbgeschlossenen Augen, die Niemand frei in's Antlitz schauen; die Nase, mit dem weit hinausgedrehten Bart darunter, der zugleich den Mund zudeckt aus ganz absonderlichen Gründen.

„Il a la bouche pourrie," sagte mir Solms, was so viel heißt, als: „er hat faule Zähne und einen stinkenden Athem." —

Er debutirte mit der großen sprüchwörtlich gewordenen Lüge: „l'empire c'est la paix,“ die ihm sowohl von den Bannern seiner Freunde, wie von den bereitgehaltenen Dolchen seiner Gegner entgegengrinzt.

Und hier beginnt der Abstand, die unversöhnliche Kluft zwischen Oheim und Neffen.

Frau von Staël nannte den ersten Napoleon: „Robespierre zu Pferd;“ sie müßte den jetzigen: „Robespierre auf dem Schaukelpferd“ nennen.

Jener, ein Korse und Soldat von Geburt, durch und durch ein Kind der Revolution, ohne andern Titel als sein Genie, seinen Feuermuth, seine felsige Lebensschule.

Dieser, eine Jugend voll Abenteuer hinter sich, die ihn zu den ausschweifendsten Handlungen greifen ließ; Flüchtling, Verbannter, aus Lebenshaft Entsprungener; im Weltleben seine Gesundheit aufreibend; nur von dem großen Ehrgeize beherrscht, die verscherzte Krone des Oheims, einmal wieder zu gewinnen. Nur von einem Stern geleitet, dem vermeintlich untrüglichen Zauber seines Namens. Dem *Prestige!*

Napoleon III. kann höchstens für die Parodie seines Oheims gelten. Man hat ein Recht zu fragen: ist es denn wirklich ein großes Volk, das wenige Jahre nach

dem Tode eines großen Mannes einem solchen Machwerk der Zeit eine kaiserliche Mästung einräumt?

Ueber Eines dürfen wir ruhig sein. Napoleon III. wird keine einzige der ungeheuren Fragen der Vergangenheit und Zukunft, welche die Völker in diesem Augenblick beschäftigen, zu lösen im Stande sein.

Er wird aber auch nicht an den Felsen geschmiedet, der Welt ein erschütterndes Beispiel sein, sondern in irgend einem Winkel seine Tage fristen, gleich so vielen Anderen, die auf der Weltbühne ihrer Rolle nicht gewachsen sich zeigten.

Für jetzt ist er noch Kaiser der Franzosen und heißt Napoleon III. Alle seine Unternehmungen scheiterten an der Unvollständigkeit und nie gelangte auch nur eine einzige zu einer wichtigen Entscheidung.

Hierbei reichte „*le prestige du nom*“ nicht aus. —

Der anfängliche Ludwig Napoleon Bonaparte war von den Franzosen nacheinander zum Prinzen, zum Kaiser gemacht worden und die anfangs erstaunte Welt fand es dann bald natürlich, als ob es sich von selbst verstünde.

Die Schwierigen beruhigten sich bei dem Gedanken, daß der neue Kaiser Napoleon die unruhigen Elemente in Europa niederhalten müsse. Freilich haben sie ihre Ansicht längst geändert, da der vermeinte Polizeidiener selber ein Unruhestifter geworden ist.

Allein man sprach dennoch von den hohen Eigenschaften, welche in dem Geschlechte der Bonaparte erblich seien; man rühmte des Mannes Entschlossenheit und mehr noch seine Verschlossenheit, welche am zweiten December den „Sieg der Ordnung" herbeigeführt hatte und Napoleon als den Zertreter der Anarchie hoch leben ließ.

Er hatte aber in der That nur einen Alp verscheucht und dafür Drachenzähne gesäet, deren Ernte ihm gewiß war. — —

Wer einiges Vertrauen bei den Parisern genoß, konnte kurz nach den Ereignissen selbst die Gräuelscenen des zweiten December auf eine Weise schildern hören, die dem Auslande verschwiegen wurden.

Eine betrunken gemachte Soldateska warf sich, auf irgend einen Verdacht hin, auf irgend welche Angabe eines feilen Spions oder rachsüchtigen Feindes, in die Häuser der Bürger und mordete nach Lust.

Der Bediente eines meiner Bekannten, der einen Teppich vom Balcon ausschüttelte, wurde erschossen und das Haus von der eindringenden Truppe fast verwüstet, weil sie sagten: der Mensch habe auf sie feuern wollen.

Ein anderer Freund, hochbejahrt, der es mir selbst erzählte, stand vor seinem Kaffeehause, wo er zu frühstücken pflegte, als ihn ein Nebenstehender in das Haus zurückriß, weil er bemerkte, daß man auf ihn anlege.

Der arme alte Mann, der am Ende der Vorstadt St. Denis wohnte, irrte den ganzen Tag umher, ohne daß es ihm möglich war seine Wohnung zu erreichen. Alle Straßen waren voll Toben und Gemetzel.

Erschöpft sank er Nachts in einer einsamen Gegend an der Banlieue zu Boden. Einige rüstige Leute fanden ihn und brachten ihn nach Hause. Vier und zwanzig Stunden hatte er ohne Nahrung in Todesangst zugebracht, sowohl für seine Person als seine Familie.

Solche Geschichten bekam man viel zu hören.

Die Welt draußen vernahm nur, Napoleon habe seine Feinde nach Cayenne geschickt, dorthin wo der Pfeffer wächst. War das nicht natürlich!

Aber in Paris wußte man, daß unerhörte Gräuel und zwar zu den offenbaren auch noch heimliche verübt worden waren, und man konnte Schwüre vernehmen, daß man sie ihrem Urheber nie verzeihen werde, dessen Thron bis zum Sitze in Menschenblut stehe. — —

Der Krimkrieg war zu Ende. Er war in Frankreich niemals populär, und der Friede der ihm folgte, konnte ihn auch nicht dazu machen.

Die Geburt des kaiserlichen Prinzen erregte keinen Enthusiasmus. Ein alter Oberst sagte in meiner Gegenwart in einem Café, ohne Rücksicht auf mich, den

Fremden, zu nehmen: „Welche Bürgschaft gewährt das Kind dem Lande? Hatten Napoleon I., Karl X., Ludwig Philipp nicht auch Erben und was half es ihnen?“ —

Das erste Wort, welches man vom alten Napoleon kennt, als man von ihm selbst noch gar nichts wußte, steht in den Memoiren Webers, des Kammerdieners der Gemahlin Ludwig XVI., verzeichnet:

Als der unglückliche König einst im Tuileriengarten spazieren ging, riefen die Sansculottes: „Voyez-donc, le Roi est laché [1])!“ — Da traten zwei junge Bursche aus der Menge und der eine sagte zu seinem Kameraden: „Comment, le Roi n'a pas de canons, pour balayer cette canaille?“

Das war Napoleon Bonaparte und der andere war Bourienne.

Louis Napoleons erstes bekanntes Wort, welches weit älter ist, als die „Idées napoléoniennes,“ war ein Schwur, den Carbonari geleistet. —

Der Nimbus des letzten Napoleon ist jetzt schon verschwunden. Er wird auf seiner schwindelnden Bahn von einem Geiste fortgetrieben, der außer ihm ist und mächtiger ist als er. Das gedemüthigte, geknechtete Frankreich büßt schwer dafür, ihn gewählt zu haben.

Die unerhörten Gegensätze, welche die Köpfe wir=

---

1) Laché (losgelassen — von der Kette.)

belig machen, wollen gelöst sein. Der Glaube an die hinreißend verführerische Gewalt des Namens „Napoleon,“ ist — trotz der jüngsten Volksabstimmung — abhanden gekommen. Es war ein Sieg, den Jeder voraus sah, an dem Niemand zweifelte. Die Berufung an das Volk, von der herrschenden Macht selbst eingefädelt und geleitet, konnte nicht mißglücken. Die Geheimnisse dieses modernen Gewaltmittels sind nun schon allzubekannt und seine Wirkungen werden darnach gewürdigt. Diese Geheimnisse bestehen zunächst darin, die urtheilslose Masse der Individuen gegen die organischen Staatsgewalten in's Feld zu führen. Darin begegnen sich Demokratie und Absolutismus.

Die Macht hatte jedoch keinen wirklichen Gewinn daraus erzielt und es blieb in letzter Instanz nur noch dasjenige Mittel übrig, welches in den Tuilerien als Sicherheitsventil für das Kaiserthum angesehen wird: einen neuen Krieg zu beginnen.

Damit wurde der alte Tigergeist in einem Theil des Volkes, in der Hofsippschaft, in der militärischen Kaste, in den Beherrschern der Presse auferweckt. Die erste sehnt sich darnach, das lächerliche System des Scheinparlamentarismus los zu werden; die Armee trachtet darnach, sich in „Gloire“ zu berauschen; die Presse darf ihrem Uebermuth gegen Deutschland frech den Zügel schießen lassen.

Es ist keine Frage, daß durch das von dem Kaiser

ergriffene Mittel selbst Franzosen, außerhalb der angeführten Kategorien, die sich bisher noch ihr freies Urtheil bewahrten, den Verstand völlig verlieren können.

Bei dem Siegesfest nach dem Krimfrieden, welches eine Illumination hervorrief, wurde der Apparat angewendet, welcher bei dem Empfange der Königin von England gedient hatte. Besonders glänzend war nichts; nichts auch was der Gelegenheit sein Entstehen verdankte.

Das Einzige was ihr entsprach, war die große Revue auf dem Marsfelde. Der Kaiser verließ mit glänzendem Gefolge die Tuilerien und nahm den Weg durch den Garten. Er ritt etwa fünfzig Schritte dem Gefolge voraus.

Ehe er die große Allee erreichte, wendete er sich im Sattel und rief: „Comte Orloff!“

Der noch immer schöne Siebziger sprengte hin und ritt dem Kaiser zur Seite; die Uebrigen blieben weit zurück.

Auf der Wasserterrasse des Gartens promenirte aber eine Unzahl Polizeimänner in Civil, ebenso auf der andern Seite, die Rivolistraße entlang, auf der sogenannten „terrasse des feuillans.“

Orloff wurde der Mann des Tages. Sein imposantes Aussehen und dabei sein fast geschmeidiges Benehmen brachte eine Menge Anekdoten über ihn in Cours. Jener Kontrast gefiel und erhielt eine symbolische Auslegung.

Des Kaisers „Ministre d'état," dieser allereigentlichste Minister zum Staate, Herr Fould, mit dem stolzen Beinamen Achilles, der früher B. Fould und Oppenheimer firmirte, und sich daher vortrefflich auf Handel und Wandel versteht, sucht den Einklang in die Welt zu bringen, indem er die Stimmgabel aller Orchester sich senden läßt, um den richtigen Diapason zu finden, decretirt für Alexander von Humboldt eine Statue in's Versailler Museum und bestiehlt, in Verbindung mit dem Kriegsminister, das für das Heer ausgeworfene Budget, um dem Kaiser viele Millionen für seine geheimen Zwecke zuzuwenden.

Das französische Volk aber, quand même, trägt seine Sparpfennige zusammen und bringt in elenden Zwanzigsousstücken dem Kaiser zweitausend Millionen dar, deren er nur fünfhundert begehrt hatte.

Aber trotz dieser glänzenden Erfolge, und selbst der Bonapartischen Geheimpolizei hohnsprechend, wucherten andere politische Neigungen unumwunden im Boden.

Um Neujahr 1854 versammelten sich in dem Hofe eines Hotels der Rue Labruyère, während ich mich im Vorderhause bei meinem Brüsseler Freunde Gatty befand, eine Anzahl ausgezeichneter Männer der Fusion, um für die jungen Prinzen in Eisenach große Kisten mit étrennes zu verpacken, und der kleine, petillante Herr, der jetzt athemlos hereinstürzt, ist Herr Thiers selbst, der seinen Beitrag eigenhändig übergibt.

O du armer prince impérial, Dir wird es nie so gut werden!

Vor einiger Zeit erschien, kaum einen Druckbogen stark, ein Heft unter dem Titel: „Nouvelle lettre sur l'histoire de France, Monographie de Mr. Napoléon Bonaparte (Jérome)" in einer Buchhandlung zu Frankfurt, in welchem nicht nur der auf dem Titel Genannte, sondern das ganze Geschlecht der Bonaparte geradezu an den Pranger gestellt wurde.

Die Veröffentlichung erschien nach jener berüchtigten Rede, die der Prinz in den Tuilerien einstudirt und im Senat gehalten hatte. Er durfte keinen Anstand nehmen, da er sich von Soldaten, Gendarmen, Polizeispionen aller Art geschützt wußte; er wußte, daß die Presse geknebelt war und daß die Kerker in Frankreich und die Beinhäuser von Lambessa und Cayenne immer noch Raum genug für neue Schlachtopfer haben.

Er wagte nichts dabei unter dem Einflusse der Macht, die Meineid, List und Gewalt seinem Vetter Ludwig Napoleon Bonaparte verliehen hatten und in deren Schatten er sich barg.

Allein er wagte dennoch viel, indem er in einer ihm sehr geläufigen cynischen Weise das Leben seiner Tante Hortense Beauharnais beleuchtete und ihrer Liebschaften mit Werhuel, Flahaut und noch Anderen gedachte und damit die Geburt seines kaiserlichen Vetters und dessen Halbbruders Morny auf ihr Entstehen zurückführte.

Er hätte Das unterlassen sollen. Man wußte es ja ohnehin. Er hätte daran denken sollen, daß die Bonaparte ihre eigene Moral haben, die sich von denen anderer Leute bedeutend unterscheidet!

Die legitime Abstammung Ludwig Napoleon Bonaparte's in Zweifel ziehen in einem Augenblick, wo er daran dachte, nach ausgeführtem Staatsstreich seine Herrschaft für immer zu befestigen!

Mir fällt in diesem Augenblick eine Stelle aus dem Purgatorio ein; ich glaube aus dem Cant. XX. Es scheint mir etwas Prophetisches darin zu liegen:

Quindi non terra, ma peccato ed onta
Quadagnerà, per sè tanto più grave
Quanto più lieve simil danno conta --

Warten wir ab! Du hast an diesem Brief zu lesen!

Achter Brief.

Hermann Cohen. Bernhard Bauer. Das heil. röm. Reich. Die großen Päpste. Dante. Machiavell. Mein Kaiser.

Schloß N . . . . . .

Während ich Dich und meine günstigen Leser in vergangener Nacht im Fluge die weite Bahn habe zurücklegen lassen, von der Beresina bis zur neuesten Geschichte, fand ich heute unsern Kreis lieber Menschen, als wir uns zur „Jausen" auf der Terrasse zusammenfanden, unverrückt an derselben Stelle, wo ich sie gestern verlassen hatte.

Sylvester war bei der umständlichen Erwähnung des Lesseps'schen Humbugs nicht zugegen gewesen. Hatte er eine Abhaltung, oder war ihm der Gegenstand nicht ansprechend? Wer weiß es.

Als er heute wieder unter uns erschien, scholl ihm die mehrstimmige Frage entgegen:

„Aber wer ist denn dieser Abbé Bauer, ist er ein Deutscher, wie sein Name vermuthen läßt?"

„Und wie kommt denn er dazu, Almosenier der Kaiserin, einer streng katholischen Spanierin, zu sein?“ erhob sich spitz Fräulein Pepis Stimme aus dem tutti. „Der ein so abenteuerliches Leben hinter sich haben soll, das kommt noch hinzu,“ hallte Laura von Weilen in tiefem Tone nach.

„Eine seltene Gemüthsbewegung ergreift mich bei Ihrer Auffoderung“ sprach Sylvester, man hörte es an seiner Stimme. „Ich fühle mich hingezogen, weit weg hier, in wüste Gegenden, wo der Fürst der Welt seine Herrschaft aufrecht erhält, und die vom Himmel dazu Auserfehenen mit der Bibel, dieser alten Wahrheit, aus der Höhe ihn siegreich bekämpfen. Ja, ich bin im Stande auf Ihre an mich gerichtete Frage, wenigstens was den ersten Theil derselben betrifft, genügende Antwort zu ertheilen. Ich habe des hochwürdigen Abbé Bauer persönliche Bekanntschaft zu machen das Glück gehabt und darf ihn meinen Freund nennen.“

Ein leises Ah! aus dem Munde der Damen, ein Näherrücken der Stühle, und auch uns Andere verlangte es nach der Mittheilung des Herrn Schulmeister.

Er hatte nach Beendigung seiner Studien eine Reise nach dem Süden, größtentheils zu Fuß unternommen; die geringen Kosten erhielt er durch seine Mutter vorgestreckt, denn er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, durch den Druck seiner Reisebemerkungen die Summe ihr wieder zu erstatten.

Als er sich im Sommer 1854 in Bordeaux befand, hörte er, oder las vielmehr in den Blättern, von einer außerordentlichen religiösen Feierlichkeit, die in der Kirche des Carmeliter-Klosters zu Broussey in Aussicht stand und eine ungeheure Menschenmenge anziehen würde. Der Weg betrug etwa acht Stunden, und es war wohl mehr als bloße Neugier, die Sylvester antrieb sich dorthin zu begeben.

Es handelte sich darum, einen von den berühmten Vorträgen des Pater Augustin zu hören, den er aus Veranlassung der Profeßablegung eines Novizen halten werde.

Und zwar war Pater Augustin, gleichwie der Novize, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, beide als Juden geboren.

Der jetzige Pater Augustinus, vom strengen Orden der unbeschuhten Carmeliter, führte früher den germanisirten Vornamen Hermann, zu seinem Familiennamen Cohen und war der Sohn wohlhabender Eltern in Hamburg. Er widmete sich der Musik, reiste als bewunderter Virtuos und führte ein Leben darnach, wie die Welt es kennt und liebt.

Seine Bekehrung geschah plötzlich, in wunderbar überraschender Weise und bietet eine Aehnlichkeit mit der Bekehrung Maria Alphons Ratisbonne, die ich als bekannt voraussetzen darf.

Während Cohen auf eine an ihn ergangene Ein-

ladung die Direction eines Chors von Dilettanten in der Kirche St. Valère zu Paris übernommen hatte, fühlte er sich bei der Ertheilung des Segens plötzlich auf's heftigste von einem ihm unbekannten Gefühl ergriffen. Es war unbeschreiblich. Er konnte es nicht Schmerz, nicht Freude nennen. Einige Tage später befand er sich wieder in der Kirche, es war an einem Freitag, während des heiligen Opfers um dieselbe Stunde geschah es, als ob eine starke Last ihn niederdrückte. Er mußte willenlos in die Kniee sinken.

Da stieg in ihm der Gedanke auf, in die heilige Kirchengemeinschaft einzutreten und sich dem Priesterstande zu weihen. Das Treiben, das ihn bisher erfüllte, erschien ihm plötzlich als ein Hassenswerthes und er erhielt die Gnade einer wahrhaft übernatürlichen Reue.

Diese Erleuchtung kam ihm im Mai 1847.

Allein er gab dennoch seine Concerte fort bis zu Ende des Jahres 1848, um durch die Erträgnisse seine Schulden zu tilgen und alle Verbindlichkeiten, die ihn an die Welt fesselten, gebührend zu lösen. Er bedurfte dazu dreißigtausend Franken, die er durch die Ausübung seiner Kunst in einem Jahre sich erwarb.

Am 28. August, dem Feste des heiligen Augustin, im Jahre 1847, erhielt Hermann Cohen die Taufe, erste Communion und Firmung. Eine unwiderstehliche Sehnsucht empfand er zum Orden vom Berge Car-

mel. Er vertiefte sich in das Leben des heiligen Johannes vom Kreuze und der heiligen Theresia. Welche geheimnißvolle Umstände zunächst die Veranlassung gewesen sein mögen — darüber hat er sich gegen Niemand ausgelassen.

Er reiste nach Agen, machte geistliche Uebungen und trat dann sein Noviziat zu Broussey an. Dort waren die unbeschuhten Carmeliter im Jahre 1840 wieder als Orden, zuerst in Frankreich, erstanden.

Sylvester unterbrach hier seine Erzählung.

Seine Zuhörer, bemerkte er scherzend, werden ungeduldig und unzufrieden sein, daß er sie von dem unbeschuhten Carmeliter Pater Augustin so lange schon unterhalte, da sie etwas über den Almosenier der Kaiserin, den Abbé Bauer, wissen möchten und er sich dazu anheischig gemacht hatte, dies Verlangen ihnen zu befriedigen.

Allein er mußte vorher ihre Geduld in Anspruch nehmen.

Zwischen Hermann Cohen und Bernhard Bauer zeigt sich nicht nur eine Aehnlichkeit in den äußern Entwicklungen ihres Lebenslaufes, sondern nach den gleichen innerlich bestandenen Kämpfen sahen sie sich auch durch die nämlichen Siege beglückt und am Ziele als Brüder im Herrn für ewig verbunden.

Dies wolle er mit einigen Zügen kurz bezeichnen.

Dabei holte er ein kleines Büchlein aus der Brust-

tasche, das er mir später gab, als ich den Wunsch äußerte, mir Einiges daraus abzuschreiben. Es war eine recht gelungene Uebersetzung der französischen Bekehrungsgeschichte der beiden Israeliten Hermann Cohen und Bernhard Bauer von J. B. Gergerès, der ein vertrauter Freund des Letztern wurde. Das kleine interessante Buch ist im Verlag von Kling in Tuttlingen erschienen.

Sylvester hatte mehrere Stellen ausgewählt, die er uns meisterhaft, von einer sichtbaren höhern Weihe durchdrungen, ohne alle äußere Gefühlsbetonung vortrug.

Augustin predigte in Bordeaux auf derselben Kanzel, auf welcher kurz zuvor Ravignan und Lacordaire gepredigt hatten. Er — ein Neuling — dem die Sprache der Kirche, die eigentliche Redekunst theils nicht geläufig, theils unbekannt war. Er mußte tief in sein Inneres zurückgreifen, mußte das Erlebte, an ihm einst verderblich vorübergegangene, im Geiste sich wiederspiegeln lassen und sich selbst eine glänzende und begeisterte Genugthuung geben, das Erhabene und Mächtige, das nun sein Theil geworden, mit Geist zu schildern und von der Gnade entflammt, Bekehrungen zu erwirken. Und dies gelang ihm.

Hier begann Sylvester uns die Stellen aus einer seiner Predigten zu lesen.

„Ich bin umhergetrieben worden, habe die Welt geliebt — aber Niemand findet dort das Glück. Um

es zu finden, habe ich Länder und Städte durchzogen, Meere durchschifft. Die großartigen Schönheiten der Natur, die Bälle in den glänzendsten Salons, die Festgelage, alle Genüsse, die man erkaufen kann, aber sie enthielten nicht das Glück. Die Befriedigung eines ungemessenen Ehrgeizes, Freundschaft, sinnliche Hingebung an ein anderes Wesen, aber nirgend war das Glück zu finden.

„Wo bist du denn, Glück? Ich will dir Alles zum Opfer bringen: Gesundheit, Vermögen, mein Leben, Alles, Alles!

„Wie kommt es, daß nur so Wenige das Glück besitzen, da doch Alle zum Glück geboren sind? Es kommt daher, daß wir uns während des Suchens durch Irrlichter täuschen lassen.

„Endlich gelang es mir, es zu finden. Das Glück der Seele besteht in dem unwandelbaren Besitze eines wirklichen Gutes; dieses wirkliche Gut muß das vollkommenste Wesen sein. Dieses höchste Gut schließt in sich alle Vollkommenheiten; es ist das Unendliche — es ist Gott! Ja, es bedarf des Unendlichen für ein unersättliches Herz; des Unendlichen, welches das Herz erhebt zu einer Höhe, die alle Höhen überragt.

„Aber ihr werdet sagen, wie kann man zu Gott gelangen? Ich antworte: die Vernunft erhebt euch zu ihm. Die Vernunft, welche den Menschen er=

höht über alle Geschöpfe. Die Vernunft zeigt uns einen mächtigen, gütigen und gerechten Gott.

„Aber was ist denn Gott in sich selbst? Hier erhebt sich der Glaube von dem höchsten Punkte, den die Vernunft zu erreichen vermag, und offenbart uns die Natur dieses Gottes. Die Vernunft findet hier ihre Schranke — der Glaube zeigt uns den Glanz des dreimal heiligen Gottes .....

„Es ist ein Wort, das wie ein Zaubermittel wirkt, ein Wort, das Licht, Feuer, Liebe, Glück, Ehre, Ewigkeit, Unermeßlichkeit in sich schließt: Dies Wort ist Jesus Christus, Sohn Gottes und Gott selbst.

„Der Glaube zeigt uns das Glück in Gott und in Jesus, seinem Sohne; dies ist ein Geheimniß, das der Stolz nicht begreifen will und doch liegt gerade darin der Beweis, daß diese Wahrheit von Gott komme, weil der Mensch nichts erfindet, was er nicht begreifen kann .....

„Es ist unmöglich, daß Der glücklich ist, der Jesus nicht liebt!

„Man liebt das Glück, aber Jesus, das einzig mögliche Glück, wird nicht geliebt! Man liebt den Reichthum, aber Jesus, die einzige Fülle aller Schätze, wird nicht geliebt! Man liebt das Vergnügen, die

Größe — aber Jesus, die holdeste Lust, der Abglanz der ewigen Glorie, wird nicht geliebt! . . . ."

Sylvester legte das Heft vor sich auf den Tisch und blickte nach den Damen.

„Nun?" sagte Maria. Die Anderen schwiegen.

„Darf ich noch etwas zur nähern Kenntniß des Pater Augustin lesen, ohne dem Verlangen nach den Schicksalen des Abbé Bauer wehe zu thun?"

Die Damen nickten zustimmend. Sie schienen tief ergriffen; selbst Frau von Weilen zeigte Interesse; ihre Tochter Ottilie war eingeschlafen.

Sylvester nahm das Heft und las:

„Einst hatte ich auf einem Pfade, der nur von Verbrechern betreten wurde, die Höhe eines steilen Felsen erstiegen; meine Füße waren blutig zerschunden, ich ermattet, elend. Ein losbrechendes Gewitter, ein vom Sturme gepeitschter Gebirgsbach, entwurzelte Bäume und Felsblöcke, die im jähen Sturz mit dem Donner wetteiferten; der Abgrund, der vom Blitz erhellt, mir als mein offenes Grab erschien, das mich jeden Augenblick zu verschlingen drohte, dies umgab mich. An die Felswand gedrückt, mich an ihre vorspringenden Theile klammernd, schleppte ich mich mühsam fort.

„Plötzlich gewahre ich zur Seite eines Granitblocks eine kleine, wie golden schimmernde Pforte.

„Ach, öffnet um Gotteswillen, schrie ich aus allen

Kräften, öffnet einem verirrten Wanderer, der zum Tod ermattet, nicht weiter kann.

„Und siehe! Alsbald trat ein schöner Jüngling heraus, nahm mich bei der Hand und führte mich in seine geheimnißvolle Wohnung. Er nahm von mir das von Blut und Schmutz besudelte Gewand, tauchte mich in ein köstliches Bad, in dessen berauschendem Wohlgeruch ich Kraft, Gesundheit und neues Leben wiederfand.

„Ich hörte nichts mehr von dem Toben des Wetters; der Jüngling hielt über dem Bade seine Hände ausgestreckt. Sie waren durchstochen und bluteten sehr. Ich fühlte wie das rothe Blut meinen Körper überströmte. Allein es theilte mir nicht seine Farbe mit, es wusch mich blendend weiß und selbst mein Inneres schien mir wie von einem unbekannten Glanz erfüllt zu werden.

„Hierauf kleidete mich der herrliche Jüngling in königlichen Purpur; ich fühlte mich von einem Feuer durchdrungen, das von ihm ausging; aus seinem Antlitz erstrahlte ein glänzendes Licht, das den weiten Raum erhellte. Er reichte mir eine wunderbare, eine göttliche Speise und von der Wunde an seiner Seite ließ er köstlichen Wein in einen Becher fließen, der mich zur höchsten Seligkeit berauschte.

„Während dies geschah, glaubte ich, es deutlich zu sehen, wie die Cherubim ihn anbeteten und ihm dabei

Rauchwerk opferten. Ich war wie betäubt; er legte mein Haupt an seine Brust — ich schlief ein.

„Mein Schlummer war nur kurz, der Jüngling weckte mich auf und sprach: Komm' täglich zu mir, ich will dich erleuchten, ich will dich erwärmen.

„Ach lasse mich hier weilen. Segne mich! ich will für immer diese süße Seligkeit kosten. Aber wer bist Du denn, der so Wunderbares vermag?

„Ich bin die Liebe — das allerheiligste Sacrament.

„O Jesu im allerheiligsten Sacrament, verzeihe mir, daß ich so spät Dich erkannt habe. Nirgends fand ich Freude, Glück, Seligkeit: in Dir besitze ich Alles.

„Ja, meine jungen Freunde, wollet ihr glücklich sein, lernet das allerheiligste Sacrament kennen. Empfanget es. Liebe suchet ihr? Aber sie wird nicht gefunden in einer unbeständigen Neigung; im Herzen des Gekreuzigten nur findet ihr sie, wie es geöffnet durch die Lanze des Schergen, eine immer fließende Wunde ist, aus der jeden Augenblick die Quelle der Liebe und des Glückes strömt. Wollet ihr glücklich sein? Höret den heiligen Franz von Assisi: „Mein Gott ist Alles, o Jesu!" so strömte der Liebesseufzer aus seiner Brust. Betrachtet ihn, den Thoren, der Vaterland, Ehren, Familie, Reichthum aufgibt, um Jesus der Welt zu predigen, einen berühmten Orden stiftet, sein Zeitalter und die Folgezeit mit Staunen und Bewunderung er=

füllt. Sehet Franz Xaver, in Prüfungen, Verachtung, Mühen und Noth ausharrend, höret seinen Ruf: „Mein Gott, erweitere mein Herz, damit es nicht unterliege!“

„Und ihr, fromme und heldenmüthige Töchter des heiligen Vincenz von Paul, wo schöpfet ihr fortwährend das Feuer, den Eifer, die ihr in dem erhabenen Beruf des Apostelthums für die Armen an den Tag legt? In den Armen liebet ihr Jesus im allerheiligsten Sacramente.

„Und darum habet ihr aus weiter Ferne mich, den armen Jünger Jesu kommen lassen, daß er jetzt die Hand ausstrecke und für euch um Brod bittet; bettelnd um der Liebe Jesu willen, der gesagt hat: „Alles, was ihr in meinem Namen gebet, das gebet ihr mir!“

„So kommet denn Alle, die ihr hungert und dürstet nach Glück und Liebe, kommet zu Jesu! Er gibt euch sein ganzes Herz; er gibt euch all seine Herrlichkeit. Liebet ihn, werdet Eins mit ihm! Er ist Alles!

„Lieben wir Jesus! nie werde ich ablassen, alle Menschen zu ermahnen ihn zu lieben. Lieben wir Jesus! Es gibt nur Ein Glück: Jesus lieben und von Ihm geliebt werden!“ — — —

Diese Predigt hielt er in der Kirche von St. Sulpice in Paris. Ihr weiter Raum war überfüllt. Theils die alltägliche, theils fromme Neugierde, theils der

angeregte Wohlthätigkeitssinn, der neben dem, den berühmten, in Paris noch nicht vernommenen Prediger zu hören, den Nebenzweck in's Auge fassen ließ, für die Töchter des heiligen Vincenz von Paul eine Sammlung zu bewirken, um ihrem Armenhaus zu St. Genevieve Mittel zum Fortbestande zu verschaffen; diese an und für sich äußerlich verschiedenen Beweggründe flossen in einen Punkt übereinstimmend zusammen, daß die Versammlung während anderthalb Stunden lautlos an des Predigers Lippen hing. Nachdem er zum Schlusse die Arme ausbreitend, Alle beschwor, an seinem Glücke theilzunehmen, da entstand im ganzen Raume eine geräuschvolle Bewegung und nur die heilige Majestät, die sich über Augustins Worte und Haltung ausbreitete, hielt den Ausbruch eines lauten Beifallssturms zurück. —

Als Pater Augustin die Kirche verließ, folgte ihm ein junger Mann, der sich ihm unter höflicher Begrüßung näherte und ihn begleiten zu dürfen bat.

Dies war Bernhard Bauer.

„Nous voilà, enfin!“ rief der Oberst, indem er durch einen laut ausgestoßenen Seufzer seine Brust wie von einer Last befreien wollte. Sylvester fuhr fort.

Bernhard Bauer ist der Sohn jüdischer Eltern in Pest, 1829 geboren. Schon 1832 starb sein Vater und seine Mutter zog mit ihren fünf Kindern nach Wien. Die Familie war mit dem Wiener Rothschild

verwandt, aufgeklärt und gebildet, was man nun eben so benennt. Von Religion wurde bei Bernhards Erziehung vollständig Umgang genommen. Als er die Universität bezog, war er Rationalist, und schlechte Lectüre verwilderte ihn ganz und gar.

Er wollte Maler werden, allein das Jahr 1848 machte diesem Vorsatz einen Strich durch die Rechnung.

Er wurde eines der eifrigsten Mitglieder der revolutionären Vereine und hatte die Ehre von Kossuth öffentlich umarmt zu werden.

In den Märztagen stand er an der Spitze des Aufstandes, der Metternich stürzte und vom Kaiser Ferdinand das Versprechen einer Verfassung erzwang. Er allein wagte es zum Erzherzog Albrecht als Delegirter zu gehen und von ihm eine Amnestie für die politischen Gefangenen zu verlangen, die er beim Kaiser durchsetzen solle. Als diese Amnestie hierauf wirklich erfolgte, wurde Bernhard von der akademischen Legion Wiens abgesandt, um den Pariser Studenten eine Adresse zu überbringen.

Die Junitage in Paris hatten ihn erhoben, aber nach und nach entwich dieses Hochgefühl einer falschen Freiheit, bei den Schreckensscenen, die sie im Gefolge hatte, bei den verwerflichen Grundsätzen, denen der Name „Freiheit" zum Deckmantel diente.

Zur Sühne, daß er so lange diesem Götzen gedient

hatte, schlug er sich auf die Seite der Ordnung und trat als Freiwilliger in die Nationalgarde.

Inzwischen ließ sich seine Mutter in Paris nieder und im Jahre 1851 nahm er wieder das Malen vor. Er machte eine Reise nach Italien und kam bis Neapel, wo er Bekanntschaft mit einem jungen Franzosen anknüpfte, der ein eifriger Katholik war.

Sie fühlten sich zu einander hingezogen; Beider Gemüth war zart besaitet, für alles Schöne und Große bis zur Schwärmerei erwärmt; nur Eines trübte den Einklang, Bernhard war von den ungereimtesten Vorurtheilen gegen das Christenthum eingenommen.

Der junge Franzose verließ Neapel, und Bernhard, aus Kummer und Langweil, einen lieben Gesellschafter verloren zu haben, reiste vierzehn Tage später ebenfalls ab und ging zu seiner Familie nach Paris.

Diese empfing ihn kalt, und er begab sich nach Bordeaux, wo er mit seinem Freunde aus Neapel wieder zusammentraf und ihr inniger Verkehr von neuem begann.

Nun fühlte er erst, nachdem er an sich so manches Trübsal hatte erfahren müssen, daß sein Freund mehr sittlichen Werth habe, daß dessen von Seelenruhe zeugende Lebensweise dem Zustande, in dem er sich befand, vorzuziehen sei. Nach ernstlichem Nachdenken kam er endlich darauf, daß wohl ein vernünftiger Glaube dem Freunde einen so beneidenswerthen Zustand verschaffe.

Mit diesem Glaubenskeim im Herzen, reiste er während der heiligen Woche nach Perigueux, wohnte dort dem Gottesdienste bei und empfing davon einen lebhaften Eindruck.

Die fromme Mutter seines Freundes hatte inzwischen mit ihm einen Briefwechsel eingeleitet, der sich über die wichtigsten Glaubenswahrheiten erstreckte. Bernhards Sinn ward dadurch bedeutend umgewandelt. In den ersten Tagen des Mai sandte ihm die fromme Dame eine geweihte Medaille, und wagte die Bitte, daß er sie tragen möge, schickte ihm dazu das Memorare des heiligen Bernhard, um es täglich zu beten und lud ihn ein, den Maiandachten anzuwohnen.

Hier vollendete der geheimnißvolle gewaltige Zug zu dem allerheiligsten Sacramente an ihm, wie schon an vielen, vielen Tausenden, auf unaussprechliche, auf eine unbestimmbare Weise die Bekehrung. Die Sprache der Menschen vermag die Reihe der Wunder und Gnaden einer Seele nicht zu schildern, es ist und bleibt ein heiliges Räthsel. Im Juni zog er sich zu seinem Freunde zurück, der einem altadeligen Geschlecht angehörte und schon nach einigen Monaten wurde er in der Schloßkapelle desselben getauft und gefirmt.

Bernhards Familie wußte nichts von diesem Schritte, oder sie stellte sich nur so. Seine Mutter rief ihn nach Paris zurück. Von den Stürmen, die ihn hier erwarteten, will ich schweigen.

Er war nun allein darauf beschränkt für seinen Unterhalt selbst zu sorgen und arbeitete fleißig.

Zum Beichtvater hatte er sich den Pater Ravignan erwählt.

Das erste, was er zu seiner geistigen Befreiung als zweckdienlich unternahm, war sein Beitritt in den Verein der nächtlichen Anbetung. Er selbst äußerte darüber:

„Ich bin überzeugt, daß, was in diesen Nächten mir von Jesus gespendet wurde, die größte Gnade enthielt, die ein Mensch hienieden erlangen kann; die Gnade des Berufs zum Ordensleben."

Nachdem er, wie ich bereits erwähnte, in der Kirche St. Sulpice die Predigt Augustins angehört hatte, stand sein Entschluß fest. Wir sahen ihn, wie er dem begeisterten Prediger folgte, um ihn mit seinem Anliegen bekannt zu machen.

Er sah seine Mutter nicht mehr und reiste nach Agen, um daselbst geistliche Uebungen zu halten, ging nach Paris zurück, um seine letzten Geschäfte mit der Welt abzuthun, stellte sich hierauf zum Noviziat in Broussey und erreichte das von ihm so heiß ersehnte Glück, als ein neuer Schüler des heiligen Johann vom Kreuz das Ordenskleid des Carmel zu erhalten.

In derselben kleinen Zelle verlebte Bernhard sein

Noviziat, wo P. Augustin vor ihm dieselbe Zeit zugebracht hatte.

Mit fünf und zwanzig Jahren war er zur Profeßablegung bereit. P. Augustin, der sich erkrankt in dem Pyrenäenbade Bagnères de Bigorre befand, war auf diese Nachricht herbeigeeilt, um sich an der erhabenen Feier zu betheiligen.

Die Aehnlichkeit ihrer Lebensschicksale, die Verirrungen ihrer Jugend, ihre politische Rolle während der Revolution in Paris und Wien, die an beiden Seelen zu Tage getretenen Gnadenwirkungen, dies Alles bewährte selbst für den, der hierin keinen Triumph der katholischen Kirche sehen wollte, eine ungewöhnliche Anziehungskraft.

Was ich, der zugegen war, dabei empfand, kann ich in diesem Augenblick nicht schildern. Niemals haben mich die berühmtesten Prediger, die beredtesten Missionäre, so gefesselt, bezwungen, beherrscht!

Nachdem P. Augustin rasch an seinen Zuhörern vorüberführte, wie sie ihre Jugend hingebracht, rief er im unendlichen Schmerze aus:

„Warum habe ich nun so eben von unserm sündhaften Leben gesprochen? Glaubt man, daß es Freude macht, eine solche Vergangenheit zu enthüllen? Fühlt ihr es nicht, welche Pein dem Selbstankläger daraus erwächst, Erinnerungen aufzufrischen, die Gott sei Dank

beinahe erloschen sind, und die nur noch gleich einem schaudervollen Traum uns vorschweben.

„Ja, theurer Bruder," rief er zu Bernhard gewendet aus, „wenn Gott heute aus einem verworfenen Volke zwei so schwere Sünder, wie wir sind, zurückruft, so will er uns den verhärtetsten Sündern zum Beispiele und zur Ermuthigung aufstellen. Sie sollen erkennen, daß es keine Stufe des Bösen, keinen Grad der Verhärtung gibt, von denen Seine Gnade uns nicht zurückziehen könnte, so lange die Stunde des Gerichts noch nicht geschlagen hat . . . . . —

„Darum müssen wir oft vor der Welt bekennen, welche Sünder wir gewesen! Es klingt fast wie ein Schimpf für uns, wenn wir es in diesem geweiheten Gewande aussprechen. Aber es ist nur um so nothwendiger, um die ganze Macht des Blutes Jesu über die Seelen großer Sünder zu würdigen.

„Glaubt ihr aber, meine Brüder, Gott habe uns bekehrt nur um unser selbst willen? Nein, tausendmal Nein! Auch um euerwillen ist es geschehen. Ihr sollt von uns lernen, die Klippen zu meiden, an denen wir scheiterten. Er hat uns als Signale an die Pforte der Hölle gestellt, damit wir euch abwehren, hindurchzugehen."

Nachdem er sich zu Bernhard wieder gewendet, rief er aus:

„Drei Nägel haben den göttlichen Heiland an das Kreuz geheftet: die Hoffart, die Habsucht und die Begier der Sinne. Drei Gelübde werden Dich heute für immer an das theure Herz unsers lieben Jesus binden und durch diese drei Gelübde schwörst Du jenen drei, den gefallenen Menschen hartnäckig beherrschenden Leidenschaften Kampf auf Leben und Tod.

„Der Gehorsam bemeistert und zähmt die Hoffart und ringt sie zu Boden.

„Die Armuth, als festes Gelübde, macht Geiz, Habsucht, Verlangen nach irdischen Gütern zur Unmöglichkeit.

„Die Keuschheit endlich macht den Menschen einem auf Erden wandelnden Englel gleich. Aber der Engel hat kein Verdienst, weil er keinen Kampf besteht. Der keusche Mensch, der ein engelgleiches Leben in diesem schmutzigen Leibe führt, trägt Siege davon.

„O, ihr Alle, die ihr mich höret, muß dann ein Jude kommen und die Christen beschwören, Jesus Christus anzubeten!“ — — — —

Nachts.

Ich muß es Dir überlassen, den Eindruck zu ermessen, den dieser Ausruf auf Alle hervorbrachte.

Auf mich besonders. Mit tief gesenktem Haupte saß ich da, und dachte: ob ich glücklicher gewesen, wenn ich meinen Taufschein in der Wiege gefunden hätte, als jetzt, da ich mir meinen Glauben nach schweren, langen Irrfahrten errang und dadurch etwas von dem majestätischen Aufschrei des unbeschuheten Carmeliters, wenn gleich nur im kleinsten Strahlenbruchtheile, auf mich zurückfiel.

Es ist nicht Stolz; man kann sich in aller Demuth glücklich fühlen. —

Sylvester erzählte, wie er sich dem Carmeliter P. Bernhard näherte, und freundlich von ihm empfangen wurde.

Ich hörte nicht darauf, was er sagte, und hing meinen eigenen Gedanken nach. — — —

Zwei Abende, die wir noch im Schlosse ruhig mit einander verlebten, wurden von Sylvester allein mit ernsten Mahnungen ausgefüllt.

Da die verrückten Forderungen der Franzosen sich in bestimmterer Form enthüllten; als das bisherige Gerücht immer greiflicher wurde: es handle sich um einen Vernichtungskampf der romanischen und germanischen Rasse, um ein Vorrecht der erstern, die andere zu beherrschen; setzte Sylvester mit kurzen Worten diese Anmaßung in das rechte Licht.

Obgleich ich mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte, so wäre ich doch nicht im Stande, Das was er

vortrug, vollständig und bündig hier mitzutheilen. Sylvester hatte einige Hefte mit Aufzeichnungen, die ich mir von ihm erbat, und mit Hilfe dieser und dem Inhalte meines literarischen Schnappsacks hoffe ich, wenn auch nur nothdürftig, so weit es sich um den hier allein vorliegenden Zweck handelt, den Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen, und das Ende des Mittelalters, in einer Nuß vorzutragen.

Die alte Rassen-Eintheilung, die sich auf den Körperbau und die Hautfarbe gründete, und in fünf Abarten zerfiel: die kaukasische, als die mit den vorzüglichsten Eigenschaften begabte; die malayische, ihr am nächsten stehend; die amerikanische, wilde Rothhäute; die mongolische, in Mittel- und Nordasien; die äthiopische, die Schwarzen, die Neger, als die niedrigste — hat sich längst als unstatthaft erwiesen.

Es zeigten und zeigen sich unter den Menschen in allen Welttheilen Einzelne und Gesammtheiten, die edel erscheinen und der Civilisation fähig sind.

Das Römerreich hatte allerdings seine Herrschermacht über Germanien ausgedehnt. Es legte Straßen an, befestigte Plätze, die Kaiser verlegten ihre Sommerresidenz in das von frischer Luft durchwehete, anmuthige Waldgebiet am Rhein.

Und somit darf nicht in Abrede gestellt werden, daß der alten Römer Abkömmlinge, als Romanen, ein wirkliches Anrecht, ja Erbrecht, auf die kleine Halbinsel

zu beanspruchen hatten, welche der mächtigste Welttheil, Asien, gegen Nordwest hinausstreckt und der Europa geheißen wird.

Um diese Besitzergreifung zu befestigen, wurde das heilige römische Reich gegründet.

Unter den äußersten Wirren und Verirrungen, in welchen Wissenschaft, Religion und Sittlichkeit, die Werke der Menschen und ihre socialen Einrichtungen zu Grunde gingen, widerstand nur der Felsen der Kirche und des Evangeliums. Diesen aber war es auch vorbehalten, durch kräftige Heilmittel die Menschheit in Zucht zu halten.

Die Kirche mußte die Sprache einer strengen Erzieherin sich erwählen; der Papst mußte als die oberste Gewalt einschreiten, handeln.

Gregor VII. nahm den päpstlichen Stuhl ein. Wider seinen Willen. Er lehnte die Wahl mit demüthiger Aufrichtigkeit ab.

Er bat den König Heinrich IV., einen schwankenden, trotzigen, ausschweifenden und despotischen Fürsten, der die Kirchen ihres Schmuckes beraubte und in diesen Edelsteinen seine Buhldirnen prunken ließ, ihm nicht seine Zustimmung zu geben, weil er den Schwierigkeiten zur Führung des Pontificats nicht gewachsen sei; ja — er drohte ihm sogar, daß er als Papst des Königs Laster und Verbrechen nicht ungestraft werde lassen können.

Dennoch erfolgte des Königs Zustimmung, als die letzte weltliche Bestätigung eines Papstes.

Wie er als Papst Gregor VII. regiert, davon legen die glänzendsten Blätter der Geschichte Zeugniß ab. Die Lüge und die schändlichen Unternehmungen Heinrichs IV. gegen den Papst haben aus diesem ein so gemeines Zerrbild geschaffen, das bei Unwissenden heute noch Geltung hat, obgleich die ruchlosen Lügen von protestantischen Geschichtschreibern, die keineswegs Partei für die heilige Kirche nehmen, längst widerlegt wurden.

Zum Beispiel bei Neander, Professor in Berlin, nicht ohne Vorurtheil gegen katholische Sachen, in dessen Kirchengeschichte sich in Verbindung mit einem tiefen Geiste eine milde Gesinnung paart, um die großartigen Erscheinungen in der Kirche gerecht zu würdigen, wie er dies bei Gregor VII. sehr ausführlich darlegt.

Und um nur noch einen von protestantischer Seite anzuführen.

Luden faßt in seiner Geschichte des deutschen Volkes (Bd. VIII.) das Hauptstreben Gregors dahin auf:

„Das, was nach Hildebrands (als Papst hatte er den Namen Gregor angenommen) Vorstellung im Leben sein und erreicht werden sollte, läßt sich in drei Sätze zusammenfassen, welche einander bedingen und auseinander folgen:

„Reinheit und Einheit der Kirche durch den Papst und unter dem Papste; Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und aller

ihrer Angelegenheiten von jeglichem Einfluß irgend einer weltlichen Macht; Unterordnung aller weltlichen Macht und aller weltlichen Angelegenheiten unter die Kirche und deren Haupt den Papst.

„Jeden Falls," fährt Luden fort, „scheint Hildebrands Plan aus den edelsten Gefühlen der menschlichen Brust entsprungen zu sein. Mitleid mit dem Unglück der Menschen, und der innige Wunsch, die Ursachen desselben zu entfernen, scheinen ihn erzeugt und ein kräftiger Verstand scheint ihn ausgebildet zu haben. Es war ein Versuch zur Verbesserung und Veredlung des Lebens in dem religiösen Gewande des lebendigen christlichen Glaubens. Man thut Hildebrand Unrecht, wenn man ihm Liebe zu den Menschen abspricht, oder sogar an seiner Frömmigkeit zweifelt; viel wahrscheinlicher ist, daß sein ganzer Plan aus Religion und Liebe bestanden habe."

Heinrich, obgleich er sich unterworfen hatte, griff doch wieder zu den Waffen, nachdem Clemens III. als Gegenpapst gewählt worden war. Rom wurde kämpfend erobert; der Papst hatte sich in die Engelsburg geflüchtet. Der Normanne Robert Guiscard eilte zu seiner Befreiung herbei und geleitete ihn nach Salerno. Bald darauf starb er mit den Worten:

„Ich habe das Recht geliebt, das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich im Exil." — —

Hundert Jahre waren seitdem vorüber geschwunden, voll der bedeutungsvollsten Ereignisse.

Gregor's Einfluß auf die Wahl seiner Nachfolger äußerte sich auch nach seinem Tode. Wenn gleich die Umtriebe Heinrichs, die noch immer fortdauerten, und die durch ihn veranstaltete Aufstellung von Gegenpäpsten, den erwählten Papst verhinderten, den heiligen Stuhl Petri zu Rom einzunehmen, weil Rom von fremden Kriegern besetzt war.

Peter der Einsiedler erschien plötzlich, ganz unvorbereitet und rief begeistert Fürsten und Völker zu einem Zuge auf, um die Christen im Orient von dem Joche der Ungläubigen zu befreien. Jesus Christus habe an ihn diesen Befehl unmittelbar erlassen.

Jerusalem ward eingenommen und Gottfried von Bouillon als erster König ausgerufen. — —

Arnold von Brescia verdrehte die Köpfe der Römer durch seine glänzende Rednergabe, mit seinen einseitigen und gefälschten Lehren.

In Rom war die Republick wieder hergestellt, und der Papst sollte auf den Zehnten und freiwillige Opfer beschränkt werden.

Im Namen des „Senatus populusque romanus“ wurde der Kaiser Konrad III. eingeladen, in Rom seinen Sitz zu nehmen und von hier, wie einst Constantin und Justinian, die Welt zu regieren.

Der Papst Eugen mußte sich nach Viterbo begeben.

Da erschien auf's Neue eine vom Himmel gesandte wunderbar hohe Gestalt am Horizont der Kirche: der heilige Bernhard von Clairvaux.

Seine Worte begeisterten abermals zu einem Kreuzzuge, der jedoch durch die Treulosigkeit der Griechen nicht so glänzend ausfiel, als der erste.

Des heiligen Bernhard segenreiches Wirken für die Kirche dauerte fort bis an sein Lebensende. —

Nun folgte unausgesetzt der Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen. Friedrich I., Heinrich VI., Friedrich II., Conrad IV., bis auf Conradin, der 1268 sein Leben auf dem Schaffot endete, als letzter seines Geschlechts.

Als Friedrich II., erst drei Jahre alt, nach seines Vaters Bestimmung die Erbfolge gesichert erhalten, hatte einer der größten Päpste, Innocenz III., den heiligen Stuhl bestiegen.

Er war im Besitze großer Kenntnisse, die er seinen Studien zu Paris, Rom und Bologna verdankte, und stand am Anfange des Mannesalters.

Wir können hier nicht auf die Thaten Innocenz III. näher eingehen und müssen auf seine eigenen Schriften, die 1552 in Köln und 1578 in Venedig erschienen, den dazu hinlänglich befähigten Leser verweisen; Andern, die sich in deutscher Sprache über seine vollständige, allumfassende Wirksamkeit unterrichten wollen, empfehlen wir das berühmte Werk von Friedrich Hurter:

„Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen,“ welches er bekanntlich noch als erster Geistlicher der Hugenotten in Schaffhausen und Dekan der Synode nach dreißigjährigen Studien vollendete und bei Justus Perthes in Hamburg verlegte.

Innocenz III. Thätigkeit bestand — um es hier nur kurz anzudeuten — außer seinem rein kirchlichen Wirken: Bekehrung und Verfolgung der Albigenser, Einsetzung von Ketzergerichten, Anfeuerung zu einem Kreuzzuge, Einberufung des zwölften öcumenischen Concils; auch noch als kirchlicher Politiker darin: den Kirchenstaat zu befestigen, die Entfernung der Ausländer von der Herrschaft Italiens zu erreichen und den lombardischen Städtebund gegen Kaiser und Adel zu schützen. Bald war er durch seine weitreichende theologische und juridische Bildung, durch die Klarheit seines staatsmännischen Geistes und seine Geschäftsgewandtheit dahin gelangt, in allen Staaten Europas als Schiedsrichter und hierdurch als Oberlehnsherr zu walten. Von Portugal bis Norwegen, von England im Westen bis zu den Bulgaren und Dalmatinern im fernen Osten galt sein Machtspruch.

Dieser großen Thätigkeit entriß ihn ein früher Tod. Er erlag im sechs und fünfzigsten Jahre auf einer Reise von Genua nach Pisa, um, wie er es oft schon gethan, zwischen dem Streite beider Städte, persönlich ein heiliges Mittlergeschäft zu üben. —

Die Nachfolger des großen Papstes hatten jetzt von dem wortbrüchigen und gewaltthätigen Hohenstaufen Friedrich II., dem einstmaligen Schüler, ja! Pflegesohn Innocenz III. viel zu erdulden.

Er ließ ein „sicilianisches Gesetzbuch" (1231) zusammenstellen, fünfzehn Jahre nach dem Tode seines großen Erziehers, das also eingeleitet wird:

„Dem Kaiser gebührt die Schutzvogtei über die römische Kirche, da diese ein wesentliches Attribut des römisch-deutschen Kaiserthums ist, und auch die Erhaltung des öffentlichen Friedens davon abhängt."

Von der Theilnahme der Kirche an der öffentlichen Gewalt ist nirgend die Rede, was ihr allenfalls noch zugestanden wird, ist Gnadensache. — — —

Darob entbrannte der Kampf in stets wachsender Wuth zwischen „Welfen und Waiblingen," in Italien „Guelfen und Ghibellinen."

Eines der höchsten Aemter in seiner Vaterstadt bekleidete Dante Alighieri. Florenz war von Parteien zerrissen, die sich die „Weißen" und die „Schwarzen" nannten.

Die schwächere Partei, „die Weißen," suchten Hilfe bei dem Papst Bonifaz VIII. und dieser beschloß den Bruder Philipps IV. von Frankreich, Karl von Valois, nach Florenz zu schicken, um Ordnung zu schaffen.

Dante widersetzte sich, weil er von dieser Einmischung Schlimmes für Florenz befürchtete, wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt, und da er diese nicht leisten konnte, seiner Güter beraubt und verwiesen.

Obgleich er schon die sieben ersten Gesänge seines unsterblichen Gedichts niedergeschrieben hatte, so war es ihm jetzt ganz aus dem Gedächtniß entschwunden, und er sann nur darüber nach, den Zerfall des Vaterlandes zu verhüten und auf die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung sein Augenmerk zu richten.

Das führte Dante darauf hin, ein Staatsrecht zu vertheidigen, in welchem er mit der ihm innewohnenden religiösen Glut Gottes heilige Weltordnung erblickt. Er hatte es schon früher in seinem „Gastmahl" entwickelt, allein näher geht er darauf ein in seiner lateinischen Abhandlung „*de Monarchia.*"

Meine kleine Büchersammlung daheim ist nicht arm an Danteliteratur aus alter und neuester Zeit. Der erlauchte Geist, dessen Werk den Vorrang vor den anderen Auslegern schon so lange behauptet und dessen Pseudonym „Philalethes" ein offenes Geheimniß, erzeigte mir die Gnade — Ehre darf ich es nicht nennen, denn wodurch hätte ich sie verdient? — mir sein Werk direct in seinem Auftrage zusenden zu lassen, kurz nachdem es erschienen war.

Allein da bei diesem meinem Büchlein von dem Ernst gründlicher Forschung überall abzusehen ist, in

dem Sinne, wie ich es hinschrieb und wie ich es bei meinen Lesern voraussetze, so wende ich mich an einen liebenswürdigen Gewährsmann, den geschmackvollen Beurtheiler des „Lebens und der Werke Dantes“ in kleinem Format, Herrn Hartwig Floto, und erborge von ihm was ich brauche.

Den Tractat „*de Monarchia*“ zu kennen ist durchaus nothwendig, um Vieles in der „*divina comedia*“ zu verstehen, schickt Floto voraus.

Unter der Monarchie versteht Dante die Herrschaft des römischen Kaisers, der nach der Idee des frühern Mittelalters der Herr der ganzen Erde war. Könige, Herzoge, alle Menschen waren unterthan jenem ihrem höchsten und einzigen Oberhaupte, dem Kaiser, dem Herrn des heiligen römischen Reichs. Die Erde sollte nur ein Reich, eine einzige große Monarchie sein; während jetzt die Menschheit ohne Kaiser, ein vielköpfiges Ungeheuer ist.

Diese Oberherrlichkeit verbürgt den Frieden. Nichts ist der Menschheit heilsamer, als ein allgemeiner Friede.

Aber auch Gerechtigkeit verbürgt sie; da sie als letzter Ausfluß alles Rechtes für alle streitigen Fälle die höchste Instanz, die äußerste Zuflucht bildet. Nichts ist so sehr der Gerechtigkeit hinderlich, als Habgier und Ehrgeiz. Der Kaiser ist frei von diesen Leidenschaften, da seine Macht und Majestät ja nicht mehr wachsen kann.

Aber diese Oberherrlichkeit ist noch dazu nothwendig, damit die Freiheit herrsche. Unter dem Kaiser ist die Menschheit vollkommen frei; denn die Völker wirkten dann nur gleichsam für eigene Rechnung, nicht zum Vortheil eines Herrschers.

Allein es ist zu erwägen, daß aus jeder Stadt nicht alle kleinen Rechtshändel vor den Kaiser gebracht würden; auch müßten die allgemeinen Gesetze in Bezug auf Nationen, Königreiche, Städte, theilweise Berücksichtigung erfahren.

Im zweiten Buche „*de Monarchia*“ sucht Dante zu beweisen, daß Gott selbst: erst das römische Volk, dann den römischen Kaiser zu jener Oberherrlichkeit über die Menschheit auserkoren hat. Er verachtet die Völker, welche wider die Römer murrten und zürnt den Königen und Fürsten, die nur darin einig sind, sich aufzulehnen wider ihren Herrn, ihren gesalbten römischen Kaiser. Er geht so weit in seinen Illusionen, so zu schließen: „Ich bin der festen Meinung, daß die Steine in Rom's Mauern und der Boden, auf dem die heilige Stadt steht, der Verehrung würdig sind.“

Im dritten Buche führt er den Beweis, daß die Autorität des Kaisers unmittelbar von Gott verliehen sei, nicht von einem andern, dem Papste, als dem Stellvertreter Gottes.

Mit dem Panzer des Glaubens angethan, will er den frevelhaften Lügner hinausjagen, der das behauptet.

Der Papst widerspricht dem Satze, daß die kaiserliche Majestät unmittelbar von Gott stamme. „Der Papst ist Stellvertreter unseres Herrn Jesu Christi," das anerkennt er, „und Petri Nachfolger; dem wir nicht so viel Ehre zu erweisen haben wie Christo, aber so viel wie Petro."

Dann führt er noch andere Läugner verschiedener Kategorien an, darunter solche, die aus ehrlichem Eifer der Wahrheit widersprechen, oder „Söhne des Teufels," die sich Söhne der Kirche nennen, in denen Habgier und Verstocktheit das Licht der Vernunft ausgelöscht haben.

Nach vielen beigebrachten, weithergeholten Gründen, die gegen die päpstliche Partei sich richten, und für deren Aufzählung ich an diesem Platze die Geduld nicht voraussetzen darf, schreite ich zu dem Resultat der ganzen Untersuchung, die sich in den folgenden Sätzen zusammenfassen läßt:

Das menschliche Leben hat zweierlei Zwecke; erstens: die Seligkeit dieses Lebens, zu welcher uns unsere Vernunft und die Philosophie führen können; zweitens: die Seligkeit des ewigen Lebens, zu der uns die Offenbarung leitet.

Aber der Mensch würde dieser Bestimmung nicht

genügen, wenn seine Leidenschaften nicht mit Gewalt gebändigt würden.

Jenen beiden Zwecken gemäß, bedarf die Menschheit einer doppelten Leitung.

Der Papst muß sie nach den Lehren der Offenbarung zum ewigen Leben führen; der Kaiser muß sie der Vernunft und Philosophie gemäß, der irdischen Glückseligkeit zulenken, welche darin besteht, daß sie ruhig lebe in Frieden und Freiheit.

„Dies ist jenes Zeichen, auf welches der Ordner des Erdkreises, der römische Kaiser, besonders zusteuern muß: daß nämlich auf dem winzigen Wohnplatz der Sterblichen Freiheit und Friede herrsche."

Von dem Hohenstaufen Friedrich II. spricht er ausdrücklich, als vom letzten römischen Kaiser. Die Habsburger läßt er gar nicht als Kaiser gelten, weil sie ihre Pflicht nicht erfüllten.

Dante stand mithin schon außerhalb des Mittelalters, da er den Kaiser als Selbstherrscher anerkannte und dem Papst nur neben ihm eine zwar immerhin wichtige, aber dennoch von jenem abhängige Geltung einräumte.

Unter den blutigsten Händeln der Parteien, ward „Hie Welf! Hie Waiblingen!" zur stehenden Losung.

Das dauerte, so weit wir es hier in Betrachtung zu ziehen haben, bis 1303.

Da bestieg Bonifaz VIII. den päpstlichen Thron. Ein kraftvoller, aber leidenschaftlicher Mann, der im größern Maße die Eigenschaften eines weltlichen, als eines geistlichen Fürsten besaß.

Seine, man darf wohl sagen, unüberlegten, nicht zu rechtfertigenden Aeußerungen wurden entstellt umhergetragen, und ihnen eine Bedeutung angedichtet, daß er sogar als Gegner der Kirche, als ein Läugner ihrer Wahrheiten erschien.

Er wurde vor ein Gericht gestellt, zu welchem König Philipp von Frankreich die Richter erwählte.

Bonifazius hatte sich vor einem Consistorium zu Anagni durch einen Eid von den ihm vorgeworfenen Verbrechen gereinigt und war eben im Begriff, Frankreich mit dem Interdict zu belegen und die Unterthanen des Königs von ihrem Eide der Treue zu entbinden, als man von der andern Seite kurzen Proceß mit ihm machte.

Man überfiel ihn in seinem Zimmer und mißhandelte ihn.

Er behauptete bei dieser Behandlung die muthige Haltung eines Martyrers. Man führte ihn hierauf gefangen nach Rom, wo ihm der Gram bald zur Erlösung verhalf.

Damit war das Papstthum gestürzt. Aber wie trug sich's zu?

Als er dasaß, in seinem Dünkel und von schimmerndem Glanz umgeben, in seinem Palast von Anagni, eilte ein römischer Edelmann auf ihn zu — und man höre! — und schlug ihn mit der gepanzerten Faust in's Gesicht.

„Dieser Faustschlag," meint unser liebenswürdiger Gewährsmann, Herr Hartwig Floto, „war der Schluß; er war das kurze und energische Finale des Mittelalters."

Wir sind nicht seiner Meinung, obgleich zwei Jahre später König Philipp (sogenannt der Schöne) von Frankreich die Päpste aus Rom bannte und nach Avignon verwies.

Uebrigens will ich mir nicht anmaßen, mit den Studien Floto's etwa meine geringe Belesenheit vergleichen zu wollen, oder gar meine mir angeeigneten Resultate über jene zu setzen; was unser Urtheil unterscheidet, beruht auf der uns eigenthümlichen Welt-Anschauung. — — —

Angenommen, das Mittelalter wäre überwunden, so bleibt für uns immerhin die Frage offen:

Ob von einer Rückkehr zum Mittelalter nicht etwa Heil zu erwarten sei?

Man schreit uns entgegen, schon diese Frage sei ein Attentat gegen den „Geist der Zeit."

Wir lassen uns durch dieses alltägliche Schellengeläute nicht irre machen.

Auf unserer Seite ist der Fortschritt vom Heidenthum zum Christenthum.

Wir hegen die feste Zuversicht:

„Wenn das Christenthum das Heidenthum überwinden konnte, als dasselbe noch am Leben war, so wird es wohl auch jetzt noch mit dessen Mumie fertig werden!"

Dreihundert Jahre und darüber sind es, daß die neue Aera der Wiedergeburt — Renaissance — den civilisirten Nationen, wie eine Alles mitfortreißende Strömung, sich kundgab. Es war die Wiedergeburt des Heidenthums im Schooße der christlichen Gesellschaft.

Die Medicäer beschützten diese Bestrebungen.

Der St. Peterskirche wurde das heidnische Pantheon aufgesetzt und der Hofarchitect Bernini hatte ihrem Portal einen schwülstigen Schmuck nach dem andern angehängt.

Mit dieser schmählichen Verirrung im Süden, begann eine heftige Neuerungssucht im Norden, die sich über das Gebiet des Glaubens verbreitete, und gleich einem eisigen Wirbelwinde nach Italien hinüberstrich, wo jetzt Johann von Medicis als Leo X. den Stuhl Petri einnahm.

Ein kunstsinniger Fürst, der darauf sann, Rom wieder zur ersten Stadt der Welt durch die Kunst und Wissenschaft der Renaissance zu machen. — —

Ein talentvoller Mann, den das wechselvollste Schicksal verfolgt hatte, der bald zu hohen Aemtern, zu Gesandtschaftsposten gelangte, die er mit Klugheit und Gewandtheit ausfüllte; dann wieder durch Verdächtigungen an den Bettelstab gebracht, aus der Heimath vertrieben, gefangen, gefoltert, *Nicolo di Bernardo*, aus dem Geschlecht der Machiavelli und gewöhnlich nach dieser Abstammung kurzweg Machiavell geheißen, wurde von Leo X., der ihm einen den zeitlichen Umschwung auf den geistigen Gebieten fördernden Einfluß zutraute, nach Florenz beschieden, und vom Cardinal Julius von Medicis, so wie von der gesammten vornehmen und mächtigen Familie, zu Gnaden aufgenommen und in den wichtigsten Dingen zu Rathe gezogen.

Allein seine Lebensschicksale wechselten bald von neuem. Die Florentiner selbst waren und blieben ihm abgeneigt; er ward von den öffentlichen Geschäften abgerufen, lebte noch einige Jahre mit literarischen Arbeiten beschäftigt, unter denen sein Werk „*il Principe*“ zu hoher Bedeutung gelangte, und starb verkannt und geschmäht. — Sylvester hatte eine Abhandlung Machiavell's zur Hand, die lange nach dessen Tode der Herausgeber seines Schauspiels, „*Mandragora*,“ „im Geschmacke jener Zeit,“ eine Abscheulichkeit für die unsrige, beidrucken ließ.

Machiavell nennt hier die Macht des Papstes eine höchst seltsame, die nur durch die, sie an

Seltsamkeit noch übertreffenden Mittel aufrecht erhalten wird. Darunter versteht er die Mönchsorden, die eine stets mobile Miliz bilden, die von irgend einem Staate recrutirt und erhalten werden muß, obgleich sie keinem andern Befehle gehorcht, als dem ihres sonderbaren Oberherrn in der Fremde, wenn sie auch dadurch in offenen Widerspruch gegen die zeitliche Gewalt im eigenen Staate geräth.

Hierauf schreitet Macchiavell zur Characteristik der verschiedenen Orden, die Alle schlecht wegkommen, und gelangt zu dem Schluß, der auch in dem Grundgedanken seines „*Principe*" enthalten ist, daß ein weltlicher Fürst allein und ohne Einschränkung, von welcher Seite es sei, berufen werden müsse, um Italien zur Einheit zu führen, und nach den von ihm im „*Principe*" entworfenen Lehren zu regieren.

Man glaubt zu träumen!

Noch immer Mittelalter. Und der Schlag mit geharnischter Faust, der den armen Bonifaz VIII. in's Gesicht traf, umsonst!

Doch eine kleine Geduld und wir werden hoffentlich am Ende sein.

Der italienische Herausgeber der hier angeführten Schrift fühlt sich bemüßigt, mit versöhnender Hand einige Striche dem grellen Bilde hinzuzufügen.

Er sagt:

„Behüte Gott, daß ich irgend wie dazu beitragen möchte, einem dieser verschiedenen Orden zu nahe zu treten! Ich muß vorausschicken, daß sie, wo sie lediglich durch ihre Einmischung in die Handlungen des bürgerlichen Lebens eingreifen, sei es als öffentliche Behörde, als Lehrer der Moral, als ausübende Magistratspersonen, nur Gutes stiften. Aber nachdem ich dieses anerkannt habe, will ich auch näher darauf eingehen, wie sie ihre Aufgabe erfüllen.

„Es mag wohl Niemand sein, der nicht unter den Ordensbrüdern Freunde gefunden hätte, ja mehr noch — Brüder, nachahmungswerthe Vorbilder! Niemand, der ihnen nicht zu Dank verpflichtet wäre.

„Wie oft hat man sie nicht in ihrer groben Kutte helfend dem Unglück und dem Elend Beistand leisten sehen?

„Wie oft sah man nicht diese verehrungswürdigen Männer den letzten Seufzern der Sterbenden Trost und Muth einflößen?

„Wie oft sah man sie nicht den schuldvollsten Verbrecher auf dem Todeskarren zur Richtstätte begleiten? Bebend und todtenbleich wie der, den das Schaffot erwartet; mit ihm hinaufsteigend und umgeben von einer vor Entsetzen bangenden Volksmenge, auf der blutigen Scene neben dem Opfer des Gesetzes und dem Henker stehend, und nur durch die Kleidung von Beiden unterschieden.

„Diese Vorläufer der Hinrichtung, grausamer noch

— darf man behaupten, als die Hinrichtung selbst, die zu erdulden jene wahrhaft gotterfüllten Menschen über sich nahmen, so oft ein Sünder den Tod verdient hatte.

„Allein nachdem sie die Functionen in der bürgerlichen Gesellschaftssphäre mit den religiösen im engsten Verbande ausübten, hatten sie mehr als jede andere denkbare Macht auch die Mittel in Händen, alle diejenigen in der weiten Welt der Christenheit zu verrufen und zu verketzern, die nach den von dem Tyrannen in Rom ihnen erlassenen Instructionen nicht blos gewagt hätten, den ungemessenen Ehrgeiz und die Verbrechen der Kirche zu enthüllen, sondern noch dazu es öffentlich zu beweisen, wie sehr die Existenz jenes Tyrannen inmitten des schönen Italiens, von Anfang an bis in alle Folgezeit ihrer Fortdauer, dem unglücklichen Lande höchst verderblich war und sein würde.

„Mit Recht darf man daher behaupten, daß die französische Republik (wohlverstanden: der Verfasser spricht von der 1791), indem sie jene Macht vernichtete, mehr den Interessen Italiens Rechnung getragen hat, als denen einer minder großmüthigen Politik."

Und wo stehen wir jetzt?!

(Auf demselben Platze.)

Im Morgengrauen.

Traum einer langen Nacht! wie eine Klage
Durchweht des Volkes Geist, hinsummend leis,

Des alten Kaisers Rothbart fromme Sage,
Und von des Walser Birnbaums dürrem Reis;
Wann dieses blüht und jener fährt zu Tage
Aus tausendjähr'gen Schlafs starrendem Eis,
Dann werden Deutschlands Sterne wieder scheinen,
Des Reichs zerstückte Glieder neu sich einen.

Dann werden aufersteh'n die edlen Recken
In ihrer alten Pracht und Herrlichkeit,
Ein Purpurglanz wird Deutschland überdecken,
Zu huld'gen ihm wird Alles sein bereit. —
Glaubt ihr, nach Willkür könnt ihr ihn erwecken?
In der Parteien Zwist und leerem Streit
Werd' euch ein Kaiser wieder neu geboren?
Ein Spielball für das Volk? — Ihr eiteln Thoren!

Des Mittelalters christlicher Gedanke,
Das Reich voll Herrlichkeit und heil'ger Weihe,
Es fand im innern Hader seine Schranke,
Jetzt tritt's nicht mehr in anderer Staaten Reihn.
Die Gegenwart, die helle und doch kranke,
Ob sie Vergangenheit des Dunkels zeihn,
Sie wird — trotzdem viel Lichter in ihr tagen,
Das Mittelalter doch nicht überragen.

Kaiser und Papst, die höchsten der Gewalten!
Der Stellvertreter Christi salbt den Kaiser,
Der wird dadurch geheiligt und gehalten,
Der wird dadurch erst zu dem ächten Kaiser.
Der Papst allein kann ihn zur Buß anhalten,
Nur um so höher steht darum der Kaiser;
Sein Thun kann keines Menschen Urtheil richten,
Nur Christi Stellvertreter darf hier schlichten.

Dies war der Quell der Souveränität,
Dies war der feste Grundstein aller Macht;
Der neue Geist, der überall jetzt weht,
Hat Hohn und Abscheu über sie gebracht.
Dem Volke sagt man: wie ein Bund besteht
Von Fürst und Pfaff, zur Sklaverei erdacht;
Den Fürsten sagt man: trauet nicht dem Gleißen
Der Pfaffen, die euch eure Macht entreißen!

Und während Viele sich darauf verlassen
Und sich voll Scheu jetzt von der Kirche wenden,
Predigt man andre Weisheit auf den Gassen,
Die nicht vermag den Taumel zu beenden;
Denn während sie die alten Mächte hassen,
Des Herrn Gesetz in ihrem Ansehn schänden,
Erheben sie das Volk auf ihrem Schilde
Zur Macht, das ungelenke, rohe, wilde.

Dies ist die Frucht! Ihr Fürsten, euer Wahn
Hat euch vor jener Macht mit Furcht erfüllet,
Die einst, vor tausend Jahren, euerm Ahn
Vielleicht nicht jede Herrscherlust gestillet;
Doch zu dem Abgrund führet diese Bahn,
Die sich dem Auge noch nicht ganz enthüllet.
Ihr standet heilig auf der Himmelsleiter
Mit dieser Macht, sonst Menschen und nichts weiter.

Was euch getrennt, was in der Zeiten Welle
Sich stets zersetzender um euch gelegt,
Der Zweifel und des Truges Unheilquelle,
Die euch zu argem Bruderhaß erregt,
Die stopfet zu und laßt an ihrer Stelle,
Von alter Glaubenslust und Kraft bewegt,

Die Zungen aller Glocken einig rufen
Zum heiligen Opfer an des Altars Stufen.

Ach! der dies niederschreibt, beherrschet kaum
Den tiefen Schmerz, der um die Brust, gleich Fesseln,
Den Athem engt. Er weiß, es ist ein Traum! — —
Die Flamme zischt, es wallt der Dampf aus Kesseln;
Die Räder knarren, ein Tosen füllt den Raum,
Es peitscht Gewinnsucht, wie mit scharfen Nesseln.
Die Seelen nicht, die Menschen zu verbinden,
Sieht Eisenbahnen überall man gründen.

Dies ist das Glück, das in dem Fortschritt liegt,
Es zappelt Alles in demselben Netze;
Ob Alles auch zerstiebt bald und verfliegt,
Es dauert dennoch immer fort die Hetze!
Doch glaubt ihr, daß der Fortschritt also siegt,
Daß er ohn' Ende über Schranken setze? —
Was wir entstehen sehn, ist eine Fabel,
Es mahnet an des Thurmes Bau zu Babel.

Die Kirche nur steht fest! — ob auch die Welt
Sich wider sie erhebt in hellen Flammen.
Der Krieg hört auf, es stirbt der stärkste Held,
Der Herrscher stolze Macht, sie stürzt zusammen;
Der Glaube nur bleibt siegreich in dem Feld,
Die Feinde in dem Strom der Zeit verschwammen.
Die Kirche überlebt die Häresien,
Sie führt den Leichenzug der Dynastien!

Dies schrieb ich nieder, als sie sich anmaßten, von der Paulskirche aus einen Kaiser zu machen.

Der Fürst Waldburg-Zeil, der mir gegenüber

saß, gab — als man seine Stimme einforderte — den prächtigen Bescheid: „Ich bin kein Kurfürst."

Was wir seitdem erfahren haben und zunächst noch erfahren werden, wird an meinem Kaisertraume nichts ändern.

Neunter Brief.

Letzter Abend im Schlosse N...... Ein Festspiel vor 50 Jahren. Rohitsch. Kroatien. Sophienschloß.

Nachts im Schlosse N......

Unser Häuflein hatte sich mit schwerem Herzen auf dem gewöhnlichen Platze, der Terrasse, eingefunden.

Es sollte die letzte Zusammenkunft sein. Die Ereignisse drängten zum Abschied. Ein jeder hatte seine Partie bereits ergriffen, oder wenigstens einen Plan dazu fertig im Kopfe.

Kurz gesagt: Weilen wollte in seine Heimath, um sich den ihm gleichgesinnten Männern zu Nutz und Frommen des allgemeinen Besten thätig anzuschließen.

Junker Hanns wollte zur deutschen Fahne stehen und den großen Kampf mit ausfechten helfen.

Der alte Graf hatte vor, sich den Dingen so viel zu nähern, als nur möglich und dann in einem der Hauptquartiere, gleichviel in welchem, Posto zu fassen.

Iduna war darauf gerathen, in Dresden oder

Leipzig Vorlesungen über eine deutsch-nationale Kleidung der Frauen zu halten, weil direct und indirect Anregungen dazu ihr bekannt geworden waren, hier „von einem deutschen Mädchen," dort „von einer deutschen Frau," ja sogar „von einem deutschen Manne und seiner Frau." Sie wollte mit Kraft daran gehen, diese hochwichtige Frage zur endlichen Lösung zu führen.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß der Gedanke schon nach der Niederlage des ersten Napoleon zur Ausführung gelangte und daß die Frauen bald in der auffallendsten Maskentracht erschienen, gleich Ritterfrauen, in breiträndigen Baretts, Bauschärmeln, herabhängenden Taschen, reich benäht, daß die Besonneneren sich ihrer schämten und dafür eine altmodische bürgerliche Haustracht wählten, die aber auch wieder conventionell verunstaltet wurde. Nach meiner Erfahrung sei das Allereinfachste empfehlenswerth und das hätte sich erwiesen zur Zeit der Kontinentalsperre, als die Damen in einem Kleide von englischem Kattun erschienen und froh waren, sich damit präsentiren zu können in jeder Gesellschaft. Nicht im Vollgenuß eines Uebermaßes von Glück darf daran gedacht werden, Sachen, die der Eitelkeit zunächst dienen, festzustellen; unter dem Druck feindlicher Einwirkungen wird ein erwünschtes Ziel weit eher erreicht.

Baron Philibert rief es zunächst nach Graz, wie sich das von selbst verstand.

Weilen's Gattin meinte: „Je nun, es wird sich für uns wohl auch noch etwas finden, nicht wahr, Ottilie?“

„Ach Gott, ja wohl!“ antwortete diese, „warum denn nicht?“

Sylvester führte wieder die ganze Unterhaltung, gleich wie an den vorhergehenden Abenden.

Er erhebt seine Mahnung gegen den Wahn der Franzosen, die Welt verbessern zu wollen in einem Anfalle wilder Schwärmerei. Er will diesen Ehrgeiz erklären und zeigen, wie er aufzuhalten sei und wie jene, die von ihm erfüllt sind, auf den richtigen Lebenspfad zurück zu lenken wären.

Hier folgt, was ich behalten habe.

„Es bedarf der einander zustimmenden Gelegenheiten, um die Aeußerungen der Fähigkeiten unserer Natur zu entwickeln. Wie es Fähigkeiten des einzelnen Menschen gibt, welche aus Mangel entsprechender Gelegenheit niemals erweckt werden, so gibt es sicherlich auch bleibende Fähigkeiten des ganzen Geschlechts, welche so lange in Unthätigkeit schlummern, bis sie ein künftiges Ereigniß einmal in's Leben ruft.

„Eine jede Veränderung unseres Innern — könnte man denken — würde der Selbstständigkeit unseres Wesens schaden; allein durch Neuheit und Mannichfaltigkeit der Anschauungen erweitert sich die Seele, und ohne in ihren Kräften eine eigentliche Umwandlung zu

erfahren, entfalten und verbreiten sich diese in einem Wachsthum erhöheter Thätigkeit während der Dauer fortschreitender Zustände.

„Die Gesellschaft ist das Gebiet, auf welchem unser Geist sich mit Freiheit entwickelt. Sie ist der Bildung aller unserer Begriffe von natürlicher und moralischer Schönheit unentbehrlich. Sie ist die erste Triebfeder, die unsere erfinderischen Kräfte in Bewegung setzt.

— — „Physische und örtliche Umstände, die durchaus nicht immer als Vorzüge anzusehen sind, werden von der Einbildungskraft mit einer Gewalt beliehen, welche über die wesentlichsten Bestimmungen im Leben gebieten soll. Daher die gegenseitige Geringschätzung der Nationen. Daher der eingebildete Vorzug, den sich die Franzosen noch heutzutage über andere Stämme der Menschheit anmaßen wollen.

„Frankreich will dafür angesehen sein, als ob es eine von den übrigen Nationen ganz verschiedene Bahn durchlaufe. Hierin stimmen wir ihm bei. Wenn es aber auf dieser Bahn sich unterfängt, die Rechte anderer Nationen durch Hinterlist zu kränken, so werden wir uns die Freiheit nehmen, ihr eine neue Richtung zu geben.

— — „Nationelle Ueberhebung hat immer stattgefunden. Eine solche Parteilichkeit, sobald sie nicht ihre Gränzen überschreitet, geht edeln Endzwecken zur Seite, und die reinste Vaterlandsliebe gründet sich oft

auf örtliche Beziehungen und auf Vorliebe für gewohnte Einrichtungen.

„Allein diese Zuneigung für das Vaterland muß sich mit gerechter Beurtheilung und Behandlung fremder Nationalitäten vertragen. Nur tiefe Unwissenheit ist die Quelle jenes Hasses, jener Verachtung für alles Fremde und Auswärtige.

— — „Nicht länger sollten sich Nationen oder einzelne Menschen als den Stolz der Schöpfung betrachten, sondern, wie es in diesem Augenblick mit Gottes Hilfe wohl geschehen wird, genügend belehrt werden, ihre Beziehungen aus dem weitesten Gesichtspunkte anzusehen, die Wichtigkeit ihrer Lage in Rücksicht auf sich selbst und auf das Ganze, auf ihre Zeitgenossen und auf künftige Geschlechter zu erwägen, und durch die festgesetzte Ordnung der vermittelnden Ursachen geleitet werden, die Menschen im Allgemeinen zu schätzen und um ihre Veredlung und Erhöhung bemüht zu sein.

„Während der Zeit voll entsetzlicher Verbrechen und einer verrückten Tollkühnheit, hat sich die Gesellschaft in Frankreich emancipirt, allein sie hat mit dem genommenen Gute nicht hauszuhalten gewußt. Sie besitzt nach moralischem Begriffe nichts mehr davon; aber sie hat sich großjährig erklärt. Jetzt sollte sie einmal daran denken, in die natürliche Ordnung der Dinge einzutreten.

„Allein sie steht mitten im Wirrwarr, der ihr den freien Blick hemmt. Nur wer draußen steht, gelangt

zu dem wahrhaft jammervollen Schluß: zu einer absoluten Verneinung, zu einem baaren Nichts.

— — „Ist die Moral untergraben, dann ist die Gefahr von der Gesellschaft nicht mehr abzuwenden. Die rein materiellen Interessen haben keine andere Hypothek, als die Moralität der gesammten Civilisation.

„Und pflanzt sich diese Erfahrung nicht von dem öffentlichen, dem politischen Leben in die intimsten Beziehungen fort? Bietet uns nicht das Familienleben schon oft genug ein Bild gräulicher Verwüstung? An die Stelle der Blutsverwandtschaft tritt Meinungsverwandtschaft; in ein und demselben Hause, an demselben Tische, sitzen Gläubige und Ungläubige. Diese sind voll vom Lobe des Monarchen, jene verlangen die unbedingteste Volkssouveränität. Zur weitern Ausführung dieses Thema wäre erforderlich, das ganze moralische Budget der heutigen Gesellschaft zu untersuchen, das Activ- und Passiv-Vermögen endgiltig zu constatiren, um daraus das Maß aller Befürchtungen und Hoffnungen, welche die gebildete Welt erfüllen, nicht nur für die nächste Zukunft, sondern auf weiter hinaus, taxiren zu können.

— — „Es sieht zwar so aus, als ob Alles in der Gesellschaft sich berühre, zusammenstoße, vermische; allein es sieht nur so aus. Thatsächlich mißtraut Eines dem Andern, flieht einander, bliebe gern für sich. Da Alles sich jedoch in demselben Kreise bewegt, muß man sich

finden. Es scheint mir nicht unpassend, die französische Gesellschaft von heute mit einem Walde zu vergleichen, dessen Bäume von ungleicher Höhe und Stärke, durch denselben Orcan entwurzelt und auf dasselbe Niveau hingeschleudert wurden.

— — „Die überhand nehmende Bestechung hat die Fäulniß im Gefolge. Diejenige Regierung, die das offene und geheime Bestechungssystem nicht aufgibt, zieht die Revolution heran; denn ein solches Verfahren kann nur mit Anarchie und ihrem schrecklichen Gefolge enden. —

„Wenn die menschliche Natur jedoch nach dieser Seite hin der Ausartung blosgestellt ist, so ist sie auf der andern auch einer verhältnißmäßigen Vervollkommnung, vermittelst der gesammelten Weisheit mehrerer Zeitalter fähig. Es läßt sich aus dem gegenwärtigen Fortgange der Gesellschaft die Möglichkeit höherer menschlicher Vorzüge ahnen, und könnte man diejenigen Umstände, welche am stärksten darauf hinwirkten, den Geist und Charakter der Nationen umzuwandeln, unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt bringen, so würde sich auf diesen Grund ein Lehrgebäude aufführen lassen, welches die vergangenen Ereignisse zusammenhängender erklären, und uns im Voraus einige Blicke und Aussichten in die künftige Weltgeschichte eröffnen würde." —

Das war der Schluß seines Vortrags. —

Jetzt bei der Durchsicht des Manuscriptes, ehe ich es

dem Druck übergebe, nach wenigen Wochen schon, sind diese Worte bis zu einem gewissen Grade in Erfüllung gegangen. —

„Und Sie, geliebter Freund," fragte ich ihn, „was werden Sie ergreifen?"

„Ich verharre in meinem gewohnten Wirkungskreis," erwiederte der wunderbare Mensch, „und pflanze dort zum Besten weiter, was mir der Wind — der Sturm von draußen zuträgt, und wie es für uns zuträglich sich zeigt." —

„Und unsere verehrten Damen vom Hause," fragte ich.

„Wir greifen zu, wo wir können, und schaffen nach Kräften, was von uns verlangt wird," sagte die Baronin.

„Ja, das werden wir, aber vor Allem wollen wir recht inbrünstig beten," setzte Maria schnell hinzu, „nicht etwa um für die eine oder die andere Partei den Sieg zu erflehen, aber damit der Krieg aufhöre und die Menschen wieder eines beglückenden Friedens sich erfreuen, um zu Gott zurückzukehren, von dem der Wahn und die Mordlust sie entfernt hatte."

Da ertönte plötzlich eine barsche Stimme. Es war der Oberst, der den ganzen Abend nicht sichtbar, weil er ungestört seinen Gedanken auf einsamen Wegen nachhängen wollte.

„Steckt ihr noch beisammen?" rief er. „Gut Nacht. Ich geh' morgen früh nach Wien. Sans Adieu!" —

Den Rest der Nacht brachte ich mit Ordnen meiner Papiere und Einpacken meiner Habseligkeiten zu. Ich hatte mir vorgesetzt, vor Tagesanbruch das Schloß zu verlassen, um nicht in den Fall zu kommen, noch einmal mich zu verabschieden. Ist ein Abschied einmal überwunden, so bin ich dessen froh; selbst von gleichgiltigen Personen verstimmt es mich und nun gar von theuern, die ich hier zurückließ.

Ich wollte, wenn auch nicht mit frohem — so doch mit freiem Herzen, hinaus in's Weite. Ich hatte mir etwas auszuführen vorgenommen, was ich — wenn ich mich von allen Seiten betrachte — einen muthwilligen Streich nennen möchte.

Er gelangte wirklich zur Ausführung, und da ich erst jetzt ein Rastquartier wieder inne habe, so kann ich dazu kommen, Dir das Abenteuer zu schildern und diese Schilderung dem letzten Abend auf dem Schlosse Philiberts anzureihen, zu der sie freilich paßt, wie die Faust auf's Auge, nach gemeiner Ausdrucksweise, die nicht zu verschmähen ist, wenn sie richtig bezeichnet.

Wundre Dich nicht allzusehr, den stolzen Namen zu lesen, von wo ich Dir den Brief absende, und schenke mir ein wenig Gehör!

Römerbad. Aus dem
Sophienschloß.

Früher, da ich einmal Graz besuchte, hatte ich einen ähnlichen Trieb empfunden, einen Weg einzuschlagen,

der sich mir aus meinem Fenster, wie von selbst, darbot.

Ich wollte einen Gucker über die kroatische Gränze thun.

Ich träumte dabei nicht von zauberischen Gegenden, von Paradiesen, wie sie von den Künsten geschaffen werden und das Leben jeden Tages verschönern; ich erwartete vom Volke keine edeln Ausbrüche des Gedankens, keine überschwängliche Lebensäußerung.

Aber ich hoffte, daß wenn auch über Kroatien, dem wichtigsten, anspruchvollsten der dreieinigen Königreiche, sich nicht ein funkelnder Himmel ausspannte, die guten Leute doch zum mindesten ein dunstfreies Panorama der in Europa zu Recht bestehenden Gesittung beherrschen würden.

Diese Voraussetzung war nicht aus der Luft gegriffen.

Während meines Aufenthalts zu Brünn (drei volle Jahre, bringe ich wiederholt zur Erinnerung), hatten mich die kroatischen Kolonien in Mähren viel beschäftigt. Sie wanderten zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein. Sie sprechen unter sich ihre altkroatische Sprache, ohne Beimischung mährischer Idiotismen, obgleich sie im unbedingten Verkehr, mit der mährischen und deutschen Bevölkerung, in diesen Sprachen sich auszudrücken verstehen und werden von Dem, was sich seit drei Jahrhunderten in ihrem Stammlande zugetragen, durchaus nicht beeinflußt.

Die Hannaken, die nächst Brünn hausen, boten mir reichlichen Stoff zu meinen Studien, da sie die Bräuche und den Aberglauben ihres Mutterlandes treu bewahren.

Der Hannak ist gut gewachsen, Gesichtsform edel, Auge hell. Auch die Weiber zieren regelmäßige Züge und ein schlanker Wuchs.

Meine lieben Hannaken waren am Sonntag altkroatisch gekleidet: ein Hemd mit sehr weiten, mit bunter Wolle benäheten Aermeln, welches als besondere Zierde über dem Beinkleide herabhängt; dann ein weißer oder öfter blauer, mit Schnüren besetzter Leibrock, lose über die Schultern geworfen, und Czizmen, enge Stiefel mit zwei Nähten an der Seite. Dazu ein zugespitzter kleiner Filzhut.

Das Kostüm sah ich vollständig wieder bei den, während der Revolution von 48, in Wien auf den öffentlichen Plätzen tanzenden Deputationen aus Kroatien, mit Ausnahme des Filzhutes, statt dessen die Tänzer eine hellrothe Zipfelmütze aufhatten.

Die Frauen der Hannah trugen Sonntags ein feines Hemd mit bauschigen Aermeln, schön ausgenäht in farbiger Wolle; der Rock sehr faltenreich und ein mit Spitzen besetztes Tüchel auf dem Kopf. Da sie viel auf einen schönen Teint halten, so erscheinen sie in ihrem Sonntagsstaat stets roth und weiß geschminkt. — —

Im Jahre 1820 hatte ich den Einfall, ein Festspiel

zu verfassen, und es in Brünn zur Aufführung zu bringen, in welchem ich meinen Hannaken eine Rolle zutheilte.

Es führte den Titel „der Nachwelt Huldigung," wurde von meinen Freunden, den Eigenthümern der J. G. Traßler'schen Buchhandlung, äußerst splendid gedruckt und von ihnen und mir der ganze Erlös den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zugewendet.

Gelegenheit dazu gab das Geburtsfest Sr. M. des Kaisers am 12. Februar.

Als Schauplatz war von mir gewählt worden der hinter der Metropolitankirche befindliche, steil nach der Schwarzawa sich herabsenkende Hügel, früher der Petersberg, seit 1818 der Franzensberg geheißen, als man dort einen Obelisk zu Ehren der Segnungen des Friedens errichtete.

Die handelnden Personen waren:

Der Genius. Der Bürger. Ein Knabe. Ein Mädchen. Chor von Soldaten. Chor von Bürgern. Einwohner aus der Hannah und der Umgegend von Brünn.

Wie der Titel es verhieß, war das Spiel die Huldigung der Nachwelt. Ich hatte mir angemaßt zu prophezeihen, was in hundert Jahren aus der schönen Gegenwart an Glück und Heil entsprossen sein würde.

Ich lasse hier die betreffende Stelle nach dem vor

ein und fünfzig Jahren bei Traßler in Brünn erschienenen Exemplar abdrucken, das ich zu diesem Ende im Original nach Mainz sende.

Der Bürger spricht:

Vor vielen Jahren, Kinder, trug sich's zu,
Daß sich ein schwerer Krieg durch's Land ergoß.
Der Grause hatte eine Welt entzündet,
Im Osten und im Westen donnerten
Karthaunen wild zu Schrecken und Verderben,
Ein breiter Blutstrom goß sich durch die Flur,
Und Leichen schwammen aufgethürmt darin.
Wir können uns kein lebend Bild entwerfen
Von allem Gräuel jener trüben Zeit.
Denkt nur: die Söhne, Väter, Bräutigam und Freunde
Dahingeschlachtet in der blut'gen Schlacht,
Und Töchter, Mütter, Bräute, arme Waisen
An Jener Leichnam trostlos, jammervoll;
Die Hab' verbrannt; — in steter Noth das Jetzt
In Furcht und Angst vor Gräßlicherem preisend.
So schwanden Jahre hin, doch nicht der Gräuel;
Der wuchs und wuchs — kein Retter ward gesendet. —
Da strahlte auf von Moskau's Schneegefilden
Ein herrlich Nordlicht, Freiheit uns verkündend,
Auch in des Ebro Paradieses Auen
Wollt' nimmer Sklaverei die Losung werden.
Hoch schlug im Ost und West die Flamme auf,
Und nun entbrannte Glaube auch im Herzen
Europa's, Glaub' an eigne Kraft!
Das ganze Deutschland griff zur Waffenwehr.
So rang man nun um Alles, was uns theuer,

Um Freiheit, Namen, Weib und Kind und Herd,
Und muth'gen Kämpfern ward der Sieg verlieh'n.

(Man hört in weitester Ferne einen Marsch.)

(P a u s e.)

Hört ihr herauf den muntern Marsch erschallen?
Schon zuckt der Sonne erstes, frohes Licht,
Den schönsten Tag des Jahres zu verkünden,
Und festbekränzt naht sich der Krieger Schaar. —
Ein schöner Sieg war's. Dauerhafter Friede
Entkeimte aus der blut'gen Säezeit.
Bald krümmte willig sich des Speeres Wucht,
Das Schwert gab seine Schärfe willig her,
Als Pflugschaar nutzten sie dem stillen Fleiß,
Der Reiterhelm hing unterm niedern Dach
Der sichern Hütte, und ein Schwalbenpaar
Und Friedenstauben brüteten darin.
Gewerbe regten neu und rüstig sich,
Aus Oefen und aus Essen wälzte Rauch
Sich, fleißverkündend, auf zum blauen Himmel,
Und mild verklärend, wie der Sonne Strahl
Im Purpurlichte Euch den Garten zeigt,
Der hier zu Euern Füßen ausgebreitet,
Strahlte der Friede über'm ganzen Land! —

(Man hört in weitester Ferne, doch von einer andern Seite, einen Nationaltanz anklingen.)

Schon glühet Alles rings im Freudenlicht,
Den muntern Landmann weckt die Sonne schon,
Geziert mit seinen Sonntagskleidern tritt
Er froh den Weg zu dieser Heilstatt an.
Bald ist er hier in lautem Jubelschall,
Das Fest mit Sang und Tanze zu begrüßen. — —

(Man hört in weitester Ferne das Volkslied.)

— — Horch! horch! schon strömt der frohe Hymnus auf,
Den das beglückte Volk zum Himmel sendet.
Versammelt sind sie unten schon und schauen
Nach Morgen, wo der Sonne Strahlengluth
Der Nachtgewölke letzte Spur bezwingt.
Und wie sie steigt und sich im Lauf verklärt,
So steigen singend sie und jubelnd weiter!

(Er hebt das Kleinste in die Höhe, der Knabe klammert sich an ihn, die Bühne wird nun nach und nach ganz hell.)

Seht nun hinunter, wie's dort fröhlich wimmelt,
Und schaut hinauf, wie dort die Sonne schwebt,
Werft dann das Auge auf die reiche Landschaft,
Ein Haus beim andern, froher Menschen Stätten,
Bis wo die Berge Euch die Aussicht hemmen,
Ein Garten ist's. — Und alles dieses Glück
Hat Er, der Friedensbringer, Er allein
Mit seinem milden Menschensinn vollbracht.
Drum Heil dem großen, edeln Kaiser Heil!
Für ew'ge Zeit dem Friedensbringer Heil!

(Ein kurzer Marsch ertönt. Soldaten ziehen auf, dann festlich geschmückte Landleute, zuletzt Bürger beiderlei Geschlechts, dann Kinder.)

(Wenn der Marsch schweigt, beginnt die Tanzmusik, wozu ein ländlicher Tanz aufgeführt wird. Die Tanzmusik löst sich in sanfte Accorde auf, Alles zieht sich nach dem Hintergrunde, Wolken senken sich herunter und verdecken die Handelnden. Aus den Wolken erscheint der Genius.)

Genius.

Ihr saht ein Bild der nächsten Folgezeit,
Was jüngst geschah, wird ein Jahrhundert segnen,
Des Friedens Milde wird hernieder regnen,
So lang vom Thron strahlt Habsburgs Herrlichkeit.
Den Himmlischen zur Wonne, ein Entzücken

Den Unterthanen, strebte Franzen's Kraft,
Die unermüdet Gutes wirkt und schafft,
Die weiten Reiche seiner Krone zu beglücken.
Der Glaube trennt; — ein nationelles Band
Stellt oftmals eine steile Mauer hin,
Verschieden bleibet stets der Völker Sinn
Vom Po bis zu des schwarzen Meeres Strand;
Doch Eines nur beseligt heute Alle,
Und Oestreich's, Ungarn's, Mähren's, Wälschland's Mann
Ruft laut den Seinen zu mit Jubelschalle:
Wir sind Ein Volk, das frei sich fühlen kann.

Wer widerspricht? Steht's nicht nach hundert Jahren im lieben Oesterreich ebenso?

Nur muß hier noch einer Antwort Erwähnung geschehen, die ein gelehrter Kenner auf die wahre Natur meiner Vorhersagung ertheilt. Es ist der hierzu vollkommen berechtigte österreichische Historiker und Politiker Helfert. Er sagt in seinem neuesten Werke:

„So bilden weder Polen, noch Magyaren, noch Tschechen das Holz, aus dem sich ein neues Oesterreich schnitzen lassen will; nicht viel besser ist es, um von den Italienern in Dalmatien und Tirol zu geschweigen, mit den Kroaten, Rumänen und Serben. Die südslavischen Träume der letztern, die Hinneigung der erstern nach Rumänien haben, je länger je mehr, zur Folge, daß diese Völker ihr Zusammensein mit Oesterreich-Ungarn nur für ein provisorisches ansehen."

So war ich denn entschlossen, die Frage, die mich

beschäftigte, endlich einmal an Ort und Stelle zu untersuchen und mich zu überzeugen, ob mein Herz oder mein Kopf mehr ihre Rechnung dabei finden werden.

Da mein Weg mich jetzt südöstlich entführte, so sah ich meinen philosophischen Wagenlenker nicht wieder, der mich nach Philiberts Schloß von Nordost her gebracht.

Ich fuhr auf der Eisenbahn nach Pöltschach, und hier mußte ich mich nach einem Gefährt umsehen.

Die Zeiselwägen waren alle besetzt, und fuhren nach entgegengesetzten Richtungen ab. Ein recht hübscher Wagen für zwei Personen hielt noch am Ausgange des Bahnhofs, dessen Kutscher mir einen Platz antrug, da er erst einen Passagier hatte, wenn ich nach „Sauerbrunn“ wollte. Das ist nämlich der Titel der Heilquelle bei dem Flecken Rohitsch.

Ich stieg sogleich ein und er rief einen Herrn herbei, der mit höflichem Kopfnicken sich zu mir setzte, ohne ein Wort zu sprechen. Er war hochgewachsen, seine Gesichtszüge waren ernst, gekleidet war er schwarz, in einem langen Rocke, der auf ungarische Weise mit Schnüren ausgenäht war.

Der Weg betrug etwa zwei bis drei Stunden.

Wir waren schon mehrfach an Kreuzen und Kapellen vorbeigefahren, wo ich gleich meinem Reisegefährten es nie unterließ, den Kopf zu entblößen.

Da wandte sich plötzlich mein Sitznachbar mit freundlicher Miene zu mir und sagte:

„Wie gern bekenne ich, daß ich Ihnen Unrecht gethan. Als ich Sie in der Modetracht so da sitzen sah, dachte ich mir, daß Sie auch einer von denen sind, die den Sauerbrunnen besuchen, um sinnliche Genüsse sich zu verschaffen. Es war mir wirklich unangenehm. Nun aber, da ich sehe, daß Sie ein treuer Sohn der Kirche sind, bin ich sehr erfreut. Vielleicht kann ich Ihnen während Ihres Aufenthalts einen Dienst erzeigen, oder dazu beitragen, ihn angenehmer zu machen, wenn Sie dort fremd sind. Ich werde von keiner Kur an freier Bewegung gehindert, ich bin Gottlob! gesund. Mein Zweck ist nur, zwei Freunde, Priester zu sehen, die nach beendigter Kur zum dritten Mal die Reise nach Oberägypten und von da nach Jerusalem unternehmen werden. Sie werden sie kennen lernen. Ich bin der Kanonikus***, an der Domkirche zu Gran."

In ziemlicher Entfernung, von einer Höhe, erblickte man den Sauerbrunnen; der Flecken Rohitsch, der recht malerisch sich zeigte, wurde kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigt.

Aber die Gartenanlagen, die Rasen- und Blumenteppiche, eine Reihe langgestreckter Bauten, im verschiedensten Styl, mit Säulen geziert, mit offenen Gängen, das war eine Aussicht, die bei näherer Besichtigung etwas erwarten ließ.

Bald darauf waren wir angelangt; der hochwürdige Herr eilte, seine Freunde aufzusuchen und ich ver-

fügte mich zu dem Dirigenten des Kurortes, Sok, dem ich von Graz aus auf das wärmste empfohlen war, nachdem wir verabredet hatten, uns zu einer bestimmten Stunde in der Restauration wieder zu treffen.

Mein Empfang bei dem Herrn Dirigenten war kurz, aber sehr verbindlich. Er werde mit großem Vergnügen mir in Allem zu Diensten stehen. Wegen einer passenden Wohnung für mich sei er aller Sorge überhoben. —

Ich spitzte das Ohr, weil ich mich schon in einem Salon der Prachtgebäude in Gedanken installirt erblickte.

„Neben seinem Hause," fuhr er fort, „wohne eine brave Wittwe, die einige Zimmer für Gäste meiner Art, die eben keine Kurgäste seien, in Bereitschaft halte. Da würde ich ungestört treiben können, was mir beliebte und er werde bei der Nähe unserer Wohnungen eher im Stande sein, sich um mich zu bekümmern."

Das letztere war nicht der Fall. Er besuchte mich nicht und ein- oder zweimal blieb er bei mir einen Augenblick stehen, wenn er auf dem Kurplatz an mir vorüberstrich. —

Mittags fand ich meine geistlichen Herren am obern Ende des großen eleganten Speisesaales, die einen Platz für mich in Bereitschaft hielten.

Der Saal war elegant und ganz gefüllt. Es mochten wohl ein paar Hundert an den Tischen sitzen. Gezählt habe ich sie nicht.

Unweit von uns war inmitten des Saales ein großer runder Tisch, auf dem nur ein Gedeck lag. Vier Männer in kroatischer Tracht waren beschäftigt, Flaschen, Blumen, Gläser, Teller in Reihen aufzustellen.

Endlich erschien der Herr, dem diese Vorbereitungen galten.

Eine große, starkbeleibte Gestalt in der Tracht des Landes. Er blieb hinter dem Tische vor seinem Stuhle stehen, um die Grüße der sämmtlichen Damen mit Würde zu empfangen, die sie mit Schwenken von Blumensträußen, Tüchern, Servietten wie rasend ihm darbrachten.

Er erwiederte diesen Sturm durch ein ruhiges Ausstrecken seiner rechten Hand, deren Finger mit großen Brillantringen förmlich überzogen waren, und ein sanftes, von einem huldreichen Lächeln begleitetes Kopfnicken.

Nach einer Weile setzte er sich zum Essen, bedient von seinen Haiducken oder Panduren. Ich fragte nicht nach ihrem Titel.

Aber meine Herren blickte ich fragend an.

„Das ist einer der vornehmsten und reichsten kroatischen Magnaten und die geben es so groß," sagte der Graner Kanonikus. —

Abends war Ball.

Der Ungar in seiner knappen, zierlichen Tracht schickt sich naturgemäß zum Tanze an. Als geborener Reiter springt er auf den Boden und entfernt die vom langen

Schließen der Kniee am Sattel entstandene Unbequemlichkeit dadurch, daß er die Beine weit auseinander reckt, einen Sprung versucht und als dieser gelingt, die Sporen klirrend zusammenschlägt und seiner Dame die Hand reicht.

Allein diese in ihrer hausbackenen Tracht: Mantel, Schürze, Haube, zeigt weder Zierlichkeit noch Anstand. Und wenn auch die Bänder an der Haube, bei'm Tanze am schönen Nacken flatternd, für etwas gelten sollten, so bleibt die Schürze und der Mantel. — —

Jetzt geht's los! Sie tanzten, glaub' ich, den nationalen Czardas zu einer Musik, die eine Zigeunerbande machte. Ich hätte aus der Haut fahren müssen oder zur Peitsche greifen mögen — und da Beides nicht möglich war — stürzte ich hinaus in die Nacht, bis mir der Höllenlärm entschwand. —

Am andern Abend bei der Tombola, wo nichts meine ruhige Beobachtung störte, zeigte sich auch bei den Damen in Haube und Schürze die leidenschaftlichste, nach unseren civilisirten Manieren an Wildheit gränzende Begier nach Gewinn und die Lust am Besitze irdischer Güter.

Morgens trank ich meinen Becher Sauerbrunnen, der von zierlichen Mädchen an der Quelle selbst, viel appetitlicher und reinlicher als z. B. in Kissingen, kredenzt wird.

Für die den Brunnen Gebrauchenden wird eine Messe

in einer kleinen Kapelle am Wege gelesen, durch deren geöffnete Thür die Bademusik hereinschallt.

Auf einer Höhe steht die Marmorbüste des Grafen Attems, der die Kuranstalt in's Leben gerufen, und sie zu ihrer jetzigen Höhe durch Opfer aller Art von seiner Seite erhoben hat.

Es ist laut anzuerkennen, was einzelne Aristokraten in diesen Dingen geleistet haben. Was Attems in Rohitsch und wohl noch bei Weitem mehr that Graf Wickeburg für Gleichenberg. —

Aber Rohitsch liegt ja nah an der Gränze; steierische Luft bestreicht es; die Landeskinder von jenseits mögen wohl eine Kur dort wie eine Reise in's Ausland betrachten.

Sehr nahe bin ich einem ächt kroatischen Bade, unbestritten entspringt der Quell kroatischem Boden, seine heißen Dämpfe ziehen am kroatischen Horizonte dahin.

In einem Husch bin ich dort. Nur kurz ist der Weg.

Das Bad heißt Krazina.

Ich komme an und eile nach dem Badhaus, wo Männer und Frauen, Alle zusammen, in einem großen Bassin voll dampfenden Wassers sich abwuschen, in welchem am unteren Ende frisch geschlachtete Schweine abgebrüht wurden und Kerle umherwateten, um die Badenden zu schröpfen, so daß Alle in einer schmutzigen Blutlache plätscherten und sich dann in ihre Wolldecken hüllten, sich auf ihre bereit gehaltenen offenen Fuhrwerke

warfen, und bei frugaler Erfrischung das Geschäft des Abtrocknens den wohlthätigen Strahlen der Sonne mit Wohlgemüthlichkeit überließen.

Ein ziemlich honoriges Gasthaus, wo ich mein Quartier genommen hatte, war leer. —

Ich verlor nach dieser Erfahrung alle Lust, weiter in das vornehmste der südslavischen Königreiche vorzudringen. Ich darf mir zwar nicht herausnehmen, ein Urtheil oder auch nur eine Meinung zu äußern, die auf Geltung zu rechnen hätte, allein darin wird man mir beistimmen, daß ohne irgend ernste und höhere Zwecke zu verfolgen, ein blos neugieriger Reisender zum Vergnügen dort nichts zu suchen hat, wo ein abstoßender Naturzustand ihm entgegentritt, Vergangenheit und Gegenwart nicht durch geschichtliche Denkmäler ersichtlich vermittelt wird, und uns Alles kalt läßt, was uns anderswo als ein seit lange Gekanntes, wenn wir ihm lebend gegenüberstehen, zur Achtung und Bewunderung hinzureißen vermag.

Als ich dem kroatischen Dunstkreise entfloh, hoffte ich auch der Kroaten los und ledig zu sein.

Allein es sollte mir nicht so gut werden.

Mit Gefährt, dann Eisenbahn nach Cilly, das ich sehr schmutzig und übelriechend fand, von hier nach Bad Tüfers, das höher und luftiger liegt, und nun ohne Aufenthalt in's Römerbad, das eingeklemmt zwischen hohen waldbewachsenen Hügeln, unmittelbar

neben der Quelle, sich als ein langes schönes Haus, von fünf Stockwerken und dem Anbau der Badanstalten, darstellte, an dessen Fronte mit großen Buchstaben zu lesen ist: „*Hervatzkistan. Thuria.*“

Dieser Raum ist im kroatischen Bann.

Für die Nichtkroaten ist inzwischen von Herrn Ullmann in Triest treffliche Vorsorge getroffen.

Links auf der Höhe, zu der man auf Stufen so bequem als möglich steigt, liegt ein schön restaurirtes altes Schloß, mit einem angebauten eleganten Flügel. Das ist das Sophienschloß, von wo ich Dir meinen neunten Brief sende.

Mir ist hier wieder einmal von Herzen wohl zu Muthe.

Ich sehe keinen Kroaten und die Gäste aus Fiume, Görz, dem übrigen Littorale, Triest, sind mit mir derselben Meinung. Wir essen in einem kleinen Saal unter uns; eine Minestra con frommaggio und dann ein risotto con polastro. Die Unterhaltung ist lebhaft und wird deutsch und italienisch geführt. Ich fand die Damen gebildet, entgegenkommend artig und ohne die geringste conventionelle Grimasse. Das ist Alles recht schön.

Wenn ich aber in meinem Schlosse da droben bin, Herr von zwei Sälen, mit bequemer Ausstattung, an jedem Fenster ein Austritt nach wälscher Art —

Welchen reichen Schatz von Genüssen birgt die Na-

tur für das Menschenherz, das der Empfindung derselben fähig ist!

Es ist mir, als leuchte die Sonne schöner; die Luft ist frischer und belebender. Der Blick von oben in die Gebüsche, in die sich schlängelnden Pfade, auf die hüpfenden Lichter und Schatten, ist entzückend. Ein Wohlduft strömt zu mir empor. In dieser Natur fühlt man sich zu dem Gedanken hinangetragen: es müsse auf der Welt nur Blumen, reinste Lust und Tugenden geben.

Selbst wenn der unausbleibliche Ernst des Lebens uns hier naht, und seinen Schleier auf uns wirft, so glaube ich, daß die Trauer sich in Freudenthränen verwandeln würde. — —

Doch jetzt fort aus Oesterreich, um mich in die Nähe der großen Ereignisse zu versetzen, die eine neue Aera begründen werden.

Hier ist das Wort längst eine Lächerlichkeit geworden.

Ein Zeitraum von wenigen Wochen wird einer unhaltbaren socialen Existenz zu einer neuen Aera Man hört in Oesterreich von einer Schmerling- und Giskra-, von einer Belcredi- und Schwarzenberg-Aera sprechen. Nur die groben, starren, unversöhnlichen, auf ihr Recht, gleich den Ungarn, pochenden Czechen, verbinden mit der Bezeichnung ein weiteres Maß, indem eine Partei das ganze, über sie von jeher verhängte

österreichische Regiment, als stehende Rubrik, unter dem Titel „Gräuelthaten und Grausamkeiten der österreichischen Galgenära" umfaßt! — Beneidenswerthe Zustände!

Noch einmal gedenke ich in Oesterreich, und zwar an seiner äußersten Gränze einzukehren.

Ist Kraft und Lust im nächsten Jahre ungebrochen, so will ich Dalmatien besuchen, dieses gesegnetste, vom Himmel bevorzugteste Marschland. Da will ich, wie einst im pays des landes ich that, Stelzen unter meine Fersen schnallen und gleich einem Reiher, Trappen, mit Lust den Sumpf durchwaten.

Ein Wiener Verleger kündigt so eben eine bei ihm erschienene Reise in Dalmatien an und sagt zu deren Empfehlung: „Das seltsame Land werde nur stets eine Schweiz im Meere genannt." Ist das nicht schon der Standpunkt der deliziösen *Rivalexière Du Barry?* Hoff'scher Malzextract, Erbsenwurst stehen viel höher.

Aber derselbe Verleger leistet mehr:

Er kündigt die dritte Volksausgabe des Garibaldi'schen Romans: „Die Herrschaft des Mönchs" an, und nennt ihn nicht nur epochemachend, sondern auch als Beweis dienend, daß die erhabene Intention des gefeierten Helden Wiederhall findet im Herzen des deutschen Volks.

Dreimal Pfui! ruft ihm das deutsche Volk zu.

Ehe ich die „schöne Gegend“ verlasse, muß ich noch ein eben jetzt dort auftauchendes Wesen signalisiren, welches eine vollständige Fäulniß des Geistes mit unglaublicher Keckheit an den Tag legt.

Der moderne Zeitgeist, der zum Unverstande führt, hatte Aehnliches noch nicht zu Stande gebracht. Da mußten noch andere unerhörte Kräfte thätig sein.

Ein luther'scher Geistlicher macht eine Rundreise in Montenegro, ob als Sendbote oder auf eigene Rechnung, darüber schweigt er. Was Oesterreich nicht vermochte, eine Bildung, die es selbst nicht besaß, nach dem Orient zu tragen, das ist jetzt dem allgewaltigen Preußen vorbehalten, das eine überströmende Bildung besitzt.

Er zog in Montenegro umher, forschte bei den Leuten und was fand er?

Die vollständigste Kenntniß von den Kriegsereignissen. Er brauchte nur wenig zu sagen, da waren die Czernogorzen gleich bei der Hand: „was sie Preußen zu verdanken haben, wie Preußen sie frei mache, wie eifrig sie für den geliebten Herrn, den Kronprinzen von Preußen, beten!“

Zwischen diesen hirnverrückten Geständnissen fließt noch ein Bach, der den Ekel vermehrt.

Es ist abzuwarten, welche Ansprüche daran geknüpft werden.

Genug, es ist Zeit, daß ich mich der Geschichte des Tages mit kräftigem Muthe zuwende.

Hier ist der neunte Brief. Er sei Allen, die ihn lesen, zu Gnaden empfohlen.

Ich mache den Weg über Mariazell, wo ich einen Tag verweile. Dann über Türnitz, Annaberg, das sonnig daliegende Lilienfeld, nach St. Pölten, wo ich sogleich erste Klasse nach Linz nehme und ohne allen Aufenthalt München zudampfe, wo mein zehnter Brief geschrieben werden soll.

Zehnter Brief.

München. Graf Bismarck. Die Schullehrer in Wien. Der Hochwürdigste Bischof Räß. Das Elsaß deutsch.

München.

Meine Reise wurde nur auf eine Stunde in Linz unterbrochen, wo man auf der Bahnhofrestauration Mittag hielt.

Kaum hatte ich meine Schöberlsuppe erhalten — sie ist obligat, wie das „Bitte?“ des bedienenden Kellners — als ein auffallend modisch gekleideter junger Mensch an meinem Tische Platz nahm und mich höflich grüßte.

Er war mir schon im Fahren aufgefallen; wir saßen in demselben Wagen. Er hielt das Maul keinen Augenblick still, schwatzte über Politik, Literatur, Handel und Wandel. Es war der Fortschritt in höchster Blüte.

Indem er sich mir gegenüber setzte, ließ er sich also vernehmen:

„Ich möchte wissen, mein Herr, ob wir darin über=

einstimmen, was eigentlich unter der modernen Civilisation verstanden wird. Für mich ist es die uneingeschränkteste Konkurrenz. Das ist der wichtigste Sieg" —

Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen, sagte ich so höflich als es mir möglich war. Nach Allem, was Sie im Wagen über Wichtiges und Unwichtiges äußerten, gestehe ich offen, daß ich nicht nur ein stabiler, sondern sogar ein rückschrittlicher Mensch bin und es am Besten wäre, den Ernst der Unterhaltung zwischen uns ruhen zu lassen. Mit dem Essen wird es schon friedlich ablaufen, ich will Ihnen gern die Auswahl der besten Bissen überlassen.

Er lächelte schelmisch.

„Meine Bissen werden gezählt und sehr klein sein."

Während wir Anderen schon mit beiden Backen kaueten, verlangte er mehrere Male Wasser, um seine Hände zu waschen, dann warf er seine Serviette fort: sie sei feucht. Als eine andere angelangt war, begann er sein Glas zu reinigen. Mit seinem Teller nahm er dieselbe Prozedur vor. Allein nachdem er ihn von allen Seiten abgerieben und immer dazwischen dicht vor die Augen gehalten, verlangte er einen anderen Teller und ein anderes Glas.

Jetzt schnitt er ein Brod an und schien nachzudenken. Er hielt mir das Brod hin und fragte: „Glauben Sie, mein Herr, daß dieses Brod gut ausgebacken ist?"

Ich antwortete, um darüber zu urtheilen, müßte

man die Lebensweise und das Klima des Landes kennen. Das Brod scheint Ihnen nicht gehörig gebacken; allein für die hier lebenden Magen wird es gerade so recht genießbar sein.

„Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, aber mein Magen ist gar zu empfindlich und ich muß härter gebackenes Brod haben."

Wir Anderen waren bereits bei'm Nachtisch, als er siegreich mit einem mürben Kipfel auf seinen Platz sich setzte.

„Nicht ohne Mühe," sagte er, „konnte ich dieses feinen Kipfels habhaft werden. Ja, ja, man merkt an Allem, daß Wien schon weit hinter uns liegt und daß wir uns in Linz unter Rudigiers mildem Hirtenstab befinden, auf dessen Weide das Futter nur gedeiht, was für Schafe, im eigentlichen Sinn, zu taugen vermag."

Auf der Tafel standen noch zwei Schüsseln: Geflügel und Rindsbraten. Er begehrte Kalbfleisch. Man sagte ihm, daß keines mehr da sei. Er befragte mich. Ich war für Geflügel. Einer vom Nachbartisch, der sich einen Spaß machen wollte, meinte: Rindsbraten sei vorzuziehen.

Neue Verlegenheit.

„Allerdings ist Rindfleisch kräftiger, aber es ist zu schwer — ich nehme doch lieber vom Huhn." —

Wie er einen Flügel auf der Gabel hatte, erschien der Kellner um die Rechnung zu machen.

Unser Mann des Fortschritts hatte Huhn und Rindsbraten auf dem Teller und Wein im Glase. Das machte einen Gulden und fünfundsechszig Kreuzer.

Er schob sogleich den Teller weit von sich und fing an, diese Summe in kleiner Münze zusammenzulesen, indem er dazwischen brummte, daß es denn doch unverschämt theuer sei.

Sie mögen daran erkennen, sagte ich lachend, daß wir doch noch nicht so gar weit von Wien entfernt sind.

„Die Bemerkung ist nicht übel," rief er, „aber jetzt wäre es doch Zeit zu diniren."

Die Zeit war freilich da. Draußen wurde geschellt. Man lief auf den Perron, um einzusteigen. Mein Nachbar allen voran. Nicht einmal seinen Wein hatte er angerührt. Ich traf ihn im Wagen im vollen Schwall der Rede, sein Abenteuer lachenden Zuhörern zum Besten gebend.

Er fragte, was ich zu bezahlen hatte.

So viel Kreuzer, als Sie auf Ihren Gulden zu legen hatten.

„Schändlich! und ich bin hungrig aufgestanden. Aber merkwürdig bleibt es immer, daß mir das schon zum drittenmal passirt."

Er nahm den Fahrtenplan, begann ihn zu lesen und schlief darüber ein.

Als man in München hielt, erwachte er.

„Wo sind wir?“ fragte er.

„In München. Aussteigen!“

„Ach was, München! Ich fahre weiter!“

Und er schlief wieder ein. — —

Armer Mensch! Eine Intelligenz, wie die Deine, muß einer überlegenen Thätigkeit eng verbunden sein. Kräftige Arme, die nicht auch ein allzeit thätiges Hirn in Bewegung setzt, nützen der Gesellschaft nichts und sind, besten Falles, eine schimmernde Lüge, die selbst ein wahres Talent erstickt.

Als im Jahr 13 sich die Preußen begeistert erhoben, fochten die Rheinbundstaaten noch für die Sache ihres „protecteur,“ und der König von Preußen selbst, noch in der Gewalt seines Drängers, war gezwungen, gegen den Unterzeichner des Vertrags von Tauroggen die Gesetze des Treubruchs für den Augenblick zu verhängen.

Nicht lange, so ward es anders.

Die Befreiungskriege, wie man sie nannte, wuchsen zu einer bedeutenden Höhe in der deutschen Geschichte.

Später und bis vor Kurzem war dieser Glanz im Volke erloschen. Man wollte jenen ruhmvollen Kampf, dem wir unsere nationale Selbstständigkeit verdanken,

nicht mehr Befreiungskrieg nennen. Es hatten sich andere Begriffe von innerer Befreiung herangebildet, die ausgegohren und zum besten Frommen in's Leben geführt werden mußten.

So entstanden denn in den vierzig Friedensjahren manche Ausgeburten, steigerten sich zu einer unseligen Ueberfruchtung, und schufen unter Anderen ganze Sortimente von Mondkälbern, nach Jedermanns Gefallen, denen es auch niemals und nirgend an Liebhabern fehlte.

Die Revolutionen in Frankreich thaten manchmal diesem cisrhenanischen Treiben Einhalt und brachten in unseren passiven Fortschritt einige Bewegung, welche die Geister beschäftigte, erwärmte, unterhielt, selbst erleuchtete, die Kritik förderte und uns Ersatz für ächte Kunst, für Poesie, für politische Macht und Größe, für Ruhm und Achtung zu bieten schien, aber die Nützlichkeit der Unternehmungen, mit der darauf verwendeten Anstrengung, nicht in Betracht zu ziehen lehrte.

Solche Bewegungen folgten immer schneller aufeinander. Es war in der letzten Zeit, als läge die Gesellschaft im Fieber. Fehlte es an Stoff zu solchen Aufregungen, so wurde er von der Presse, manchmal von irgend einem Winkelblatt geschaffen.

Dann hieß es: „Das Herz der Völker erbebt! die Welt erwartet bangathmend große Revolutionen! Die

Gesellschaft will nicht mehr im Dunkeln tappen, sie will wissen, wohin ihr Weg führt!"

Trotz dieser stürmischen Zeitbewegung dauerte jedoch eine nicht zu stillende Langweiligkeit fort und fort. Man könnte sie wahrlich unersättlich nennen.

Um nicht in der gewöhnlichen Tageslast der Kammern, Zeitungen, Ausschuß-, Clubb- und allerhand Sitzungen als Mensch unterzugehen, griff man zu den verschiedenartigsten Zerstreuungen.

Turntage, Sängerbündnisse, Schützenfeste, Ausstellungen aller Art, mit Zügen — wirklichen Prozessionen vergleichbar, mit Fahnen, Bildern, Blumen, Fackeln — das riß nicht ab und bildete eine fortlaufende Kette das ganze Jahr hindurch.

Hieraus erwuchs nun ein sicherer Vortheil.

Die deutschen Stämme berührten sich; man lernte sich in Masse kennen. Man legte Vorurtheile ab, die Bayern beurtheilten nicht mehr die Preußen nach einem Berliner Exemplar, das sie zufällig in Reichenhall oder Aibling kennen gelernt hatten.

Man setzte sich darüber mit stillschweigendem Anstande hinweg, daß ein Berliner, wenn er einen Begegnenden nur leicht am Fuße streift: „Bitte tausendmal um Vergebung!" ausruft, daß ein Stuttgarter dabei nichts als: „Hopsa!" sagt und seines Weges geht, daß der Bayer, wenn er dir die Zehen abgetre-

ten hat, nicht einen Laut von sich gibt, als verstände sich's von selbst.

Man sah aber bald ein, daß zwischen der Derbheit des Pommer, und der Grobheit des Altbayern, und der Heißgrätigkeit des Schwaben eine starke disponirende Verwandtschaft bestehe und daß Alle sammt und sonders gern Mehlspeisen genießen, gleichviel ob sie Spätzle, Knödel, Klöße, Kliet oder Keulchen heißen. Obgleich ich hier doch den nördlichsten Meeresstrand und das südlichste Bergrevier in's Auge fasse.

Was dazwischen lag, sprach seine Abneigung nie so entschieden aus.

Die Keime zu befruchten fehlte es jetzt nur noch an der Gelegenheit. Aus sich selbst erwächst keine Begeisterung. Es fehlte der Generation an einfacher Kraft. Die hohe Ausdehnung des Wissens trägt nicht dazu bei, den Menschen im Ganzen zu entwickeln. Was zur Erscheinung gelangen sollte, mußte losgeschält sein von gegenwärtiger Abhängigkeit und gegenseitigen Bedürfnissen; es durfte nicht das Werk eines sich zur Höhe schwingenden Verstandes sein, sondern die freie, ächte Geburt des menschlichen Herzens.

In diesem Augenblick wird uns dieses Glück zu Theil.

Die nationale Ueberhebung unserer Nachbarn, ihre lächerliche Eitelkeit, die sich einbildet, mehr zu sein und zu gelten als wir, und uns zwingen will, ihrem Maß=

stab von Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum uns in Geduld zu fügen; eine tiefe fast unglaubliche Unwissenheit, die diesem Beginnen zur Seite geht; eine Quelle von Haß und Verachtung, die daraus entsprang und sich frech und unverholen gegen uns ergoß; dies blies uns zusammen und flammte in einer großartigen Begeisterung über Deutschland.

Um uns auf diese Höhe zu treiben, fehlte noch der Mann der That. Der Männer des Gedankens hatten wir überzählig genug. Kein deutscher Professor würde Deutschland gerettet haben. Statt wichtige Zeitfragen gebührend zu lösen, hat sich unsere Gelehrsamkeit mit Quark abgegeben. —

Endlich erschien der von Millionen Ersehnte. Ein Mann von übermenschlicher Thatkraft und in so weit wahrhaftig und ehrlich, wie man es wohl nie an solcher Stelle angetroffen. Die Ehrlichkeit allein kann aber nur in Verbindung mit allen anderen nothwendigen Fähigkeiten in solchen Dingen Großes wirken.

Der Graf von Bismarck gedachte des Ruhmes, den die Geschichte Preußen zugestehen muß, daß es bei einer neuen politischen Ordnung der Dinge stets vorangegangen und die Umstände zu benützen verstand, bis diese sich änderten und neue Maßregeln an die

Tagesordnung kamen. Dabei vergaß er nicht, daß, wer seiner Nation zu Hilfe kommen will, wissen muß, was ihr Noth thut.

Es mußte die Splitterpolitik aufhören und eine Gesammtheit geschaffen werden.

Wie es der Graf ins Werk setzte, weiß die Welt.

Er scheute nicht zurück vor Eisen und Blut. —

Wer ein Elend empfindet und es für ewig erklärt, lästert die menschliche Natur.

Wer die Hilfe entdeckt, muß den augenblicklichen Schmerz nicht scheuen, der mit ihr verbunden sein könnte.

Der Arzt wird ein Wohlthäter durch Mittel, welche dem Gaumen widerlich erscheinen.

Diese widerliche Empfindung darf Geister nicht irre machen, welche die unabweisbare Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung zur Rettung aller Heiligthümer des Vaterlandes anerkennen. Weder Ruhm noch Sicherheit wären erreicht worden, wenn wir diesen großen Zeitpunkt träumend an uns hätten vorübergehen lassen, in der Hoffnung, daß ein unerwartetes Glück uns plötzlich entgegentreten, und uns mit Selbstständigkeit ohne unsere Mühe und Anstrengung überschütten würde.

Dennoch gab und gibt es geistreiche Männer von Treue und Gewissen, die nur scheu und furchtsam hinter den Vorhang blickten, wo die Umwandlung von Schwäche in Stärke begann. Auch dies ist in der Natur begründet. Wir haben es unter uns erlebt. Nur im Geiste

kann das Werdende sich spiegeln, ehe es geworden. Der Geist aber ist eine Welt von Kräften, von denen einige vorwärts, andere rückwärts wirken. Nur starke Geister sind es, in denen die Zukunft als Hauptbestandtheil erscheint.

Ich will nicht unterlassen, die Stelle eines Berliner Blattes, als Beleg des von mir hier gesagten, anzuführen. „Es gehört zu den bedeutenden Eigenschaften unseres deutschen Staatsmannes, daß er, im Gegensatze zu der hergebrachten, sich in Geheimniß hüllenden Staatskunst, die großen Ziele seiner Politik überhaupt, sowie die Aufgaben, welche er unter den jedesmaligen Verhältnissen in's Auge faßt, stets im gegebenen Augenblicke mit unumwundener Offenheit ankündigt. Die große moralische Macht, welche dieser Behandlung der politischen Fragen inne wohnt, wird dadurch noch erhöht, daß Graf Bismarck sich in seiner gesammten Wirksamkeit auf die tiefe Gemeinschaft mit dem deutschen Volke und auf die offene begeisterte Zustimmung desselben stützen kann. Die diplomatischen Aeußerungen des Bundeskanzlers haben meist den Charakter diplomatischer Thaten, indem sie nicht blos auf einem klaren und entschlossenen Willen beruhen, sondern zugleich auf dem Bewußtsein der politischen und materiellen Kraft, um das Gewollte zu erreichen und durchzuführen. Auch jetzt hat Graf Bismarck für den demnächstigen Friedensabschluß Auffassungen und Forderungen verkündet, in

welchen er sich von der entschiedenen Ueberzeugung und dem festen Entschlusse ganz Deutschlands gestützt und getragen weiß. Mit ihm will das deutsche Volk wirkliche Bürgschaften für die künftige Sicherheit Deutschlands und ist sich bewußt, darin zugleich Bürgschaften für den Frieden Europa's zu fordern."

So unbefangen das lautet, so dürfen wir dennoch nicht an ein Extrem der Offenheit und Ehrlichkeit bei dem Herrn Grafen denken, wie man es sich im gewöhnlichen Leben vorstellt. Ich sagte schon früher, daß die Ehrlichkeit, nur in Verbindung mit vielen anderen nothwendigen Fähigkeiten, in politischen Dingen Großes wirke."

In der Art und Weise, wie der Graf sich mit den fremden Regierungen benahm, zeigte er eine Verschlagenheit und List, wie sie dem feinsten Diplomaten nicht zu Gebote steht. Sein hohes Herz mag sich in diesen niedrigen Banden nicht wohl befunden haben, es entsprach nicht seiner Neigung, aber es war als Mittel zum Zweck nicht zurückzuweisen. Betrachtet man des Grafen Bismark Wirken seit 1866 im Zusammenhange, so muß man erstaunen. Nichts entging seinem Blicke, seinem Gedächtnisse, seinem Genie. Er zog aus Allem Nutzen für sein Werk.

In Spanien bricht die Revolution aus. Mit fester Hand will er ihr die einzig gedeihliche Richtung geben.

Er sendet Boten nach Spanien, die seiner Idee Eingang verschaffen sollen.

Mir sind Exemplare davon vorgekommen, mit denen ich hier in München eine kurze Zeit verkehrte.

Ein feiner Herr, der vorgab, nur um spanische Bilder kennen zu lernen einen Winter sich in Spanien umgetrieben zu haben, der in einem Gasthofe zweiter Ordnung wohnte, um sich nirgend vorstellen zu dürfen, der aber auf seinem Zimmer Wasa, Altenburg, Minister empfing, zur Königin-Mutter kam u. s. w.

Dann eine vorgeblich englische Familie, die gleichfalls in Spanien gleiche Zwecke verfolgte und Damen aus deutschen Familien mit sich führte.

Die Sache schien gemacht und nun trat an die Stelle des intriguirenden Diplomaten der offenherzige Staatsmann mit seiner weisen Combination.

Der Fürst Anton von Hohenzollern, hochgebildet, wie ein Jeder weiß, der das Glück hat ihn näher zu kennen, aus dem katholischen Seitenzweige des Preußischen Königshauses, im reifsten Mannesalter, mit einer bereits großjährigen Nachkommenschaft gesegnet, war gewiß Derjenige, der durch seine erhabene Stellung und seine hinzutretenden persönlichen Verhältnisse die Frage gelöst haben würde, die noch jetzt unentschieden im blauen Nebel zerfließt.

Wir ersehen hier den ganzen Werth des erlauchten

Grafen, der keiner Schule entstammt und seine eigene Geschichte für sich hat.

Dies ist die ächte Politik, die einzig zeitgemäße. Verschwörungen und Intriguen sind Erfindungen feiger, ohnmächtiger Thoren. Vor ihnen öffnet sich nicht das eiserne Thor der Zukunft.

Da erließ der König Ludwig II. von Bayern den Marschbefehl.

Und die Truppen marschirten. —

Eigenthümlich und interessant war dabei, wie der Kriegsminister, Freiherr von Pranckh, seinen Antheil an der Sache, die vielen Herren in die Nase stach, vor diesen zu interpretiren unternahm.

„Sie wissen es," sagte er, „ich bin stockbayerisch, ein Particularist, wie kaum ein zweiter, ich will die Selbstständigkeit Bayerns auf's strengste gewahrt wissen — und dennoch bin ich für's mitziehen in den Krieg, im Anschluß mit den Preußen." —

Die Aufnahme der bayerischen Landeskinder von Seite der Preußen war eine begeisterte, und ihre brüderliche Verschmelzung folgte fast unmittelbar.

Im gegenwärtigen Augenblick ist der Stand des Soldaten eine Erhebung aus den ungebildetern, selbst niedrigen Cultursphären.

Die Beschäftigungen des Soldaten, welche bei aller

Abwechselung die strengste Genauigkeit erheischen, sind belebter und unterhaltender, als die gemeinen Handarbeiten. Die besondern kriegerischen Uebungen bilden und veredeln nicht nur die Haltung des Körpers, sondern können bisweilen selbst Gesinnungen verleihen, welche den Geist veredeln.

In der Brust des gemeinen Soldaten (man soll das noch immer gebrauchte Wort „Gemeiner" überall streichen) herrscht oft ein Gefühl von persönlicher Würde und Ehre, von dem die anderen niederen Stände keine Ahnung haben und das selbst bei Leuten von Ansehen und Vermögen nur selten angetroffen wird.

In Frankreich ist zur Zeit ein bitterböses Buch erschienen, welches auf die sich vorbereitende Krise einen gewaltigen Einfluß übte, indem sie dem bisherigen Einwohner der Tuilerien in das Gedächtniß rief, daß sein Miethkontrakt bald gekündigt werden dürfte und er daran denken müsse, ihn für sich und seine Rechtsnachfolger endgültig und bündig abzuschließen, wolle er nicht, gleich seinen Vorgängern, in's Ausland wandern.

Dies Buch ist Lanfrey's „histoire de Napoléon I." Das Urtheil über des Kaisers Feldherrntalent ist gerecht, aber ebenso leidenschaftlos und streng spricht Lanfrey über des Korsen Absolutismus, seine Selbstüberschätzung, die sein Hirn mit einem schwindelnden Wahnsinn erfüllte.

Die Heuchelei und die Lügen Napoleons I. und seiner Werkzeuge werden ohne Schonung aufgedeckt. Hiermit wird auch der Imperialismus des Neffen in seinen Fundamenten erschüttert, und die Theatercoulissen schwanken, hinter denen seine List ihre Plane schmiedet.

Lanfrey will die Freiheit und den mit ihr wiederkehrenden Frieden. Allein als unzertrennlich ist hiervon die Herrschaft Frankreichs von den Pyrenäen bis an den Rhein.

Ein Pariser Blatt schrieb: „Es muß zu Ende kommen. Man muß wählen zwischen Despotismus und Freiheit, zwischen Wohlstand und Ruin, Erniedrigung und Ehre, zwischen Kaiserthum und Republik.“

Und was thut der Kaiser Napoleon, zubenamt der Dritte, in dieser unangenehmen Lage? Er denkt an einen neuen Staatsstreich und wirft sich einem sich aufdrängenden Menschen in die Arme, weil er sich List genug zutraut, dessen Charakterlosigkeit für sich mit Erfolg auszubeuten.

Ollivier war es, der sich dem Kaiser zur Disposition stellte. Ollivier, den ein noch nie wahrgenommener Egoismus beherrschte, maßlos in seinen Anforderungen, mit frecher Stirn eine Fechterstellung behauptend, die er nur seinem Hintermann auf dem Throne verdankte. Von einer unbefangenen Unwissenheit in allen Dingen, die er vertrat, voll wahnsinniger Bosheit gegen seine Widersacher.

Es ließ sich auf diesen Menschen nicht Diderots Wort anwenden: „daß man auch im Bösen sublim sein müsse; da die Einheit des Charakters stets imponire. Während die Leute einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern, spucke man auf einen kleinen.“

Ollivier wurde auch während der Zeit seiner Großmächtigkeit das Letztere reichlich zu Theil. —

In einer alten Reisebeschreibung las ich einmal, daß zwei Könige einer Südseeinsel einen Krieg wegen einer alten, zufällig aufgefundenen Grenadiermütze anfingen, indem die erste Gemahlin eines jeden sie zu ihrem Kopfputze ausersehen hatte.

Man mag die Geschichte belachen; aber immerhin war zu diesem Kriege mehr Veranlassung, als zu dem, von jenem stolzen und verrückten Ungethüm in Paris hervorgerufenen, entsetzlichen Kampfe.

Er soll jetzt, von Teufeln verfolgt, von Land zu Land flüchten.

Wir wollen hier nicht mehr sein gedenken. —

Die Lehre, die 1813 gegeben wurde, die Völker zu Bundesgenossen im Kampfe aufzurufen, stellt sich heute in ihrer ganzen schaudererregenden Größe in Frankreich dar.

Wenngleich aus den Luftballons die im Regierungssystem vorherrschende Klarheit und die daraus hervor-

gehende Ordnung wie Manna auf die französische Erde herabträufelt.

Die große Frage ist:

„Wie kann die Civilisation Europa's, nach dem, was sich heute ereignet, fest verbürgt werden?

Wie das allgemeine Interesse aller civilisirten Völker?

Wie bringen wir die besondern Interessen in solche Stellung, daß ihre Verbürgung zugleich eine allgemeine wird?"

Die Antwort, die darauf zu geben ist, lautet in Kurzem:

Nur dann ist das Gleichgewicht begründet, wenn Jeder, indem er für den eigenen Vortheil sorgt, zugleich den allgemeinen befördert. Darauf gründet sich das politische Recht. Allein wie dahin zu gelangen, ist bei der augenblicklichen Sachlage nicht abzusehen.

Einstweilen ist Preußen im Uebergewicht der Situation.

Es wäre entsetzlich, wenn wir dadurch eine allgemeine Beherrschung im jeweiligen preußischen Style zu erdulden haben würden.

Das wäre eine so fürchterliche Aussicht, daß man beinahe annehmen könnte, es sei eine Absicht der Vorsehung, bei den natürlichen Gränzscheiden der Erde der Möglichkeit eines Ereignisses vorzubauen, welches der Freiheit und dem Fortschreiten des menschlichen Geschlechts

sehr nachtheilig sein würde. Anstatt jener glücklichen Verschiedenheit, welche die eigenthümlichen Kräfte des Geistes erwecken und zu mannichfaltiger Thätigkeit spornen; anstatt des kühnen, originellen Schwungs gesonderter Stämme, eine nach der Schablone gebildete Einförmigkeit der Denk- und Handlungsweise anzunehmen, müßte jede edle Unternehmung ersticken.

Und kommt nun noch in Betracht, auf welche plumpe, herausfordernde Weise sich das Preußenthum vernehmen läßt! Ich war in Baden und Württemberg Zeuge von Auftritten, die ich mit Derbheit tadelte, indem ich — um mich vor Beleidigung zu schützen — hinzusetzte, daß ich die Ehre habe, ein geborener Altpreuße zu sein und mir ein Recht zustehe, Landsleuten gegenüber auch meine Anschauung offen zu äußern.

Im vergangenen Sommer sitzt so einer an der Mittagstafel des bayerischen Hofes. Ein Organisationsbeamter, der wegen der Gürtelbahn am Bodensee oder anders dergleichen nach München geschickt wurde. Neben ihm sitzt ein Schweizer desselben Zeichens, still und bescheiden und hört zu, wie der Andere — der Preuß — die Schweiz und die Schweizer verspottet. Das geht in einem fort mit Ho! Ho! und Ha! Ha! und weitaufgerissenem Maule, daß man dem Burschen bis in den Magen sieht.

Der Schweizer zeigt gleich von Anfang die große Ueberlegenheit an Bildung, indem er in Stillschweigen

verharrt und seines Gegners Unwissenheit und Unwahrheit nicht vor der Gesellschaft erniedrigen will.

Als der Herausforderer nun immer kecker wurde, erschien mir der Schweizer geradezu erhaben. Er gab es zu, daß jener über seine vermeintliche Einfalt triumphire und lieferte den Beweis einer Selbstverläugnung, die zu den seltensten Eigenschaften gehört, ohne auch nur mit einem Blicke eine Mißachtung des Herzens zu verrathen, sondern mit dem Kopfe nickend, traulich zuhörend.

Ich brauste auf und wollte endlich für den lieben Schweizer, der noch dazu ein Verwandter der Hurter'schen Familie ist, ein Wort einlegen.

Da zupft mich mein Nachbar am Arm und zeigt mir einen am untern Ende Sitzenden, der mit erhobenem Glase aufgestanden ist, um es auf meine Gesundheit zu leeren. Diese altmodische Uebung kam hier zu rechter Zeit, da sie mich in's Lachen brachte und ich dadurch einem ärgerlichen Handel aus dem Wege ging.

Die Schlachten, die geschlagen wurden, sind Alle glorreich überstanden.

Von dem blutigen Hintergrunde hebt sich die Gestalt des alten Soldaten, der König Wilhelm von Preußen.

Unermüdet an der Spitze, im Treffen, im Recognosciren. Eine ansprechende Mischung von Strenge und

Milde, von Ernst und einem an das Naive streifenden Temperament; von großer Entsagungsfähigkeit bei den höchsten Zielpunkten, die ein ungemessener Ehrgeiz anzustreben sich vorsetzt.

Und sollte man es glauben? Dieser Charakter offenbart seine Schwäche — es ist das Streben nach Popularität.

Was wäre denn die Absicht, bei der Veröffentlichung solcher Telegramme?

„Der König an die Königin. Fritze hat gestern wieder diese oder jene Heldenthat verübt —

„Unser Fritze war wieder siegreich u. s. w."

Die Bezeichnung Fritze ist weder der Sachlage entsprechend, noch der Würde der hier genannten Personen, die sie zu jener einnehmen.

Wie dann? Es ist ja nicht ausbedungen, daß Fritze stets siegen muß. Wenn er nun einmal unterläge, dann müßte es, um consequent zu verfahren, heißen: ich darf mir nicht erlauben, was mir einfällt, herzusetzen.

Es ist mir unendlich leid, daß ich diesen Einwurf gegen ein erlauchtes Haupt erheben mußte, dem ich eine angeborene Huldigung zolle; seinen Verdiensten war ich nicht fähig zu nahe zu treten; meine Hingebung für die Wahrheit ließ mich nicht schweigen. —

Die eigentlich leitenden Kräfte Bismarck und Moltke, die des Königs Oberbefehl dienen; die anderen, die Helden, Fürsten, Offiziere, die ihm

handelnd zur Seite stehen, die opferfreudigen Kämpfer, die mit Gott für ihren Fürsten und das Vaterland ihr Leben darbringen, sind des größten Lobes würdig.

Sie vertrauen auf des Himmels Schutz.

Die Priester und die Geistlichen der verschiedenen Confessionen sind nicht nur dabei, um den Gottesdienst in ihrer Weise zu halten, sie stehen auch im Kugelregen den Verwundeten und Sterbenden mit ihren Tröstungen bei.

Das erleichtert auch die Brust dessen, welcher der Gefahr fern steht. Neben den verderblichen Mitteln, uns Leiden zuzufügen und uns von der Erde zu vertilgen, bleibt uns doch der Glaube an die göttliche Barmherzigkeit.

Dieser Glaube ist wach.

Seht nur, wie die Kirchen sich augenblicklich füllen, wenn ein Bahnzug mit Truppen oder Verwundeten eine längere Rast hält. Wie es sie hintreibt vor den Altären zu knieen, zu beten, auch zu weinen! —

„Ach," antwortet man, „das ist kindisch und paßt nicht für uns und den Krieg, der jetzt so energisch geführt wird. Dann hat ja alle Weisheit ein Ende. Ein solcher Zustand, wie Der ihrer zerknirschten Beter, ist nur in der Unbildung dieser Leute zu suchen. Da sind die Schulen daran schuld. Das Volk kann kaum lesen, noch weniger schreiben."

Im Himmel brauchen sie Beides nicht zu können;

hier auf Erden ist es darum nöthig, daß der liebe Gott ihnen durch Zeichen das ertheilt, was sie brauchen; eben jene überzeugenden Wunder, die vor zweitausend Jahren den Heiden den Schooß der Wahrheit öffneten. —

Da hat in Wien ein allgemeiner Lehrertag, im Juni 1870, stattgefunden. „Es waren an drei oder gar viertausend Männer, so heißt es, die im Schuldienst hervorragende Stellung einnehmen.“ Und die haben unumwunden ausgesprochen:

daß der Religionsunterricht mit Wunder und anderm Aberglauben nicht in die Schule gehöre, daß dieser von dem andern Unterricht getrennt werden, und es den Eltern freigestellt sein müsse, die Kinder in der Religion unterrichten zu lassen.

Die Wiener haben begeistert diesem offenen Bekennen zugestimmt, sie freueten sich, wie man sich dort unten an der Donau vernehmen ließ, „dieses wichtigen Schrittes auf der fortschrittlichen Bahn,“ und erstickten förmlich die Helden des Tages in Ehren, Festen und Ueppigkeiten aller Art, wie sie seit der unseligen Zeit des Congresses in Wien nicht erlebt worden.

Wir dürfen ruhig sein. Bis jetzt droht keine Gefahr.

Sollte es aber jemals dahin kommen, eine solche Brut heranzuziehen, und sie sich über alle Länder verbreiten zu lassen, dann würde

die Posaune des Weltgerichts erschallen — die Erde zerstöbe — der jüngste Tag!

Mitten durch dieses mörderische Wettern der Geschütze, die Jubelsalven, das Trauergeläute von unzähligen Kirchen und Kapellen, läßt sich ein langer schnarchender Ton sonderbar genug vernehmen, der von diesseits nach jenseits einen Freund in Paris aufwecken soll.

Dieser Schnarcher entfährt „Hegels größtem Schüler," dem Dr. David Friedrich Strauß, „dem Meister der deutschen Sprache, dem stilistischen Klassiker der Neuzeit" und richtet sich an Herrn Ernest Renan.

Hegels größter Schüler beginnt damit, Herrn Renan eine Schmeichelei darzubringen: „daß mein Büchlein über Voltaire bei Ihnen freundliche Aufnahme fand, ist mir eine große Beruhigung gewesen." So geht es fort.

Dann kommen bekannte Wahrheiten, gegen die sich nichts einwenden läßt. Abgedroschenes Zeug könnte man's nennen, was Herr Strauß Herrn Renan für deutsche Leser weitläufig vorträgt.

„Frankreich ist seit den Zeiten Richelieus und Ludwig XIV. gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen (ich meine „spielen" ist hier ein

ganz ungeschickter Ausdruck, der stilistische Klassiker hätte hier etwa „behaupten" setzen sollen), und durch Napoleon I. ist es in diesem Anspruch bestärkt worden."

Wie neu und groß! wo mag er das wohl aufgefunden haben? Nun kommt er an uns Deutsche. „Jede Nation hat ihre Zeit, und — wenn sie rechter Art ist, nicht blos eine."

So kam durch unsere Literatur die geistige Führerschaft an Deutschland, während die politische bei Frankreich verblieb. Und so weiter, und so weiter!

Aber was will Hegels größter Schüler mit dem langen Briefe an Herrn Renan? Ich will es mit den Worten des Briefes hierhersetzen:

„Ich denke doch, es sei nicht „übel gethan" (schön gesagt!) wenn in dieser Krisis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der seinigen unabhängig und dem politischen Parteitreiben ferne steht, sich über die Ursachen und die Bedeutung des Kampfes freimüthig und doch ohne Leidenschaft gegen einander aussprechen. Denn erst dann wird diese meine Aeußerung mir ihren wahren Werth zu haben scheinen, wenn sie Ihnen zu einer ähnlichen, von Ihrem Standpunkt aus, Veranlassung gibt."

Zum allerletzten Schluß noch das neckische:

„Erhalten Sie mir unter allem Kriegsgetümmel Ihre freundliche Zuneigung."

Was ist das! So schreibt man einem Mädchen, aber

nicht einem Renan in streng ernster Angelegenheit. Herr Renan könnte Das übel nehmen.

Doch nein, er antwortet:

„Frankreich wollte keinen Krieg! Frankreich ist im Grunde sehr friedlich gesinnt. Glauben Sie mir (Herr Strauß): die alleinigen Ursachen dieses Krieges sind die Schwäche der constitutionellen Institutionen und die verderblichen Rathschläge, welche ehrgeizige und schwachsinnige Militärs, unwissende und eitle Diplomaten dem Kaiser gegeben ꝛc."

Das ist die ganze Weisheit, die der „größte Schüler Hegels" von dem Franzosen erbettelt hatte, von jenem ehemaligen Abbé Renan, der seinen Herrn und Meister verrathen, nicht blos um Silberlinge gleich Judas, sondern um fünfzigtausend Franken an Napoleon, dann um theueres Geld an Zeitschriften und Verleger. Sein „Leben Jesu" kann füglich ein Evangelium nach Judas genannt werden.

Die Wallungen werden von Tag zu Tag stärker. Die nicht zu den Waffen griffen, nehmen die Feder zur Hand.

Da hat auch Wolfgang Menzel ein Bändchen vom Stapel gelassen. Er hatte wohl ein Recht dazu.

Menzel ist ein gewandter Geist und von einer maß-

losen Belesenheit in der seit einem halben Jahrhundert etwa in Umlauf gesetzten Literatur.

Bei'm Niederschreiben dieses Namens ergreift mich eine Wehmuth, die ich nicht zu bezwingen im Stande bin.

Menzel war nicht nur mir freundlich zugethan, sondern ich bin ihm noch besonders zu großem Danke verpflichtet.

Er vermittelte meine Verbindung mit dem Cotta'schen Hause, die bis zu dessen Auflösung bestanden hat, und mir nicht unbedeutende Vortheile verschaffte. Ich war ihm dankbar von ganzem Herzen und diente ihm mit meinen Kräften, wie und wo er es nur erheischte.

Als ich nach Stuttgart übersiedelte, nahm er mich — bis daß ich meine wohnliche Einrichtung treffen konnte, in seinem Hause auf, und ließ mich an seinem Tisch essen. Kann man zärtliche Freundschaft weiter treiben?

Während seiner dreimonatlichen italienischen Reise, überließ er mir die Oberaufsicht seines Literaturblattes zum „Morgenblatt," zwar mit dem nothwendigsten Material, jedoch mir gestattend, auch Einiges, das sich nicht eben aufschieben ließ, einzurücken.

Er kam zurück und war zufrieden. Ich hatte von mir aus über ein erstes Werk von Ernst Willkomm, ein Drama, berichtet.

Da kam Gutzkow mit der Wally!

Menzel schäumte, man weiß was er that.

Ich stand auf dem Punkt, meine Wochenschrift

„Europa“ herauszugeben. Meine Idee war, damit zum erstenmal eine Nachbildung des „Feuilleton“ einzuführen.

Wie war das möglich, ohne die jüngeren Kräfte anzuspannen: Gutzkow für die literarischen Uebersichten, Laube, Winbarg und die Anderen.

Ich wagte diese Nothwendigkeit Menzel vorzustellen.

Da rief er: „Nun und nimmermehr! Entweder oder! Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich!“

Der bekannte Diplomat Kölle war zugegen.

Achselzuckend versuchte ich noch ein paar Worte; er aber schnitt mir die Rede ab, daß mir nichts übrig blieb, als mich zu entfernen. So stehen wir noch Heute.

Was Menzel in jüngster Zeit brachte, trug den patriotischen Stempel aufgeprägt, nicht blos zur Schau angeheftet. Aber es kam nach seiner Meinung zu früh, um vollständig gewürdigt zu werden.

Da geräth denn ein guter Freund darauf, von Menzel und seinem neuesten Buche zu sprechen, und ihn mit Guizot in eine Linie zu setzen. Menzel sei der deutsche Guizot!

Guizot, im streng katholischen Nimes als Hugenott geboren, noch zur Stunde in seinem Glauben fest wurzelnd; dessen Jugend, während der Schreckenszeit, durch den Tod seines Vaters auf der Guillotine eine blutige Weihe empfing, der mit seiner Mutter nach Genf entfloh, dann in Paris Geschichtsvorträge

hielt und dabei — obgleich noch sehr jung — Werke selbst verfaßte, übersetzte, oder herausgab, die allgemeine Aufmerksamkeit, ja selbst Aufsehen erregten. Anderthalb eng gedruckte Seiten von Brockhaus Conversationslexicon bringen die Titel dieser Werke, woraus man auf ihre Bedeutung schließen kann. Daneben seine Stellung an der Spitze politischer Vereine einnehmend, z. B. als Präsident der Gesellschaft „Aide toi, le ciel t'aidera." Um zu leben mit seiner hochgebildeten Gattin, die Jugend- und Erziehungsschriften herausgab, für das tägliche Brod arbeitend, da er sich das Mißfallen der Regierung zugezogen und seine Professur verloren hatte. Erst unter Louis Philippe Minister, für den zuerst der Name „Doctrinaire" erfunden wurde: und dieser, in sich kristallhelle, gelehrte und staatskluge Guizot, der eine lange, höchst einflußreiche politische Laufbahn in schwierigen Zeitläufen zurücklegte, und mit den höchsten Trägern der Macht und der Wissenschaft in regstem Wechselverkehr gestanden — und

Wolfgang Menzel — nachdem wir seiner in Ehren gedacht, dürfen wir wohl den einfältigen Vergleich der Wahrheit gemäß zurückweisen — Wolfgang Menzel, dessen Hauptbeschäftigung, seit vierzig Jahren, darin besteht, von Körben und Ständern umgeben, die von Büchern strotzen, sie zu lesen und zu rezensiren. —

Und hier stehe ich vor einem andern Namen, der wenn auch nicht in dem Grade, wie der Wolfgang Menzel, mich mit Bedauern erfüllt, dennoch ein wehmüthiges Gefühl mir erweckt, das sich ungeachtet der widerstrebendsten Verhältnisse des Augenblicks, nicht zurückweisen läßt.

Als ich bei Menzel vorübergehend Quartier aufgeschlagen hatte und mit den Vorbereitungen zu meiner Wochenschrift beschäftigt war, bringt mir mein Verleger einen jungen Menschen von gesundem, fettem Aussehen, der sich bei mir anwerben lassen will. Er heiße Berthold Auerbach, habe bereits unter angenommenem Namen ein Buch herausgegeben, wolle eine Reihe jüdischer Emanzipationsnovellen, betitelt „Ghetto" schreiben u. s. w., kurz der junge Mensch hatte große Rosinen im Sack, wie man sich bei mir zu Land ausdrückt. Berthold Auerbach war Jude und sein wirklich bedeutendes Talent zeigte sich in Allem, was er mir für meine Zwecke lieferte.

Dabei war er von einer rücksichtsvollen Bescheidenheit und die Zuneigung, die er bei mir wahrnahm, entgalt er mit unverkennbarer Anhänglichkeit.

Während dieses an sich schon innigen Verhältnisses, brachte er mich auf eine überraschende Weise zur Höhe desselben.

Er überreichte mir den ersten duftigen Strauß seiner

Dorfgeschichten, um damit unser „Europa“ zu schmücken.

„Der Tolpatsch,“ „Das Hairle!“ die gegen die neuesten — und wenn noch so gerühmten, nicht zurückstehen.

Das hob mein Blatt und ich verdankte es meinem Berthold.

Was an mir war, that ich denn auch ihn zu fördern.

Er hatte ein Stück geschrieben, das ich drucken ließ und einigen Bühnen empfahl. Es wurde gegeben, allein für's Drama hatte er kein Talent.

Als er den ersten Band seiner „Dorfgeschichten“ so ziemlich beisammen hatte, ging ich damit zum alten Hallberger, dem Vater des jetzigen, der nichts davon begriff und es abwies.

Späterhin fand ich Gelegenheit, mit Bassermann und Matthy in Mannheim von den Dorfgeschichten zu sprechen, die sich denn auch alsbald als erste Verleger dazu verstanden.

Auerbach bereitete sich nun auf eine Uebersiedlung nach Berlin vor, um dort seinen zu erzielenden großen Wirkungen in's Angesicht zu schauen. —

Da sitzen wir noch eines späten Abends beisammen. Schweren Herzens. Auerbach erzählt mir, wie er zum Studiren gekommen, wie es ihm gelungen aus ärmlichem Banne nach allen Seiten sich aufzuschwingen.

Sein Vater in Nordstetten ansäßig, betrieb mit seinen Brüdern Viehhandel. In ihm wollten sie ein Etwas entdeckt haben, das einmal in der Welt ein Wort mitzusprechen hätte, wenn's zu einem allgemeinen Lärm käme, der nicht ausbleiben kann. Die Bedeutung, die ein solches Vorgehen von israelitischer Seite hätte, sprang von selbst in's Auge.

Der Plan war bald entworfen.

Dem alten Nordstetter Viehhändler lebte ein Bruder in Karlsruhe, der durch Handel und Wandel reich geworden war; diesem wollte er seinen Sohn senden, daß er ihn in sein Haus aufnehme und ihn etwas ordentliches lernen lasse.

Mit kargem Imbiß und wenigen Kreuzern versehen, machte sich das arme Judenjüngelchen auf den Weg.

Von Nordstetten nach Karlsruhe ist's ein weiter Weg. Die Füße sind schon wundgelaufen. Fuhrknechte, die auf der Straße daher fahren, winken ihm, der weinend am Graben hockt, und nehmen ihn auf den Wagen.

Abends stehen sie am Durlacher Thor ein, und der Knabe geht den Bruder des Vaters aufsuchen, der an feierlich beleuchteter Tafel, bei festlichen Speisen, den Eingang des Sabbaths feiert und sich's wohl sein läßt. Das Jüngelchen tritt in's Zimmer und bringt furchtsam sein Anliegen vor.

Aber wie wird es von dem reichen Herrn Auerbacher angeschaut!

Sein Bruder solle für seine Brut selber sorgen. Er kümmre sich nichts darum.

Der arme Knabe wurde ohne Stückchen Brod von der Schwelle gejagt und da er sonst nicht wußte, wohin, schlich er zum Wirthshaus vor dem Durlacher Thor, wo die Fuhrknechte eingestanden waren.

Allein wo waren die? Nichts von ihnen zu sehen, noch zu hören. Er setzte sich daher auf die Schwelle hungernd und weinend vor Schmerzen.

Endlich — der Schein einer Laterne. Die guten Bursche sind eben heimgekommen und finden den Knaben. Mitleidig heben sie ihn auf und betten ihn so gut es geht auf Streu im Stalle, decken ihn mit der Pferdsdecke zu, geben ihm ein Stück Wurst, das sie noch übrig hatten, für andern Morgens früh.

Ach, wie nimmt der Knabe Alles so dankbar an, aber hungern muß er, weil er von der Wurst der Knechte nicht essen darf.

Wie nun ein armer Seitenvetter sich seiner annimmt und ihm sein Ziel erreichen läßt, folgte nun weiter.

Das wurde von Berthold in einer unvergleichlichen Weise — wie sie wohl keinem Andern zu Gebote stünde, erzählt. Eine jüdische Dorfgeschichte!

An jenem Abend schlossen wir unsere Herzen noch fester aneinander, auf Nimmergetrenntwerden! —

Auerbach ging nach Berlin, schlug eigene Wege ein;

die unsern trennten sich immer mehr; seine Berühmtheit wuchs; ich konnte mich nicht mehr darum bekümmern.

Nur selten, von Zeit zu Zeit, begegneten wir uns. Manchmal in einem Bade.

Ich erinnere mich einmal in Kissingen, als meine Frau ihn nach seinem Befinden fragte, antwortete er:

„Ich bin der Spielball, den die vornehme Damenwelt zu ihrem Ergötzen einander zuwirft!“

Ich schauerte zusammen. —

Gelesen habe ich seitdem nur einen Brief von ihm, den er mir in einer Angelegenheit schrieb, die mir längst entfallen war, und den er als ein Zeugniß dem Druck übergeben wollte.

Ich ließ ablehnend antworten und nun glaube ich, daß wir Beide wohl uns nicht mehr persönlich berühren werden. Die gegenseitige üble Laune wird uns behüten.

Auerbach hatte Berlin verlassen, und sich nach Süddeutschland begeben, um der Action näher zu sein.

Von Nordstetten aus erließ er ein Manifest. „Was will der Franzos, was will der Deutsche?“ zunächst für das Volk an der Straße.

Allerwärts wurde der Aufruf enthusiastisch begrüßt. Daraus folgte, daß Auerbach dem Enthusiasmus nach, oder entgegen reiste.

In Cannstatt, wo er einige Tage verweilte, trieben

es die Leute bis zum Exceß. Man lief vor seine Wohnung, machte Musik, schrie und tobte vor Freude, ihn zu besitzen.

Er hielt eine Anrede, die mit dem Rufe schloß: „Hoch Deutschland!“ Neuer Lärm, „die Wacht am Rhein,“ „Ich hatt' einen Kameraden!“ so gings die Nacht hindurch. —

Auerbach fühlte sich berufen, als Mann des Volkes in Deutschlands Geschicke einzugreifen, und um jeden Augenblick gleich bei der Hand zu sein, fand er es nöthig, sich nach Mundolsheim zu begeben, weil man von hier den Straßburger Münster sah, der eben beschossen wurde.

„Er wollte dem Kampfplatz nahe sein,“ wie er sich ausdrückte.

Es war eine kleine Anhöhe, auf der eine Bank für den Großherzog von Baden hergerichtet war, also jedenfalls außer Schußweite, und dies ward der Kampfplatz, den Auerbach einnahm, um Sensations-Blähungen freien Lauf zu lassen, die man bei einem sonst geistreichen und talentvollen Manne für unmöglich halten müßte, stünden sie nicht mit seinem Namen in der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt.

„Man wird sich kaum über die Seufzer eines Mannes des Lachens enthalten können,“ sagt mein alter Hippel, und so ist's bei Auerbach's Beklemmungen wohl jedem Leser ergangen.

Schon gleich bei'm ersten Aufstoßen erfahren wir, daß der Festungscommandant Uhrich den Bürgermeister Humann mit einem Revolver erschossen habe. Wie fürchterlich! Dann geht das Gerücht: Der Bischof von Straßburg wird herauskommen: der Bischof von Straßburg ist herausgekommen; endlich — „ich wußte, daß der Bischof von Straßburg heute herausgekommen war" — aber das war ja für Niemand ein Geheimniß. Wer aber dieser Bischof, dieser wichtige Unterhändler war, davon weiß Auerbach nichts.

Der Kirchenfürst Andreas Räß ist zugleich ein deutscher Schriftsteller, der Begründer der katholischen Zeitliteratur in Deutschland, der Zeitschrift „der Katholik," die er mit dem hochwürdigsten Bischof Weiß von Speyer bis 1842 redigirte, und die noch jetzt in hohem Ansehen stehend, bei Franz Kirchheim in Mainz erscheint.

Ferner lieferten Räß und Weiß das berühmte Legendenwerk.

Bischof Räß gründete überdieß die freien Gymnasien in Straßburg und Colmar, und im Augenblick beschäftigt ihn die Herausgabe des zehnten Bandes der „ausgezeichneten Convertiten seit Luther," dessen neun ersten Bände, die wir allein seinem Fleiße verdanken, bereits im Drucke vorliegen.

Ich denke, das war schon der rechte Mann, für

Straßburg bei einem deutschen General ein gutes Wort einzulegen.

Würde Auerbach über Straßburg und Alles, was sich zur Zeit seiner Anwesenheit auf „dem Kampfplatze" daran knüpfte, nicht so total ununterrichtet gewesen sein, er hätte, „als der Bischof von Straßburg herauskam," ein Wort über die Bedeutung dieses Unterhändlers sagen müssen.

Noch mehr. Der Bischof von Straßburg ist, gleich dem Nordstetter Helden, der Sohn schlichter Eltern. Sie waren reiche Bauersleute in Sigolsheim, nicht weit von Schlettstadt.

Aber einen charakteristischen Zug will ich noch hersetzen, um zu zeigen, wie die demüthigen Kinder der Kirche beschaffen sind.

Als der hochwürdigste Bischof Räß, zum erstenmal als solcher, seinen Geburtsort besuchte, ward sogleich eine große Feierlichkeit gestegreift, ländlich, wie nicht anders, aber desto schöner zum Herzen sprechend. Die Geistlichkeit nnd die Einwohner bildeten ein würdiges Gefolge. Man sang und warf ihm Blumen auf den Weg. Hosannah! Benedictus qui venit in nomine Domini!

Er segnete mit der Hand, mit der Stimme und dem Herzen die Knienden, mit dem bischöflichen Gruße: „Der Friede sei mit Euch!"

Da tritt die Mutter des Kirchenfürsten, die ehr-

würdige Frau Räß aus der Menge, und stellt sich vor ihren Sohn.

In Gegenwart Aller, die plötzlich stehen bleiben und verstummen, hält sie ihm mit Kraft und wahrhaft erhabener Einfachheit eine mütterliche Anrede, in der sie ihn an die Pflichten erinnert, die ihm seine hohe Stellung nunmehr auferlegt. Sie sagt ihm, er müsse als Bischof stets mit dem guten Beispiel vorangehen, er müsse den bösen Feind bekämpfen, um das Volk Gottes zu Gott hinzuführen.

So lange sie zu sprechen Lust bezeugte, hörte ihr Sohn zu. Man sah ihm an, wie ergriffen er war. Da kniete sie plötzlich, tiefgesenkten Hauptes nieder, und sprach:

„Jetzt, hochwürdigster Herr, erflehe ich mir Ihren Segen!"

Der Bischof segnete seine Mutter unter herabstürzenden Thränen.

So that diese Bäuerin in ihrer Einfalt; sie dachte nicht daran, wie groß und erhaben ihre That war.

Auerbach's Lächerlichkeiten hier weiter anzuführen, wäre Verschwendung an Zeit und Papier. Weder in dem Münsterbau, noch in dem größtentheils von Erwins kunstgeübter Tochter vollendeten und hoch bewunderten Bau ihres Wohnhauses, mit der berühmten Stiege,

würde der blödsichtige, eitle Mensch, auch wenn er darüber unterrichtet gewesen wäre, zu der Erkenntniß der hohen, einfachen Idee gelangt sein, die der deutschen Kunst und der sie umgebenden Fülle der Zierathen und des Schmucks zu Grunde liegt.

Friedrich Schlegel sagt in seinen Vorlesungen über die altdeutsche Baukunst: „daß sie das empfängliche Gemüth immer mit einem gemischten Gefühl von freudigem Erstaunen und auch Verwunderung über das Seltsame ergreift. Das Kreuz und die Rose sind Hauptsinnbilder und Grundformen dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja — wenn man will — der Gedanke des Todes, des irdischen nämlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens."

Auerbach zieht gen Berlin, weil seine Familie um ihn besorgt ist. Zuerst aber muß er einer heiligen Pflicht genügen.

Er erläßt eine Proclamation an die Bürger von Straßburg, verpackt und verpicht sie sorgsam in Flaschen und übergibt sie der Ill zu richtiger Bestellung.

Straßburg ist über, man hat jedoch nicht gehört, daß diese Flaschen mitgewirkt haben.

Da schreien sie von Paris herüber um warme Unterhosen, Jacken, Binden. Man sendet und sendet, aber sie erfrieren dennoch.

Und was ist ein Winter in Paris? Einen Tag hatten sie zehn Grad Kälte.

Ein verzärteltes Geschlecht!

Als Fürst Barclay de Tolly Finnland eroberte, mußte eine Nacht auf dem zugefrorenen finnischen Meerbusen campirt werden. Aber lagern durfte sich das Heer nicht; sie wären Alle erfroren. Die Gewehre und Waffen wurden pyramidalisch zusammengestellt und die Mannschaft durfte darüber gebeugt, oder daran gelehnt, ausruhen.

Am andern Morgen wurde die entscheidende Schlacht siegreich geschlagen.

Und nun noch ein kleineres, aber charakteristisches Beispielchen.

Meine Mutter, aus Kopenhagen gebürtig, begegnet dem dänischen Consul — es war um Weihnachten und hart am zugefrornen Pregel — und da sie sich stets freute, dänisch zu sprechen, bleibt sie stehen um zu plaudern.

Da sagt der Consul: Ich will Sie begleiten, Madame, hier im Stehen wird's Ihrem Kleinen zu kalt, im Gehen nicht so.

Was antwortet die Mama?

„Mein Sohn friert nicht. In seinen Adern fließt dänisches Blut.“

Nicht genug, daß die physische Natur unserer Generation verdorben ist, geht die Erziehung darauf hinaus, mit der moralischen dieselbe Prozedur vorzunehmen.

Vom Schlachtfeld hab' ich nichts zu berichten. Ich schreibe für keine Kriegszeitung und ebenso wenig für den Colporteur.

Dafür will ich meiner Laune folgen und ein Bischen schimpfen, ich will hoffen zur Belustigung meiner Leser.

Da fällt mir eben das Erste Beste in die Hand.

Ein gefangener Franzose gibt einem an der Straße stehenden Mädchen — wahrscheinlich einer Liebschaft — die Hand. Das Mädchen wendet sich aber ab von ihm und sagt: „Allez-vous-en, lâche!“ — Dieser in Frankreich besonders verpönte Ehrentitel (Und wo wär' er's nicht? meine Bemerkung), affizirte den Verschmähten aber nur wenig und er antwortete nur: „Que voulez-vous? on nous a abandonné.“ Weitere Ge=

spräche verhinderte das: „Will er woll 'ran bleiben!" eines eskortirenden Dragoners.

Bis dahin war Alles naturgetreu und wahr.

Nun aber schreibt der Redacteur des Blattes dazu: „So kurz diese Unterhaltung war, so charakterisirt sie doch, nach beiden Seiten hin, die Lage." —

Von einem französischen General lese ich in einem deutschen Blatte, wegen geschwollener Mandeln habe er sein Commando abgegeben. —

Und was wurde da in einem Theil unserer Local-Presse für ein Lärm erhoben!

„Die Pfalzburg sei über!

Es war, als ob damit Alles gewonnen sei.

Wenn die Franzosen eine so krasse Unwissenheit gezeigt hätten!

Die „Pfalzburg" entpuppte sich als das Städtchen Phalsbourg, das hinter ein paar alten verfallenden Thürmen seine stinkenden Gassen und Winkel den Blicken entzieht.

Doch wollen wir ein wenig systematisch zu Werke gehen.

Das erste, worauf unsere Eroberer verfielen, war statt „Nancy" Nanzig zu schreiben.

Aber sie wußten nicht, daß man ihnen darin seit länger als einem halben Jahrhundert von anderer Seite zuvorgekommen. In dem total französirten Baden-

Baden und zwar in der Hauptstraße, am Graben, ist zu lesen „Hotel à la Ville de Nancy“ und darunter: Gasthaus zur Stadt Nantzig.

Also: Nanzig, gut! Bei „Bivouac“ bleiben sie jedoch französisch; statt sich des alten deutschen Wortes Beiwacht zu bedienen, das die Anderen erst zu ihrem Bivouac verstümmelten, und das eine Lagerstätte im Freien während des Krieges bedeutet. Mancher Dummbummel meint schon damit eine Concession zu machen, wenn er Bivak schreibt.

Consequent müßte man auch „Chopine“ statt Schoppen schreiben und sprechen, denn die Franzosen haben sich unsern Schoppen also angeeignet: „boire chopine.“

Man müßte auch sogar einen Heiligen sich von ihnen aufdringen lassen, den sie als „St. Alivergott“ anrufen und den sie in Deutschland als Ach, lieber Gott! oft nennen gehört haben.

Das Unsinnigste aber war, daß allgemein angenommen wurde, von Granaten und Bomben zu sagen, sie sind crepirt.

Es zeugt von einer Unkenntniß des Französischen und zugleich dennoch die Narrheit, sich etwas damit zu wissen, als ob's was wäre!

Das Wort *crever* hat verschiedene Bedeutung, je nach seiner Anwendung (voyez, Mrs., le dictionnaire de l'académie).

Es heißt zunächst: wühlen, einbohren, dann zerplatzen, bersten. Also ganz zutreffend bei den Geschützen.

In dem Sinn unseres deutschen Crepiren ist es nur ein gemeiner Sprachgebrauch bei todten Thieren und auch da bedient sich ein Gebildeter des Wortes „mort" statt „crevé" und sagt „ce chien est mort d'une attaque."

Und die sich anfänglich so viel damit wußten, daß Thionville eigentlich Diedenhofen, Wasselonne Wasselnheim ursprünglich hießen, schreiben statt Mömpelgard, das für deutsche Geschichte eine andere Bedeutung hat, als jene elsässische Städtchen, nur immer Montbeillard, und ich bin schon darum befragt worden, ob jene Damen, zwei sich hier aufhaltende Schwestern, aus Montpellier seien. Sie gerirten sich auch danach und sprachen nur französisch, diese Mömpelgarderinen.

Alle schreiben noch „Lille," ein unausstehliches Wort, das längst seinen schönen volltönenden deutschen Namen hat, nämlich Ryssel.

Die Preßbummler, die jetzt so Allerlei hinschreiben, müßten erst anfangen sich mit ihrem Gegenstand zu beschäftigen, aber sie sehen: es geht so auch und die Zeit drängt gewaltig.

Es sind wohl weit über dreißig Jahre, da kaufte ein junger unternehmender Mann in Straßburg ein

zusammenhängendes Gewirr der verschiedensten Baulichkeiten, theils noch standfest, theils dem Zusammensturze nahe. Man sah im ersten Augenblick nicht ein, was er damit im Sinne hatte. Allein bald klärte sich's auf. Er gründete eine Karavanserei, das er „à la Ville de Paris" betitelte. Die alten Gasthöfe hatten sich überlebt und man lobte Diemer's Ville de Paris, ungeachtet mancher Mängel und Unbequemlichkeiten.

Auch ich nahm einmal Quartier bei Diemer und fand die freundlichste, im gewöhnlichen deutschen Sinne „gemüthlichste" Aufnahme.

Die Speisen, die Bedienung waren jedoch ächt französisch, womit man stets zufrieden sein kann, wenn sie auf die rechte Weise sich darbieten.

Von den bewohnbaren, bessern Zimmern war jedoch nichts mehr zu haben und ich wurde vier Stiegen hoch in ein dumpfes Loch geführt, wo ich ein altmodisches Himmelbett mit dunkeln Vorhängen als Lager erhielt.

Aber kaum hatte ich mich hier nothdürftig installirt, so ging ein Schnaufen, ein Gesurre, ein schwerfälliges Flattern los. Ich hatte ein Heer von Fledermäusen aus den Bettvorhängen aufgescheucht.

Ich brachte eine fürchterliche Nacht zu.

Als ich nach einigen Jahren auf einer Reise nach Paris Straßburg wieder besuchte, kehrte ich bei Diemer ein.

Da sah es schon anders aus.

Ueber dem architectonisch schön ausgeführten Ein-

gangsthor prangte in goldenen Buchstaben: „Hôtel à la Ville de Paris.“ Die Fronte zeigte eine Reihe hoher Fenster, an denen kostbare Vorhänge sichtbar waren, in einem Theil des weiten Hofraumes waren die Verbindungswege zu den zerstreuten Wohn- und Geschäftsräumen mit hellen Glastafeln gedeckt: was früher einer Pfütze glich, war jetzt mit Quadersteinen ausgelegt, dazwischen bowling green, Fontänen, Gebüsche.

Und wenn ich seither wieder komme, ist es immer Diemer, der deutsch-gemüthliche Straßburger, der mich in seinem großen Arbeitszimmer am französischen Kamine empfängt, mir eine treffliche Havannah offerirt, aber kein französisches Wort verlauten läßt.

Dann erscheint der Garçon und meldet, daß die Mahlzeit servirt sei.

Auch das hatte einen so anspruchslosen Anstrich, daß ich hier in Straßburg mich viel mehr angeheimelt fühlte, als in den Städten Norddeutschlands, wo solch ein Bursche von Oberkellner sich in die Brust wirft, um auf französisch zu imponiren. Wie es mir z. B. in einem namhaften Hotel in Leipzig passirte, wo mich der Mensch mit: „Monsieur, vous serez servi à l'instant!“ begrüßte, und mir dann stinkenden Fisch vorsetzte, weil Abends keine Gäste kämen, die es vorzögen, in den „charmants jardins publics“ ihre Abende zuzubringen. —

In den letzten Jahren bin ich wohl zwanzigmal bei Diemer eingekehrt. Und was hat er aus seiner Karavanserai geschaffen? Welch' kostbarer Bau ist die Prachtcolonnade aus rothem Sandstein!

Er sprach davon, sich zur Ruhe zu setzen und das Werk seinem Schwiegersohn zu übergeben.

Jetzt weiß ich nichts darüber zu sagen. Ich bin nicht mehr nach Straßburg gekommen.

Es freuete mich zu hören, daß die Gerüchte: Diemer's Hotel sei zusammengeschossen worden, gelogen waren. —

Und wissen meine Leser, was eine „Maison de confiance" ist? Der Name klingt nur französisch, aber wir dürfen es uns zur Ehre rechnen, ihn in Deutschland so heimisch zu machen, wie ich ihn bei meinen Straßburgern gefunden habe.

Eine „Maison de confiance" setzt Alles daran, das Vertrauen nicht nur ihrer Kunden, sondern aller zufälligen Käufer sich zu bewahren. Gute Waare, feste Preise; von beiden wird unter keiner Bedingung abgegangen.

Da ist mein Haus Javal, wo ich gewöhnlich einkaufe.

„Aber, Herr Javal" — auch hier wird deutsch gesprochen — „ist es nicht zu hoch, was Sie fordern?"

„Es ist theuer, aber die Waare ist auch darnach — sehen Sie hier mein Buch — Dr. K. — R. — die

Sie kennen — meine ständigen Kunden, zahlen mir denselben Preis.“ —

So sah es in der rein bürgerlichen Sphäre mit dem Deutschthum in Straßburg aus. Aber ich kann meine Leser weiter führen. Ich will sie nicht damit behelligen, was jetzt in unserer Periode der Kritik — abgesehen von der kritischen Periode — von allen Seiten herbeigeschleppt wurde, um den Beweis zu führen: daß der ganze Nordosten Frankreichs rein deutsch sei. Es soll hier nur mein bescheidenes Theil zur Sprache kommen, das was ich selbst erfahren habe.

Wie hoch erfreute es mich, als ich mit den Brüdern Stöber in literarische Bundesgenossenschaft treten durfte! Als sie mir von ihren so tief empfundenen deutschen Gedichten zum Druck anvertrauten!

Allein wohl zu merken, trotz dieser urdeutschen Strömung im Elsaß dachte keiner daran, sein Franzosenthum aufzugeben und ein deutscher Kleinstaatler zu werden.

Schon der Altvater der deutschen Literatur im Elsaß, Ehrenfried Stöber, 1779 geboren, hat sich darüber vernehmen lassen:

Meine Leier ist deutsch, sie klinget von deutschen Gesängen;
Liebend den gallischen Hahn, treu ist, französisch mein Schwert,
Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen;
Elsaß heißet mein Land, Elsaß, dir pochet mein Herz.

Grundfalsch ist es, wenn man dieses Geständniß auf einen Zwiespalt zwischen dem deutschen Herzen und dem französischen Verstande zurückführen will.

Aus meinen willkürlich, die Kreuz und Quere hingeworfenen Bemerkungen wird man sich überzeugt haben, daß ich den Tagespassionen nicht neue Nahrung zutragen und noch weniger im Sinn habe, für eine Sache zu plädiren. Die deutschen Gefühle meines Herzens sollen mir die vernünftige Urtheilskraft nicht getrübt haben.

Das Geständniß der Straßburger: Franzosen bleiben zu wollen, ist kein den Deutschen vor die Füße geworfener Schimpf, es ist die einfache Aeußerung einer sehr natürlichen Regung in der vollständigsten Reinheit einer wahrhaft hochzupreisenden Offenheit.

Frankreich ist eine Einheit, die um einen großen Mittelpunkt kreist.

Es fehlt hier keinen Augenblick der verzehrendsten Thätigkeit an ausgiebigem Stoff. Jetzt scheint es, als sollte mit dem Fortbestehen von Friede und Freiheit Ernst gemacht werden.

Die junge Generation will von Deutschland nichts wissen. Aber was nützten ihr Stöber's Gedichte, wenn sie sich zum Staatsdienst meldet? In der Politik, in der Finanz, in der Industrie, selbst in der Literatur werden die Anforderungen französisch gestellt.

Die junge Welt geht mit der Zeit. —

Wie weit es mit der Oberflächlichkeit bei uns getrieben wird, ist doch gar zu bunt!

Ich kann es mir nicht versagen, ein Pröbchen im Original mitzutheilen.

„An Stelle des lauten Französisch der Beamten mit dem Ausrufen entstellter deutscher Namen, das dem die Verkehrswege Bereisenden widerwärtig, dem Elsässer selbst lächerlich klingt, tritt uns in der Berührung mit dem Volke selbst der bei aller Härte anmuthige Klang des Alemannischen entgegen, das, wie in den Thälern des Schwarzwaldes und der Schweiz, so hier in den Thälern des Wasgaues und der gemeinsamen rheinischen Ebene erklingt. Und das noch wohlklingendere Hochdeutsch der Gebildeten, das mit dem Anklange der Volksmundart die Reinheit der gemeinsamen Bildungssprache verbindet, gibt die Ueberzeugung, daß dieser Theil des deutschen Volks unter aller aufgestrichenen französischen Schminke im Ganzen und Großen seine Natur noch treu erhalten hat. Selbst in solchen Städten, welche als vorzugsweise französirt bezeichnet werden, wie Mühlhausen und Straßburg, wird der Deutsche die Wahrnehmung machen, daß überall, wo das Volk unter sich ist, nicht nur im Verkehr mit der Landbevölkerung — wo kein französisches Wort gehört wird — sondern auch unter den Städtern selbst, bei Kindern wie bei Erwachsenen, diese anmuthige deutsche Sprache gehört wird; und er wird an solchen öffentlichen Orten,

wo beide Sprachen gesprochen werden, leicht unterscheiden, wie die deutsche Sprache dem Elsässer von Herzen kommt, die französische dagegen nur als eine conventionelle Sprache gebraucht wird."

Es wäre zum Kranklachen, wenn es nicht zum Aergern wäre, daß solches Zeug von einer als Autorität sich brüstenden Feder in die Welt hinausgetragen und von den Fernstehenden als baares Gold empfangen wird.

1) Ich antworte dem Manne, Böckh heißt der gelehrte Thebaner, Punkt für Punkt. Der französische Beamte ruft die Namen, wie sie eben heißen, und darf sie nicht anders ausrufen. Im Ganzen beschränkt sich das nur beim Halten des Zuges im Bahnhof. Rief er statt Thionville Diedenhofen, so könnte ein Mißverständniß entstehen und der Beamte wäre straffällig. Ich habe auch niemals bemerkt, daß die Leute ihn auslachten.

2) Wenn Herr Böckh im Elsaß dem anmuthigen Klang des Allemannischen begegnet, so besitzt er ein eigenthümlich besaitetes Trommelfell, oder er hat nie das Allemannische gehört. Was ich fast glaube.

3) Nun spricht er gar von dem wohlklingenden Hochdeutsch der Gebildeten, das mit dem Anklange der Volksmundart die Reinheit der gemeinsamen Bildungssprache verbindet — und das Hochdeutsch der Gebildeten im Elsaß, wer es jemals gekostet, hat gewiß kein Gelüsten darnach.

4) Und er hat immer noch nicht genug. Unter den Städtern, bei Kindern wie bei Erwachsenen, wird diese anmuthige deutsche Sprache gehört und man wird leicht unterscheiden, wie die deutsche Sprache von Herzen kommt, die französische dagegen nur als conventionelle gebraucht wird. Was Herr Böckh übrigens mit seinen „Gebildeten" meint, sind höchstens die Weiber auf dem Markt, die mit dem gemeinen Volke parliren. Meine Diemer, Javal, Stöger, Strobel, die kennt er nicht.

Genug! ich habe oben erwiesen, weßhalb die Jugend französisch ist und sein muß.

Aber das Straßburger Patois; der abscheulichste Mischmasch, den man hören kann!

Und Allemannisch!

Da fällt mir gerade der Anfang eines Allemannischen Liedes ein. Der Morgenstern singt's, der so lang über die Schläfer wachen muß, bis die aufgehende Morgenröthe ihn ablöst.

Ist der Gedanke nicht schon lieb an sich?

De Morge will un will nit cho,
Un wone lo, schloft Alles no;
I weck sie nit, so lang i cha,
I lueg e wengli d' Gegnig a.

Als nun die ersten deutschen Preßfieranten in das geöffnete Straßburg einrückten, da mag es den guten Bürgern nicht mehr zum Aushalten gewesen sein.

Da fiel mir Einer auf, der die Straßburger anhielt, sie um ihre deutsche Gesinnung befragte und dann seine Ansicht dahin offenbarte, daß bei allem Grausenhaften der Belagerung und der unausbleiblichen Folge der Uebergabe sich als deutsch kundzugeben, eine Seite sich dem Beobachter darbiete, die barok, um nicht zu sagen, den Gegensatz ins Auge fassend, komisch wirke.

Ein andermal sagt derselbe Held:

„Je mehr er über die Situation nachdenke, desto mehr fühle er, daß sein Verstand hintergangen werde. Alle Versuche, das deutsche Element in Straßburg hervorzurufen, kommen ihm wie ein kindischer Einfall vor."

Solche Herren wurden dann freilich französisch abgefertigt und zwar nicht fein.

„Ils ont le coeur au ventre, ces machines! — Ce sont des momies dans la science politique!" War noch das Glimpflichste, was man ihnen in's Angesicht schleuderte.

Zum Singen ist die Zeit nicht gemacht, hört man oft. Aber in den früheren Feldzügen, unter blutigem Kampf, Entbehrung, Elend aller Art, rauschten die Lieder vom Wachtfeuer, wunderbar angethan mit passenden Singweisen. Gleich den Lerchen stiegen sie trillernd aus der offenen Ackerfurche und entwickelten ihren hellen Gesang über Wald und Flur und Berg und Thal.

Das hat in diesem Kriege Niemand erreicht; obgleich es der modernen Dichter sehr viele versuchten.

Aber die Gegenwart ist zum Singen nicht gemacht.

Wo die herrlichen Säfte der Zukunft das Lebensmark des Volkes zu durchziehen angefangen haben, da hört man die Rufe: „Fort mit der Religion! Befreiung vom Aberglauben! Das liberale Reich der Vernunft muß des Volkes eingefleischtes Eigenthum werden!“

Und zur Betheuerung der vielsagende Gedankenstrich — geballter Fäuste. —

Als die Bayern in die Schloßruinen, wo einst Robert der Teufel gehaust, ihren Einzug hielten, fühlten sie das Bedürfniß nach einem passenden Gesang. Aber wo hernehmen und nicht stehlen?

Kein Improvisator, weder für die Worte noch für die Weise.

Da halfen sie sich so. Beim Einmarsch spielten sie das Nonnenballet und als sie ein paar arme Strolche wollten laufen lassen, mußten diese noch erst die Gnadenarie „Grâce! Grâce!“ sich anhören.

Solche Musik führten sie mit. Ist das nicht auch bezeichnend für das hier entworfene Bild?

Als ich im Jahre 1861 mich bei dem großen Sängerfest in Nürnberg befand, sagte mir ein Mann,

den ich weiter nicht kannte, er wisse von einem Liede eines begeisterten Dichters, komponirt von einem gleichen Patrioten, das Beide fertig in Bereitschaft hielten, um es erst dann, wenn es zu Krieg am Rhein kommen sollte, in Hunderttausenden von Exemplaren hinausflattern zu lassen. Unsere Krieger würden es singen, dessen sei er überzeugt.

Ob es der Dichter oder Componist der „Wacht am Rhein" war, der also zu mir sprach, weiß ich nicht zu sagen.

Und soll ich meine Meinung sagen, wie die zunächst vorliegende Frage sich beantworten läßt?

Napoleon III. wird Kaiser der Franzosen — bleiben, wollen wir sagen. Er und Bismarck haben die Mittel dazu in Händen.

Es ist zu betrachten gleich einer Verlängerung des Waffenstillstands auf unbestimmte Zeit, ohne das Ding bei diesem creditlosen Namen zu nennen.

Was hernach kommen wird, kann von dem politischen Verstande, der die Erfolge nur allein nach irdischem Begriffe bemißt, nicht vorausgesagt werden. Um Das zu können, müßten sie die Kraft besitzen, sich über ihr Ziel hinauszuwagen.

Mein elfter Brief wird von Karlsruhe aus meinen Lesern übersandt werden.

Elfter Brief.

Vor dem Ettlinger Thor zu Karlsruhe.

Was unsere jetzigen Kämpfer im Felde, hie und da für eine, in ihnen zu allererst sich entzündende Flamme der Begeisterung angesehen haben möchten, ist ein altes, still bewahrtes, oder laut schallend verkündetes Eigenthum deutscher Herzen.

Hölderlin sprühte es aus:

„Du kommst, o Schlacht! schon wagen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher die Kunst des Arms; doch sichrer
Kommt über sie die Seele der Jünglinge;
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Keime der Ehrelosen.
O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods!
Umsonst zu sterben, lieb ich nicht: doch
Lieb ich zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland!"

Und nun um des Gegensatzes wegen, zu diesem begeisterten Ausrufe des Dichters, eine ähnliche Stimme von einer Seite, wo nichts von Begeisterung sich findet. Sie ertönt aus der „Diogenes-Laterne" (Leipzig 1799, bei W. Rein), von dem sich selbst also betitelnden: „Satyriker" Johannes Falk,

Germanien! Germanien! wie wallt
Mein kindlich Herz bei Deinem theuern Namen!
Ach! es zerspringt — ich halt, ich halt es kaum,
Bei'm Anblick Deines blutig rauchenden
Zerstückten Leichnams. O daß jeder schändliche Mißbrauch,
Daß jedes geistverengende Vorurtheil,
Die in Deinen Gauen herrschen,
Vertilget wären, wie nun Deine Vesten,
Von Frankenhand zerstört, im Staube liegen.

Im Jahr 1813, als wir in Paris waren, schrieb ich in den „Rheinischen Mercur," den Görres in Koblenz redigirte:

„Und Elsaß, Lothringen, und berggekrönter Wasgau,
Begrüßt mit Jubelschall der alten Brüder Schaar.
Wir sind befreit; entwurzelt ist der Giftstrauch,
Und aus dem Boden ringsum keimet Hoffnung.
Selbst aus der Feuerschlünde unheilbringendem Rohr,
Sieht man der zarten Palme frisches Reis entsprießen" — — —

Das war überschrieben „dem Friedeneroberer."

Im Januar 1814 war ich weniger poetisch gestimmt, denn ich stand mitten im Feuer.

Danzig war noch immer französischer Waffen-

platz. Im Tilsiter Frieden hatte es nur dem Namen nach seine Selbstständigkeit zurückerhalten. Drinnen commandirte der General Rapp.

Zu Ende 1813 betrug die Garnison dreißigtausend Mann. Die Russen belagerten die Festung, und wurden durch achttausend preußische Landwehrmänner unter dem Oberst Graf Dohna verstärkt.

Den Oberbefehl über die gesammte Belagerungsarmee hatte der Herzog Alexander von Württemberg, Oheim von mütterlicher Seite, des Kaiser Alexander I. — Ausfälle der Belagerten, Angriffe der Belagernden; hitzige Kämpfe, mörderisches Blutvergießen. Keine Entscheidung. Danzig hielt sich.

Da erschien Knall und Fall ein englisches Geschwader und ließ seine Congreveschen Raketen los. Sie erreichten Punkte, die von der Landseite nicht erreicht werden konnten. Sie setzten den Franzius'schen Holzgarten, mit Holz für die Werfte, in Brand und vernichteten nicht nur einen augenblicklichen Werth von Hunderttausenden, sondern auch auf eine lange Dauer einen wichtigen Handelszweig.

Rapp standen keine Mittel mehr zu Gebote sich länger zu halten. Hunger und Krankheiten wütheten, Unordnungen konnten durch die grausamste Strenge nicht mehr unterdrückt werden. Er nahm den 1. Januar 1814 die Bedingungen der Capitulation an: die Polen und Deutschen unter seinen Truppen in ihre Heimath zu

entlassen, während die Franzosen als Kriegsgefangene in das Innere von Rußland geführt werden.

Die Belagerung hatte elf Monate gedauert; dreihundert Häuser waren niedergebrannt; mehr als tausend Häuser bis zur Unbewohnbarkeit beschädigt und Tausende von Menschen verhungert!

Es war am zweiten Januar 1814, als die kriegsgefangenen Franzosen auf dem Glacis die Waffen streckten. Ein eiskalter Wind blies von der „frischen Nehrung" und im Schnauzbart funkelten und prickelten kleine Eisperlchen.

Der russische Herzog hatte seine Leute voran postirt, die Preußen etwas seitwärts und zurück, als gehörten sie nicht so recht dazu. Das wurmte uns wohl.

Rapp erschien in einem grünen Sammtpelz zu Pferde und hielt ein weißes Tuch vor die Augen. Das rührte keinen Menschen, ihn — den Henker — scheinbar so gerührt zu sehen. —

Nun zogen wir in die Stadt.

Das Haus, wo ich einquartiert wurde, wackelte hin und her, als ob's betrunken. Als ich eine Kasse aufsuchte, um etwas Geld zu erheben, wurde ich in das erste Hotel „la Ville de Berlin," das einem Franzosen Serre gehörte, gewiesen und fand die Geldfässer in einer Barake des Hofes untergebracht, weil man nicht wagte, dem stattlichen, stark mitgenommenen Hause, eine solche Last aufzubürden. —

Und was wird heute so viel darüber geschwatzt, daß sie in den Festungen Pferdefleisch essen müssen, bald kein Salz mehr haben werden, keine Cigarren u. s. w. Ihr Andern, die ihr ja auch unbelagert, wie ihr seid, zu Nutz und Frommen, Lust und Spaß, Pferdefleischmahlzeiten haltet!

In Danzig herrschte unter den Einwohnern die fürchterlichste Hungersnoth. Wurde bei einem Ausfall Vieh erbeutet, so durften einige Metzgermeister, wenn die Reihe sie traf, auf ein paar Stück rechnen, die ihnen für theueres Geld überlassen wurden.

Sie bekamen dann eine Sicherheitswache vor's Haus, und versteigerten die einzelnen Theile, oft in die kleinsten Stückchen zerlegt, aus den Fenstern, den untenstehenden Hungrigen.

Ich erfuhr, daß fünf Bürger einmal eine Ochsenzunge um sechszig danziger Gulden, etwas über fünfzehn der unsrigen erstanden, um ihren Familien eine Suppe zu verschaffen.

An Salz war lange nicht mehr zu denken. Man erinnerte sich endlich, daß ein alter bretterner Schuppen noch da sei, der zu Zeiten des alten Fritz als Salzmagazin gedient hatte. Man verbrannte das verfaulte Holz, und mit der Asche salzte man die Speisen.

Daß bei alldem die Mildthätigkeit sich rührte, um den Aermsten beizustehen, darf nicht verschwiegen werden. Aber es wurde mir von den glaubwürdigsten Seiten

bestätigt, daß eine Unterstützung von drei Thalern wöchentlich nicht genügte, um eine kleine Haushaltung vor dem Verhungern zu schützen. —

Rapp's Wirthschaft in Danzig war eine Zeit der „terreur."

Einer der ersten deutschen Restaurants hatte sich erlaubt einige Offiziere, die ihm viel schuldig waren, etwas derb zu mahnen und ihnen, befriedigten sie ihn nicht, den Tisch zu kündigen.

Rapp erfährt es. Das muß eclatant von dem frechen Deutschen verbüßt werden.

Am Sonntag, während der Parade, wird der Bürger auf den Platz escortirt. Hier wird ihm eine große Casserole aufgesetzt, an deren Handgriff ein Ochsenschweif befestigt ist, der über den Rücken hinabhängt; auf der Brust wird ihm ein halbes Kalb befestigt. Nun wird ihm befohlen, daß er langsamen Schrittes die Front hinabgehen soll. Vor ihm schreiten zwei Grenadiere, ihm zugekehrt, rückwärts schreitend, die Bayonnette auf seine Brust gerichtet, damit er nicht aus dem langsamen Tact komme. Dazu Trommelwirbel.

Der Marsch ist zu Ende, der Danziger Bürger hat die Strafe überstanden; zu Hause angekommen, fällt er, vom Schlage gerührt, todt zu Boden, umgeben von seiner zahlreichen Familie. —

Die Gelderpressungen, die sich Rapp erlaubte, waren nicht mehr den Bürgern zu leisten möglich. Seine Maitressen, die er ausstattete, wann er ihrer überdrüssig wurde, verschlangen bedeutende Summen, und er selbst dachte daran, Schätze für seine späteren Ausschweifungen anzuhäufen.

Man wird die Bürger schon mürbe machen, daß sie mit ihrem letzten Pfennig herausrücken. Diese Bosheit beherrschte den eingefleischten Teufel.

Die stolze Zierde Danzig's ist der Artushof. Es gibt wohl wenig Städte, die einen solchen Prachtbau besitzen. Er liegt an dem langen Markt mit der herrlichen Pfarrkirche zu U. L. Frau, einer der größten Kirchen in Europa, voll altdeutscher Kunstwerke, unter denen das berühmteste: das jüngste Gericht von Michael Wohlgemuth, mit der Hauptfigur, dem heiligen Erzengel Michael, hervorstrahlt, in dessen Goldrüstung sich die äußeren Gegenstände, je nach der von ihm eingenommenen Stellung, abspiegeln. Dies Bild war während der Einnahme unter Napo leon I. wohl nach dem Louvre geschleppt, dann aber nach der Einnahme von Paris nach Danzig zurückgebracht worden.

Rapp legt ein Piket Soldaten in den Artushof. Die Kaufherren, die dort ihre Börse halten, müssen bei Wind und Wetter — es war im Winter — draußen auf dem Platze sich versammeln.

Aber noch mehr!

Von der Eingangspforte des Artushofes wird bis in die Mitte des Platzes ein bedeckter Gang aufgeführt, an dessen Ende eine Kloake, wo die Soldaten ihre Nothdurft verrichten.

Hier mußten — — der Zorn übermannt mich!

In der Stadt wütheten epidemische Krankheiten.

Unser Dohna legte sich und starb.

Ich erkrankte auch und wurde in's Militärspital gebracht. Wie ich später erfuhr, nannte man meinen Zustand das Hospitalfieber. Ich wurde rasend und Leute, die vorübergingen, sahen, welche Sprünge ich gegen das Fenster machte und wie mehrere starke Leute mich nicht zu bändigen im Stande waren.

Um den Platz zu räumen, da die Kranken in Danzig sich fort und fort mehrten, wurde ich — als es Frühling zu werden begann — reconvalescirend nach Königsberg transportirt, um die sorgfältigere Pflege meiner Familie zu überlassen.

Meine vollständige Genesung erfolgte jedoch für jetzt nicht, und man forderte die Commission der Militärärzte auf, ein Gutachten darüber abzugeben, ob es gerathen sei, mich in Reih und Glied treten zu lassen. Zwei Hausärzte meiner Verwandten, die mich von

Jugend auf in Krankheiten behandelt hatten, wurden zur Consultation herbeigezogen.

Das Urtheil lautete: daß ich ein „Candidat der Phtysis“ sei, kein langes Leben vor mir habe und für das Militär durchaus nicht tauge.

Es bewirkte, daß mir der kommandirende Oberfeldherr, Graf Bülow von Dennewitz, einen Urlaub auf unbestimmte Zeit ertheilte, um, wenn meine Gesundheit sich befestigen würde, zum activen Dienst mich wieder zu melden.

Ein reicher Vetter, in weitausgebreiteten Speculationen, der zu reisen genöthigt war, war so freundlich, sich meiner anzunehmen.

Im Sommer 1814 waren wir in Berlin. Gerade an demselben Tage, als der Verräther Moreau, um eine gemeine Rache an einem Gegner zu verüben, in fremdem Solde sein Vaterland, sein Volk bekriegen wollte.

Im ersten Hotel unter den Linden, „die Sonne,“ hatte Ehren-Moreau sein Quartier. Und die Berliner bildeten Haufen, um ihn anzugaffen und zu beklatschen, so oft er am Fenster erschien. Gesprochen hat er nicht. Er war in einen dunkelgrauen Civilrock gekleidet, und des Kerls Gesicht und Haar war ebenso grau.

Andern Tags hatte er zwei Beine weniger am Leibe.

Von Berlin reiste mein Vetter nach Warschau. Ich mit, das versteht sich. Da blieben wir ziemlich

lang. Er bekam mehrmals schwere Geldfässer von Königsberg, wofür er „Bomaschken,“ russisches Papiergeld, einwechselte. Das zählte nach Fünfmalhunderttausend, bis zur Million. Mit den Sendungen kamen bekannte und verwandte Königsberger als Cargadöre, was mir sehr angenehm war.

Ich schickte meinen lieben Schwestern von dem feinen und berühmten Warschauer Schuhwerk, und meiner Mutter das herrliche Mariemonter Mehl, wie es nirgend sonst angetroffen wird. —

Da spukt's auf einmal: der Bonapart ist wieder los. Und richtig, so war's auch. Meine Gesundheit hatte in Warschau manche Probe bestanden und es prickelte mich, mit hinauszuziehen. Man stellte mir vor, daß der Dienst bei den Russen mir, als in Preußen abgedient, angerechnet werden würde, und führte mir Beispiele an. Aber welchen Dienst sollte ich mir erwählen? Ein Fähndrich oder Unterlieutenant war nicht nach meinem Geschmack.

Nun war während 1814, als Fürst Repnin russischer Generalgouverneur von Sachsen war, der Baron Rosen Director der hohen Kriegspolizei. Rosen war in Warschau und ich stand mit ihm auf intimem Fuße. Einige seiner Subjecte waren mir auch näher bekannt geworden und so ließ ich mich denn anstellen „im schreibenden Hauptquartier des Feldmarschall Fürst Bar-

clay de Tolly bei der Direction der hohen Kriegspolizei."

Der Posten war commod; wir gingen nur langsam voran und als das russische Hauptquartier einen achttägigen Rasttag in Aschaffenburg hielt — war die Schlacht von Waterloo geschlagen worden.

Bei Großgerau, das sich neulich durch Erschütterungen berühmt machen wollte, ging das Hauptquartier, von dem fünftausend Mann starken Sacken'schen Corps begleitet, über den Rhein, nach dem gegenüberliegenden Oppenheim.

Der Marsch, den ich jetzt zurücklegte, stellte sich meinem Gedächtnisse lebhaft dar, als ich die Namen wieder las, wie Saargemünd, Bar le Duc, St. Avold, Chalons, Commercy, Pithiviers u. s. w., u. s. w., die von der deutschen Truppen Tapferkeit in letzter Zeit einen so weithin tönenden Klang wohl über den Erdkreis erschallen ließen.

Wir Russen kamen spät, aber wir kamen. Wir hatten unterwegs unsere blutigen Händel, wenn auch keine Kämpfe und Niederlagen. Bei Chalons ging's scharf her und als wir einzogen, trugen die Frauen schwarz, wie es uns heute von Versailles und anderwärts gemeldet wird.

Am dritten August feierten wir Friedrich Wilhelm III. Geburtstag in Paris, so gut es anging.

Im Foyer der großen Oper konnte man Harden-

berg und Metternich mit einander auf und ab spazieren sehen.

Die Gamins legten sich auf den Boden, wenn die Bergschotten, die mit Wellington angekommen waren, auf kleine Esel stiegen, deren Trott sie gesünder als den der Ponys hielten, um zu sehen, ob denn die starken Kerle unter den Schürzen wirklich keine Hosen trügen.

Die Fürsten, die „heilige Allianz" in der ersten keimenden Blüthe, machten weder einen mächtigen noch wunderbaren Eindruck.

Der alte Marschall Vorwärts hatte den gesunden Gedanken, das Monument unserer Schande: *le pont de Jena* in die Luft zu sprengen. Da ließ ihm Kaiser Alexander I. sagen: „Er lasse eine Compagnie Russen auf die Brücke marschiren, dann möge er die Sprengung ausführen."

Der Alte ward wie rasend. Er ging nach Fontainebleau, wo er sein Müthchen malerischer kühlte. Dort warf er sich mit dreckigen Reiterstiefel und Sporen in das „lit de cérémonie," in welchem Napoleon I. mit Maria Louise die Brautnacht vollzogen hatte.

Es war ein prachtvolles Lager. Ich habe es angesehen. Alles vom feinsten Fadentuche mit kostbaren Spitzen besetzt; über den gleichen Vorhängen reiche Ueberwürfe von violettem Sammt, mit Borduren und eingestickten Bienen übersäet. Farbe und Wappen der Familie Bonaparte.

Und wie sah das aus. Blücher hatte sich üppig wohlbefunden als „wie fünfhundert Säue,“ so zerrissen und kothig war Alles.

Abermals entging uns der Siegespreis.

Alexander geizte nach der Ehre, einen Refrain nach der Melodie „Vive Henri IV.“ von den Parisern zu hören. Ich war an dem Tage du jour in der Kanzlei des Hauptquartiers und gab die Erlaubniß, daß man es singe, drucke und vertheile. Es lautete:

„Vive Alexandre, Vive ce Roi des Rois,
Sans rien prétendre, sans nous dicter des lois,
Ce prince auguste a le triple renom
De héros, de juste, et de nous rendre un Bourbon!“

Nun sind wir zum dritten Mal an Ort und Stelle und zwar mit sehr großen blutigen Opfern dahin gelangt. Nach furchtbarerem Kampfe als die beiden frühern Male.

Der jetzige leuchtende Punkt in unserer Geschichte wird beeinträchtigt durch das Material, welches ihm von allen Seiten durch die Presse zugeschleppt wird.

Die Sieger, sowie die Unterlegenen stehen noch bleich und bebend von den Schrecken des Kampfes und schon schreibt irgend ein Sohn mit Bleistift einen Bericht nach Haus, der mit roher Freude strotzt, mit lächerlicher Großsprecherei seine Thaten erzählt, oder den

Feind so niederträchtig schildert, daß es keine große Sache ist, einen solchen niederzuwerfen.

Die Daheim haben den Wisch kaum erhalten, so tragen sie ihn zur nächsten Redaction, die damit ihren Abschnitt „Vom Kriegsschauplatz" schmückt und vervollständigt.

Das ist unsere umlaufende politische Scheidemünze, wie sie täglich im Verkehr erscheint; diese Presse darf nicht vornehm sich geberden, weil sie bereits zu einer Stufe herabsank, wie jene Dirnen, die Alles gern hingeben, was sie haben, aber die am Ende vom Lied doch nicht mehr geben können, als was sie haben.

Euer Großmeister Hegel warf es euch schon vor, daß ihr kein Mittleres, zwischen würdeloser Wegwerfung an das Fremde und eitler Selbstverehrung und Beräucherung, kennt.

Sind nicht die meisten dieser Briefe sich überbietend an Schilderungen der Morde, die der Schreiber verübte? Da haben Bauern ihn fangen und die Zunge ausschneiden wollen, wie sie am vorigen Tage es einem „seinigen" Kameraden gethan. Darauf hat er drei von den Kerls niedergemacht und ihre Häuser angezündet.

Sie schilderten die Qualen, die sie zur Bestrafung ihrer Opfer anwenden, lebendig und oft mit einer Schadenfreude, die an Humor streift. Das aus

Rache vergossene Blut fließt gleichsam im Gelächter aus ihrem Munde.

Und dies haben wir aus allen Theilen Deutschlands erfahren.

Nicht zu gedenken, daß in unseren Alpenrevieren in jedem Augenblick die Messer parat sind, oft ohne die geringste, oft ohne jegliche Ursache blind zuzustoßen.

Die Großsprecherei ist bei den Süddeutschen weniger vorhanden. Das sogenannte Renomiren, Schwadroniren gehört mehr den Niederdeutschen an. Das ist allbekannt. Diese Leute geberden sich ganz heiter, sprechen von Wein, den sie auffanden, von Frauen, die sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergaben, und schreiben das Alles in den Wind, als wär's ein komisches Heldengedicht.

Aber der bitterste Verdruß ergreift uns vollends, wenn wir die Dummheit so weit treiben sehen, den Feind, den glorreich besiegten, als erbärmlich und verächtlich hinzustellen.

Im Kampfe, Feind gegen Feind, erfüllt die edelste Bewegung den ganzen Menschen.

Sieg oder Tod für's Vaterland und für die gerechte Sache!

So lautet das Feldgeschrei auf beiden Seiten.

Diese Erhebung weicht vor dem zweiten Moment: Nothwehr. Dann in der Hitze des Kampfes steigert sich die Exaltation bis zur wahnsinnigen Höhe.

Man hat oft gehört, daß bei Erstürmung einer Schanze Rosse, die ihren Reiter verloren hatten, mit den Truppen anstürmten, als wollten sie ihren Theil am Siege haben.

Die Rosse ergreift der Koller; die Menschen Das was die Nordlandssagen von der Berserkerwuth uns erzählen.

Wir müssen vor allen Dingen gerecht sein!

Napoleon läßt Turcos aus Afrika heranmarschiren.

Wann aber hat ein Feldherr bei'm Feinde um die Erlaubniß angehalten, aus welchem Theile seines Reichs er sein Heer vervollständigen soll?

Als die Russen gegen Napoleon I. auszogen, kamen Baschkirenhorden mit, ohne alle Disciplin. Man sprengte aus: sie fräßen die kleinen Kinder, und die Mütter hielten die ihrigen wohl versteckt. Ich sehe sie noch mit ihren gelben Kalmukengesichtern, den vorstehenden Backenknochen, den schief gespaltenen schmalen Augenhöhlen und der hohen spitzen, seitwärts aufgesetzten Pelzmütze. Kinder zu fressen, zeigten sie durchaus kein Verlangen, ein jeder Baschkir führte aber mehrere Pferde mit, um sie mit dem Raube zu beladen, den er durch Plünderungen oder Privatdiebstahl sich zu erbeuten hoffen durfte.

Und Oesterreich, das uns mit dem allerschlimmsten Auswurf bedachte, der unter dem Namen „Rothmäntler" für alle Zeit berüchtigt wurde.

Sie mögen heute als Gränzer disciplinirter sein.

Ich besitze einen Kupferstich, auf dem „Rothmäntler" in drohender Stellung, mit der Unterschrift: „Geld! Geld!" Das war das einzige deutsche Wort, das sie wußten und sich ohne Säumniß klingend beantworten ließen.

Und die armen Turcos, die bös verläumdeten, wie bald sind sie zu Ehren gekommen bei näherer Bekanntschaft. Sie spielen mit Kindern den ganzen Tag; sie haben ein gutmüthiges Aussehen; zeigen sich dankbar gegen den Arzt, der ihre Wunden verbindet; einige wollen in Berlin bleiben und ein Handwerk treiben, das sie zu Hause erlernt haben. Einem Prediger aus Algier, der ihnen Stellen aus dem Koran langsam vortrug, die sie mit lauter Stimme nachsprachen, küßten die Turcos die Hand und riefen: „Du bist von Gott gesandt!" Das kann man jetzt schon überall lesen.

Seien wir vor Allem gerecht!

Die Franzosen schießen aus dem Hinterhalt auf ihre Feinde, sie werden dazu angeführt von ihrem Maire, vom Gutsherrn, von einem Priester, der ihnen vielleicht sagt: der Sieg der Deutschen sei der Sieg der falschen Lehre über die Kirche.

Blicken wir zurück in Deutschland!

Wem wäre bei Bockenheim wohl jemals etwas anders als „Aeppelwein“ eingefallen — und jetzt „auf deiner Schwelle, wessen Blut?“

Und Bornheim, das „gemüthliche“ Bornem, wo man so gut aß und trank, sich anliebelte und schaarenweis hinauszog, um sich zu erlaben, nach des Tages Last — das Mörder unter seinen Bewohnern birgt, die ein Augenblick ungerechtfertigter Rachsucht zu grausenerregenden Thaten erweckt! —

Wir hatten eben unser Diner beendigt und standen unter der Thür des Pariser Hofes, als der Fürst Lichnowsky vom englischen herüberkam und zu dem Oesterreicher, Herrn von Meyern, sagte: „Sie haben Ihren Gaul hier untergestellt. Leihen Sie ihn mir auf ein Stündchen, ich will vor's Eschenheimer Thor und sehen, was die Kerls treiben.“ Als man ihn davon abzubringen suchte und ihm die Gefahr vorstellte, welcher er sich aussetzte, rief er lachend: „Immerhin! Schießen sie mich herunter, so findet der Gaul wohl selbst seinen Stall wieder; fällt der Gaul, so zahl' ich Ihnen den Preis, den Sie fordern.“

Das Pferd wurde vorgeführt und er schwang sich hinauf. Einer fragte: „ob er denn auch Waffen bei sich habe?“ Er schüttelte den Kopf und sprengte nach der Zeil, wo er sich in Breuls Magazin einen Life preserver geben ließ, ihn lachend in die Luft schwang, dann in die Brusttasche steckte, uns zum Abschied winkte

und den verhängnißvollen Ritt unternahm, der ihm meinen alten Schulkameraden, Hanns von Auerswald, in den Wurf führte, einen indifferenten, gutmüthigen, alten Herrn, dem Niemand ein Leides zugefügt haben würde, hätte er nicht den gehaßten Fürsten begleitet. —

Und stürmte nicht Frankfurter Volk mit Messern und Stricken an der Ostpforte der Paulskirche, um Die von der „Rechten“ zu morden, hätten nicht die den Platz nach dieser Seite einschließenden Preußen, die Schmerling mit Oesterreichern aus Mainz herbeigerufen hatte, die Meuterer mit dem Bajonet heimgeschickt? Diese bekannten Thatsachen wurden aber nicht aus Nothwehr gegen einen fremden Eindringling, oder als rächende Vergeltung für begangene Unthaten eines Feindes veranlaßt; es lag unter der dünnen Schichte von „Aeppelwein“ und Alltagsschlemmerei, um durch ein Zeug, wie der Friedensschluß von Malmö, in Brand gesteckt zu werden! — —

Pater Haspinger führte den Aufstand der Tyroler gegen die Bayern und Franzosen. Wer tadelte Pater Haspinger? Stand er nicht in hohen Ehren, bis in's hohe Alter, wo ich ihn noch selbst in Hiezing in würdiger Ruhe antraf?

Wälzten die Tyroler nicht Felsenblöcke und gefällte Bäume von der Höhe des Kunterswegs auf die unten im Engpasse vorüberziehenden bayerischen Truppen?

Schossen Speckbacher und die Anderen nicht aus jedem Versteck auf eine fremde Uniform?

Und wer rechnete es ihnen zum Verbrechen an? Sind und bleiben sie nicht die das Vaterland vertheidigenden Helden?

Ich glaube kaum, daß meine Leser den charakteristischen Zug eines Tyroler Bauern kennen.

Ein verwundeter Bayer hinkt auf einen Brunnen hin, um sich an einem kühlen Trunk zu erlaben. Unter der Thür des Hauses steht ein junger Bursch, und legt die Flinte auf ihn an. Da lauft schnell der alte Bauer herbei und ruft: „Geh! sei barmherzig, laß ihn erst trinken!" Nachdem er getrunken, knallt's und der Verwundete hat Leiden und Durst überstanden.

Zugestanden muß werden: ein Franzose hätte ein solches Mitleid nicht empfunden.

Die Aeußerungen wahrhaft menschlichen Mitgefühls sind in dem gegenwärtigen, mit aller Rohheit geführten, barbarischen Kampfe dennoch ein hervorstechender Zug. Aerzte, Ambulancen; Vereine, die großen Hilfsmittel zu verschaffen; andere Verbindungen, diese an richtiger Stelle abzuliefern; Beiträge von Städten, Korporationen, Privatpersonen, die nicht versiegen, erfüllen des Volkes Leben.

Aber mit Erlaubniß! Ist denn dieses Mitgefühl

in früheren Zeiten anders gewesen? Sind die heutigen Johanniter, so sehr ich ihre Verdienste auch nicht im geringsten zu schmälern gedenke — nicht ein schwaches Abbild jenes Verbandes, dessen Namen sie führen; der als Orden sich den Leidenden, Kranken und Verwundeten, aber auch als Kämpfer für die Christenheit, sich in der Schlacht dem Tode weihete?

Wer wollte da, nach heutigem Begriffe, von einer „neuen Errungenschaft" sprechen?

Es war nur der Unterschied, daß der Orden der Johanniter sich dem Herrn verlobte; daß seine Mitglieder von dem Glauben überzeugt waren, daß er sie, wenn sie in ihrem doppelten Berufe fielen, zu sich emporheben würde. Das erwarteten sie stündlich, in jeder Minute, vom Himmel über ihrem Haupte. Mit dem Gebete des Sterbenden, verbanden sich die Gebete Aller. Der Tod war nicht schwer. Der Herr rief und sie leisteten Gehorsam, wie es der Orden erheischte.

Kein Auge wurde dabei vom Weinen roth; jetzt weinen die Soldaten bei jeder Gelegenheit, wie sie selbst schreiben — wenn's keine Uebertreibung ist.

Aber die Johanniter erwarben Länderbesitz, häuften große Reichthümer, und wurden den Fürsten gefährlich.

Das ist nun nicht bei den heutigen der Fall.

Dafür aber, hört man nicht täglich von den gemeinsten Lumpereien, von Betrug und Diebstahl, die von den

Menschen mit dem rothen Kreuz auf der weißen Binde, ausgeübt werden?

Ich breche ab. Ich bin trotz meiner Jahre nicht weise genug, hier eine Versöhnung herauszudüfteln.

Unsere Zeitgenossen lebten fünfzig Jahre wenn gleich nicht in stillem Frieden, jedoch ohne Krieg und Kampf in Feuer und Eisen, um Gut und Blut. Die Erscheinungen während eines solchen Zustandes waren ihnen unbekannt; selbst gute Schilderungen, wenn und wo man sie zu Rathe zog, langten nicht aus. Bei der großen Meinung, die man von der vorgeschrittenen Bildung, von der allgemeinen, nach allen Richtungen hin verbreiteten Civilisation, in sich trug, wollte man sich einseitig ein Regulativ der Höflichkeit auferlegen, das dann wechselseitig Geltung erhalten solle, um in dem Gegner auch den ebenbürtigen zu erkennen. Die Sache war zu naiv, gelindest ausgedrückt. Es fehlte nichts, als zu fordern: die feindlichen Offiziere sollten vor der Affaire ihre Karten austauschen, oder, wenn's anging, sich die Hände reichen!

„Und na nu! Man druff!" wie die Preußen sagen.

Auch sollten keine rohe, uncivilisirte Truppen den unseren gegenübergestellt werden, die sämmtlich civilisirt waren.

Man wird traurig, wenn man das anhört. Es ist leeres Geschwätz, aber es wird vernommen, verbreitet

sich überall hin; während die Völker im Kampfe fallen, stumm aber groß, ob Landwehrmänner oder Turcos sie niedermetzeln. —

Wir mißbrauchen unsere so tapfer errungene Gewalt des Siegers, wenn wir die Leiden einer großen Nation, die ihre Leiter und Beherrscher, nicht sie selbst über sich heraufbeschwuren, in falschem Lichte so darstellen möchten, als wäre ihre Rache, die sie an ihrem Feind nehmen, unerlaubt, als wäre es ein Zeichen der Verworfenheit, in welche sie versunken sind, als sei ein solches Beispiel in der Geschichte noch niemals dagewesen. — —

Wenden wir uns der großen Presse zu, die zu den weitesten Leserkreisen spricht.

Da lesen wir: Unsere „vornehmen Damen" sollten sich schämen, mit ihrem französisch parliren zu prahlen, und sich damit nur um die französischen Verwundeten zu bemühen, ihnen Kaffee, Wein und anderes Labsal zu reichen, während sie die Deutschen keines Blickes würdigen.

Das ist nicht nur gehässig, unchristlich, sondern auch schlechtweg dumm und gemein.

Der gefangene, noch überdies kranke oder verwundete Franzos ist nicht mehr unser Feind, und wär' er's noch, so ist unsere Pflicht, Menschlichkeit zu üben. Nun sind aber, wie bekannt, die gebildeten Klassen im Stande französisch zu sprechen, ohne deßhalb zu „vornehmen" zu werden. Die schlichten Bürgerfrauen

können es nicht. Ist es nun eine tadelnswerthe Anmaßung, diese Lücke auf menschenfreundliche Weise auszufüllen?

Und wie oft haben wir diesen Tadel in schärfster Weise von Seiten vernehmen müssen, daß wir darüber erschracken.

Nun aber, da wir einmal mit der Tagespresse, wie sie in den großen Zeitungen verlautet, im Abrechnen begriffen sind, wollen wir uns zwei Stücke herausholen, die eine strengste Verurtheilung verdienen.

Ein kurioser Herr, der sich auf Physiognomik ganz besonders verstehen will und dem man es gern verzeiht, wenn er einen Unsinn losläßt, wie:

„Heut ging ich an einem Soldaten vorüber mit den Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexiko bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel gereckt — ein herrlicher Studienkopf mit der stark knochigen markirten Nase des ächten Troupier."

Darüber kann man sich trösten, wenn behauptet wird, daß die alten fränkischen Kampfgesellen gerade solche Nasen haben müßten.

Wenn aber unser weise Physiognomiker in demselben Augenblick eine zweite Mißgeburt zur Welt bringt und sich dazu stolz aufbläht, als repräsentire er seine Zeit, so muß man ihn in die Schranken weisen, die ihm gebühren.

„Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen, sagt er, vermittelte ich auf Wunsch eines preußischen Unteroffiziers die Beschaffung von Schaufeln für die Gräber und hatte dabei mit einigen Einwohnern französisch zu sprechen; da schob eine schwarze Gestalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite und vor mir stand — nie werd' ich des Anblicks vergessen — der verurtheilte Curé, ein ächtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein ächtes Pfaffengesicht, voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangst verzerrt. »Oh, pour la grace de Dieu, Monsieur,» hub er an, »j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime, du quel je suis entièrement innocent, on va me tuer, oh, pour la grace de Dieu, procurez-moi un prêtre de ma réligion!» Mich ekelte des Menschen, der seinen Gott auf den Lippen, in seiner letzten Stunde noch log. Ich schickte ihm einen katholischen Priester, den ich nach vielem Suchen traf."

Welche verruchte Gesinnung erlaubt Dir ein solches Wort auf einen geheiligten Stand zu schleudern, das als unvertilgbarer Schimpf auf Dich zurückfällt.

Pfaffe und Priester ist dasselbe; die vermeintlich geringschätzige Bedeutung, welche Du damit verbindest, ist für uns nicht da.

Die geweihten Männer, welche die Taufe, die Firmung vollziehen, die Absolution ertheilen, die Braut-

paare einsegnen, uns die letzte Wegzehrung spenden, die Reliquien der Heiligen bewachen und unsere Gräber einweihen und an ihnen für die Verstorbenen ihre Gebete zu Gott emporsenden, sind uns der Inbegriff aller Schönheit und Majestät, ihre Gesichtszüge tragen dazu nichts bei.

Hat die Seele des Unglückseligen, den Du schilderst, im fürchterlichen Kampfe mit der gefallenen noch widerstrebenden Materie die Sehnsucht nach einem Beichtvater in maßlosen Aeußerungen ausgestoßen, um zur reinen Anbetung, zur Liebe, zur Verdemüthigung geleitet, mit dem Herrn und Heiland Jesus Christus versöhnt, aus diesem Leben zu scheiden; so mag dies einem Kopfe wohl jenen Ausdruck verleihen, der Deinem blöden Auge, Deinem Geist, der von der Liebe nichts weiß, als unerklärlich erscheint.

Wir wollen für Dich beten: Herr erleuchte ihn!

Wir wissen, daß es Priester gab, die ihrer heiligen Bestimmung nicht entsprachen. Aber die bei Weitem stärkere Mehrzahl darf deßhalb nicht übersehen werden. Die treuen Diener Gottes sterben nicht aus. Die herrlichen Keime gelangen immer wieder zur Reife. Und ob die entartete Gesellschaft unserer Tage in ihrem Hohne gegen die Kirche noch so weit gehe, so wird ihre göttliche Sendung dennoch in ihrem unaussprechlichen majestätischen Adel sich aus sich selbst wieder gebären.

Die Gnade ruft die Menschen, deren sie sich bedie-

nen will, und sie stellen sich ihr, wie die Gestirne aus der Nacht erschienen, als sie der Herr rief, am Himmel zu strahlen.

Da lese ich weiter in zwei Zeitungen, Großpresse:

Als am 30. September 1681 Montclar und Louvois an der Spitze von vierzigtausend Mann von Straßburg Besitz nahmen, sollten alle Privilegien aufrecht erhalten, die Protestanten nicht angetastet werden. Kaiser Leopold I. ließ Alles geschehen.

Nun aber heißt es wörtlich weiter:

„Auf Anrathen seiner, von den Jesuiten geleiteten Maitresse Maintenon nahm der König Ludwig XIV. das Münster den Protestanten. Noch viele Kirchen hatten die Protestanten „freiwillig“ herzugeben.“

Kann es eine größere Anmaßung geben!

Ferner steht in einem anderen Blatte groß und dick gedruckt zu lesen:

„Von dem seit Richelieu eingeführten Pfaffenregiment, das etwa hundert zwanzig Jahre angedauert hat, bildeten selbst die Zeiten der vermeinten Selbstregierung Ludwig XIV. nur eine scheinbare Ausnahme, indem die, seit dem Tode des Cardinal Mazarin, nacheinander das Gewissen des bereits bigotten Königs beherrschenden

Beichtväter, P. P. Annat, Ferrier, La Chaise und Letellier, nicht zu gedenken der gleißnerischen Betschwester Maintenon und ihrer geistlichen Berather, sich vor jenen in römischem Purpur prunkenden Prälaten, weniger durch geringern Einfluß, als durch ihre äußerliche anspruchslosere Stellung unterschieden."

Wenn ein Unwissender, ein kenntnißloser Mensch, oft Gehörtes nachschwatzt, wär's auch noch so einfältiges Gewäsch, so begnügt man sich, ihm zuzurufen: Esel, halt's Maul, das verstehst du nicht.

Tritt aber Einer mit einem Apparat auf, der ihm den Credit des Wissens bei den Unwissenden verschaffen soll, und spricht Dummes und Falsches in einem und demselben Athem aus, so ist er entweder ein lügenhafter Prahler, der sich für etwas ausgibt, was er nicht ist, oder ein nichtswürdiger Parteigänger, ein gewissenloser Verläumder, der an den Pranger gestellt zu werden verdient.

Um die obigen Anklagen gegen die Marquise von Maintenon vollständig zu entkräften, genügt es einfach, ihren Lebensweg zu betrachten.

Es ist nicht diese zufällige Widerlegung, die mich darauf leitet; ich habe mich früher anhaltend mit der Geschichte der sogenannten classischen Zeit Ludwig XIV. beschäftigt, die heute gerade wieder Mode geworden.

Die Leser sollen erfahren, wie ich zu diesen Studien kam und wenn ich deßhalb bis zu den Anfängen mich

wende, so benütze ich Essays, die von mir schon zum kleinsten Theil im Jahr 1856 vor die Oeffentlichkeit gebracht wurden. — —

Jahre lang blickten mich bei emsigen und oft mühseligen Arbeiten fünf Köpfe an, die in Erz abconterfeit und auf zierlichen Piedestalen von weißem Marmor erhoben, auf meinem Schreibtische standen. Wenn ich oft rückgelehnt in den Sessel meine Gedanken sammelte oder meinen Geist ausruhen lassen wollte und meine Augen zur Zimmerdecke hob, so senkten sie sich doch bald wieder und fielen auf die mich starr anblickenden Köpfe von Bronce, mit den unwandelbaren Zügen, die ich dann sorgfältig studirte und mir daraus manches Verschleierte aus dem Leben ihrer Originale zu entziffern suchte. Griff ich dann wieder zur Feder, um meine Arbeit fortzusetzen, so geschah es oft nur mit Bedauern, an der Entzifferung nicht länger hängen zu können, und nur mit Mühe entschlug ich mich meinen unterhaltenden Träumereien und konnte nur schwer wieder in das Geleise einlenken, welches mir die Arbeit vorschrieb.

Ich pflegte dann wohl noch in den mir selbst eingeräumten Freistunden an den Schreibtisch zurückzukehren, und blickte über die verschlossene Mappe und die ruhende Stahlfeder hinweg auf die ernsten Züge der erzenen Gesellen, und eine an Ruhm und Geist reiche Zeit, der große Hof eines mächtigen Königs, das classische Jahrhundert, dem er den Namen gab, der in sich

gerechtfertigte Stolz einer Nation, mit einem Worte „le siècle de Louis XIV." breitete sich vor mir aus; eine Zeit voll würdevoller Majestät und hohen Glanzes, mit mächtigen Allongeperücken angethan, mit Lorbeern umschlungen, von denen drei in der Welt noch jetzt die „großen" heißen und als Denksteine ihrer Zeit hoch emporragen: der König Louis le grand, der Finanzmann und Diplomat le grand Colbert und der Dichter le grand Corneille. Wobei es bemerkenswerth und keiner Erklärung bedarf, daß bei dem Könige das Eigenschaftswort nach dem Namen, bei den Anderen dem Sprachgebrauch entgegen, dasselbe Wort vor den Namen gesetzt wird.

Meine fünf stummen Schreibtischgefährten waren auch von den Größen dieser Art, obgleich nur einer von ihnen diesen Beinamen wirklich trug.

Der Erste zu meiner Rechten, mit dem länglichen, strengen Gesichte, mit dem fast trübseligen Ausdruck unter der weiten Perrücke, war der Kopf des großen Corneille. Daneben erhob sich ein Haupt mit edeln Zügen und naiv kindlichem Blick, die offenbar zu der stolzen Haarzierde bedeutend im Widerspruche standen und sich im natürlich gescheitelten Haare dem Charakter entsprechender gezeigt haben würden; dieses Haupt gehörte dem guten Fabeldichter Jean Lafontaine. In der Mitte stand ein breiter stolzer Kopf, seine Allonge pünktlich ausfüllend, der dem unfruchtbaren Gesetzgeber

Nicolas Boileau-Despreaux angehörte. An seiner Seite blickte aus weit geschlitzten Augen das jugendliche Gesicht, in schönen Lineamenten, Jean Baptiste Pocquelin hervor, der als königlicher Kammerdiener den adeligen Namen „von Molière“ dem seinigen hinzugefügt hatte. Offenbar verriethen diese Züge, diese niedere Stirne, von der nur wenig unter der Lockenfülle sichtbar wurde, am wenigsten von dem Geiste, Scharfsinn und muthigen Talente, welches diesen Kopf einst in der Wirklichkeit ausgezeichnet hatte.

Der fünfte endlich und letzte in der ganzen Reihe zeigte ein welkes Gesicht, in die Breite gezogene, verschwommene Linien, große Augen, die man sich im Leben wohl überströmend denken konnte, mit einem sorglichen, fast ängstlichen Ausdruck, als wenn banger Schweiß unter der Perrücke hervorbreche. Dieser Kopf gehörte Jean Racine. —

Daß ich bei dieser Arbeit von selbst darauf hingeführt wurde, dem Leben der Frau mich zuzuwenden, die fünfzig Jahre an der Seite eines Louis XIV. als seine rechtmäßig angetraute Gemahlin, aushielt, — das richtige Wort fliegt auf's Papier, ich streich es nicht — ist begreiflich. Sie war ein duldsamer Charakter, dessen eigene Bewegung, obwohl unausgesetzt, nach außen keine gewaltig erschütternde Umgestaltung des Bestehenden herbeiführen konnte.

Die Politik fand sie vom Laster zerwühlt und die

Bahn war bereits gebrochen für einen Danton, wie für einen Mirabeau, der die Monarchie gerettet haben würde, wenn er nicht in dem Augenblicke, vom höchsten Grade der Unsittlichkeit verzehrt, zusammengebrochen wäre.

Siècle de Louis XIV.

Leben der Marquise von Maintenon.

Erster Theil.

Ein Abenteurer d'Aubigné, saß in Niort im Gefängnisse, als ihm ein Töchterchen geboren wurde, das er Françoise taufen ließ. Die Familie war hugenottisch. Nachdem der Vater seine Strafe abgesessen, wanderte er mit Frau und Kind nach Amerika aus. Das Kind hatte das dritte Jahr erreicht; acht Jahre darauf, in Kummer und Elend, starb der Vater und die Mutter kehrte mit Françoise nach Frankreich zurück und als die Mutter bald darauf ihrem Manne folgte, nahm eine alte Tante das Mädchen zu sich in's Haus und behandelte das Kind roh und hart.

Dies währte bis zum sechszehnten Jahr. Françoise war schön und verrieth glänzend geistige Anlagen. Es fanden sich Leute genug, die davon Notiz nahmen und sich Mühe geben wollten für ihre bessere Unterkunft zu sorgen. Sie lockerten das Band zwischen ihrem Schützling und der alten Tante und diese Emancipation allein reichte schon hin, den starken selbstständigen Willen des jungen Mädchens zu offenbaren, das der falschen Lehre augenblicklich entsagte und in den Schooß der heiligen Kirche zurücktrat.

Das war den meisten ihrer Beschützer entgangen, oder sie legten keinen besondern Werth darauf. Ihre

Bestrebungen waren nach einem andern Plane entworfen.

Zur Zeit lebte in Paris eine Hetäre, Anna, wie sie sich selbst nannte: Ninon von Lanclos, von so großartiger Sorte und so außerordentlichen Eigenschaften, daß man sie mit Recht berühmt nennen darf. Sie war durch Belesenheit zu einem nicht gewöhnlichen Grade von Bildung gelangt, sie sang, spielte Clavier, tanzte, war witzig, geschmackvoll und von Anbetern umschwärmt. Unter diesen wählte sie stets einen, der ihr zusagte und gab ihn auf, wann er ihr nicht mehr gefiel, um sich einen Andern auszusuchen. Nie nahm sie von ihren Liebhabern Geschenke an; nie zeigte sich bei ihr eine andere Leidenschaft als die Sinnlichkeit. Um sorgenfrei zu sein, hatte sie ihr Vermögen auf Leibrenten geliehen und dadurch ein sehr mäßiges Einkommen für ihre Verhältnisse von etwa zehntausend Livres.

Zu dieser Lehrmeisterin wurde Françoise von ihren Patronen gebracht.

Das arme Kind begriff nichts von Dem, was es sah und hörte; das gar holde Wesen der Ninon und die fast zärtliche Aufnahme machten jedoch einen so starken Eindruck auf dasselbe, daß in seine Befangenheit ein lichter Schein seltener Erkenntniß hereinbrach.

Die Schriftsteller und Dichter gaben viel auf Ninons Urtheil. Sie lasen ihr die Werke vor, ehe sie veröffentlicht wurden. Da geschah es denn auch, daß der

Dichter Scarron, ein Krüppel der erbarmungswürdigsten Art, sich in den Salon der Gefeierten hintragen ließ, um ihr das Neueste von sich vorzulesen.

Scarron war, was die Franzosen „cul-de-jatte" nennen, hier unübersetzbar. Um sich selbst fortzubewegen, mußte er am Boden liegend mit Füßen und Händen rutschend arbeiten, wobei er die Hände durch Riemen steckte, die an Holztafeln befestigt waren, die sie vor Verwundung schützten.

Man gefiel sich darin, Scarron als einen lustigen Charakter darzustellen, dessen ganze Art und Weise nur der Wiederhall seiner im höchsten Grade burlesken Dichtungen war. Die Lustigkeit war jedoch bei ihm nur aus der bittersten Resignation entstanden; er spottete über sein Elend, um zu beweisen, daß es seinen starken Geist nicht niederbeugen könne; er nannte sich „un raccourci de la misère humaine" und bat um die Gnade, für eine von der Königin erhaltene Unterstützung, sich „son malade en titre d'office" nennen zu dürfen. Seine Lustigkeit war das, was man im trivialen Ton eine „Pfuicourage" nennt. Bei Heinrich Heine habe ich selbst ähnliche Ausbrüche erlebt, die er unter verzerrtem Lächeln losließ und die mir ins Herz schnitten.

Vor seinem Tode gab Scarron seine burlesken Werke heraus und widmete sie „*à sa chienne*" und sein letztes Wort war: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es so leicht wäre, sich über den Tod lustig zu machen."

Unsere Françoise empfand inniges Mitleid, als sie Scarrons physisches und moralisches Leiden betrachtete. Sie faßte den Vorsatz sich ihm zu nähern und ihn dringend zu bitten, sie als seine Krankenwärterin bei sich aufzunehmen.

Scarron traute seinen Ohren nicht. Er schrie lachend auf: „So summte es mir im Kopfe, als mir in der Schwimmschule das Wasser in die Ohren lief und ich mich zum Krüppel erkältete. Vielleicht gibt mir das heutige Ohrenbrausen meine geraden Glieder zurück!“

Alle, die zugegen waren, nannten diesen Ausruf eines Poeten würdig und Ninon meinte: „Da wäre kein langes Besinnen! Eine Annehmlichkeit, die sich von selbst darbietet, soll man nicht geradezu von der Hand weisen. Françoise Anerbieten kalt zurückweisen wäre undankbar, um nicht zu sagen, plump, von einem feinen Geiste nicht zu erwarten. Ihnen, mein liebes, schönes Kind,“ sagte sie dann zu dem thatsächlich unbefangenen Kinde, „öffnet sich bei Ihrer Armuth an Gütern ein ergiebiger Ersatz, der Ruhm; diese großartige Tröstung jedes Ungemachs wird nicht ausbleiben und Sie unserer Welt gleich einem Wunder erscheinen lassen.“

Françoise hatte mit Mühe der langen Rede stichgehalten; sie dachte nur an die eigenthümliche Stellung, die sie sich erwählt, und die ihr besser erschien, als die glänzendste, die ein Mensch sich erringen kann.

Mit tief gesenktem Köpfchen stand sie schweigend da. Gedanken, noch so hoch, können durch menschliche oder Engelszungen offenbart werden; Liebe jedoch allein durch Handlung. Dieser geben Absicht und Endzweck den Namen.

Die sie Umstehenden verriethen einige Ungeduld: ein Räuspern, Stuhlrücken, ein „Nun, Françoise, bedenkst Du Dich?" der Ninon weckte das Kind auf:

„Ich weiß bei dem, was ich vorhabe, nicht wozu es mir heilsam ist. Mir sind Armuth, Ruhm und die Dinge der Welt unbekannt.

„Ein Urtheil über mein Thun liegt in der tiefen Macht der Vorsehung verborgen, die ich anbete, aber nicht ergründen will.

„Ich, mein eigenster Wille, bilde sich ganz nach dem Deinigen, o mein Gott!"

Diese Worte verdankte sie der lichten Erkenntniß des größten, heiligsten, uneigennützigsten Beispiels der Liebe, welche das Leben für die Erlösung Aller opfert.

Scarron ergab sich denn auch wirklich in den Willen der sechszehnjährigen schönen Krankenwärterin. Der geistreiche Mensch hatte keinen Begriff von der Würde des Geistes und dessen unantastbarer Legitimität. Scherzend wie immer, rief er: „die Probezeit möge gleich morgen angehen, und es stünde zu jeder Stunde Françoise frei, ihm das Verhältniß aufzukündigen; er wolle dann sich angelegen sein lassen, sie in ein Kloster

zu bringen, wo sie ihrem religiösen Triebe und der Pflege Kranker auf eine ihr zusagendere Weise genügen dürfte, als bei ihm.“ —

Andern Tages war Françoise an Scarrons Lager und hörte auf Alles, was er verlangte, mit großer Bedächtigkeit, um es sich sofort in's Gedächtniß zu prägen, und es ihm, auch ohne daß er es von Neuem verlangen durfte, darzureichen und zu gewähren.

Scarron, der boshafte Kritiker, ist überrascht, aber er gesteht es sich und seinen Freunden nicht. Das Lob seiner Pflegerin will ihm nicht von den Lippen; seine Sarkasmen, sein Tadel treffen sie vor den Leuten, ohne sie in der That zu treffen.

Eine Woche ist vorüber und Scarron scheint in einem Moment von Rührung ernstlich ergriffen. Die körperlichen Mühen und Beschwerden sind es nicht allein, die seine Pflegerin zu erdulden hat; welche Anstrengung des Geistes, welche unerhörte Verschwendung von Lachen und Mitleid, welche Ergüsse von Witz, Muth, Engelsgüte! welche erbarmungswürdige Versplitterung der edelsten Kräfte!

Er fühlt sich unwürdig eines solchen Opfers, seine satyrischen Eitelkeiten, die er zur Schau trägt, schweigen; der Mensch erwacht in ihm.

Mitleid im Blicke, ergreift er Françoise bei der Hand: „Sie wollen also unwandelbar dem Vorsatz treu bleiben, mein Elend zu theilen und die Freuden des Lebens ent-

behren. Sie könnten bei den Ihnen von Natur verliehenen Gaben in Reichthum und Glanz sich wiegen. Nun, so will ich denn, so viel an mir ist, Ihnen gerecht werden. Ich biete Ihnen meine Hand — werden Sie meine Gattin."

Und nach ein paar Wochen war die sechszehnjährige Madame Scarron — denn das, was hier erzählt wurde, von der Ninon angefangen bis hierher, umspannte einen sehr kurzen Zeitraum — in ihrem sehr geordneten Haushalt wohl installirt. Zur Zufriedenheit Beider. Er mochte wohl sein Wesen etwas weniger boshaft gestimmt empfinden und wies sogar für jetzt noch die Glückwünsche seiner Freunde zurück, die sie ihm spöttisch darbrachten; Françoise dachte gewiß: „jetzt darf und kann er mich nicht fortschicken, und von dem übernommenen Liebeswerke trennen. Meine Pflicht ist jetzt erst geweiht und geheiligt und bis zum Tode unverbrüchlich."

Daß die Ehe keine gewöhnliche war, ist wohl leicht einzusehen. Angenommen selbst: die Frau besorgte die treueste Pflege und Abwartung ihres Mannes in allen Stücken, so war dieser dadurch nicht zu einem Bürger von Paris geworden, was man sonst darunter versteht. Der Glanz seiner scurrilen Laune vor den Freunden, die ihn besuchten, wird — sind sie fort — um so eher in Lästerungen, Beschimpfungen, empörten, verweigerten Gehorsam ausarten, um sich von dem auferlegten Zwang zu erholen. Die hohe Poesie der Dulderin wird von der

gemeinen Prosa des Leidenden, auf die härteste Probe gestellt. Aber der Glaube, der aus dem tiefsten Schmerze zur weltbeglückenden Höhe gedrungen, tröstete sie bald. Es waren für sie zwei Leiden, die sich wechselseitig stützten; eins gehörte zum andern.

Ungefähr zehn Jahre waren vorüber. Von den geistreichen Gesellen, die Scarrons Lager umstanden und ihren Witz an seiner rauhen Feile schärften, hatte sie keinen Vortheil für ihre Bildung. Die Ausfälle, Einfälle, Anspielungen gingen für sie verloren. Die Zeit war herangebrochen, in der sich eine ernste, höhere Richtung kund gab; die sogenannten Klassiker regten sich bedeutend, und Die ließen sich bei Scarron nicht sehen.

Ihre geistige Bildung schöpfte seine Frau aus einer sich von selbst ihr darbietenden Quelle, der reichhaltigen Bibliothek ihres Gatten. In ruhigen Stunden ließ er sich vorlesen aus Büchern, die er ihr angab und erklärte ihr Stellen, die ihren Horizont überragten. Schlief er, so benützte sie seine Anweisungen, und studirte oft ganze Nächte mit ungestümem Eifer. —

Als Scarron starb, gerieth seine Wittwe in große Noth. Sie war entschlossen, sich durch Unterricht eine Erwerbsquelle zu verschaffen. Es war ihr bereits der Antrag von einer portugiesischen Familie als Erzieherin ihrer Kinder gemacht worden und sie stand im Begriff nach dem fernen Land auszuwandern, als plötzlich ein

Anerbieten von anderer Seite sie an Paris fesselte, um hier eine unerwartete und reiche Erbschaft anzutreten.

Die Marquise von Montespan war von ihrem Gemahl als „dame d'honneur" an den Hof gebracht. Sie war nicht schön, aber anmuthig und liebte den Glanz. Die erklärte Geliebte des Königs war die sanfte Herzogin von Lavallière und er dachte für jetzt nicht daran, diesen Gegenstand seiner unbemessenen Leidenschaft mit einem andern zu vertauschen.

Die Marquise von Montespan verschaffte durch ihren Einfluß als Ehrendame der Königin der armen, sechs und zwanzig jährigen Wittwe Scarron eine kleine Pension. Vier Jahre später hatte sich die Scene verändert. Die Montespan hatte die Lavallière verdrängt und war an ihre Stelle gelangt.

Der Marquis von Montespan betrachtete die ihm von dem Könige zugedachte Ehre nicht in der am Hofe üblichen Weise. Er wollte mit seiner Gattin Paris verlassen, wurde in die Bastille geworfen, bald darauf verwiesen und seine Ehe durch einen Machtspruch getrennt. Was aus ihm geworden, ist unbekannt.

Madame de Montespan kümmerte sich nicht weiter um das Schicksal des Ehrenmannes, dessen Namen sie führte, und betrachtete ihren befriedigten Ehrgeiz als höchstes Glück.

Sie forderte und behauptete den Rang einer Königin, der ihr gewährt wurde.

Aus diesem Verhältniß war eine ziemliche Nachkommenschaft entstanden, die von Ludwig XIV. als legitim erklärt wurde. Die Töchter vermählte er mit Prinzen von Geblüt, einem Bourbon-Condé, einem Orleans. Zu zwei muntern Jungen, welche die Titel Herzog von Maine und Graf von Toulouse führten, berief die Montespan die Wittwe Scarron, der sie stets wohlwollend sich bezeigt hatte, um die erste Erziehung und den frühesten Unterricht ihrer Söhne zu überwachen.

Unsere Freundin, die wir als das schüchterne Kind Françoise kennen gelernt und lieb gewonnen haben, war nunmehr eine Frau von dreißig Jahren, die bei aller Einfachheit eine edle Eleganz, den Abglanz ihres Charakters zur Schau trug; sie war stets liebenswürdig, höflich und immer bereit, einen Jeden der sich ihr nahete, zu verbinden.

Der König, der ein guter Vater war, sah oft nach seinen Buben und lernte die Erzieherin kennen. Er war damals erst sechs und zwanzig Jahre alt, obgleich er schon den Inhalt eines Jahrhunderts durchlebt hatte.

Die Erscheinung der Madame Scarron war dazu geeignet, den König auf eine ihm unerklärliche Weise zu berühren, die von derjenigen sich vollständig unterschied, die in ihm der Anblick einer schönen Frau durch frisch bewegten Pulsschlag hervorrief.

Sie sah einem alten Bilde gleich, das er einmal in der Kirche gesehen hatte. Der schöne Kopf war stets mit einer Kaputze aus dichten, schwarzen Spitzen um-

geben, dies verlieh ihm einen Ausdruck von Strenge, die also zur Schau getragen, mit den Empfindungen des Königs in augenblicklichen Widerspruch trat.

In den Zügen Françoise herrschte jedoch ein wonniger Dreiklang: Glaube, Liebe, Schönheit. Eines und dasselbe Wort, eine und dieselbe Bedeutung. Das war freilich dem Werke eines alten, frommen Malers zu vergleichen, außerhalb der rauschenden Zeit des Tages, und unbegriffen von den Höflingen und ihrem Anhang.

Der König begnügte sich damit, ihre Unabhängigkeit zu sichern und kaufte für sie das Landgut Maintenon, welches ihr zweitausend Livres Jahresrente verschaffte.

Sie nahm das Geschenk demüthig an. Das ist Alles. Die Annäherung des allmächtigen Gönners warf keinen Schatten auf die in ihrem Innern leuchtenden Sonnenstrahlen. Sie dachte an ihr Werk, dem sie ihr Leben bisher geweiht; hier erschien es übermenschlich, aber nur um so heiliger, reiner, erhabener.

Es handelte sich hier nicht mehr um Ergötzlichkeiten, die man nach Laune erwählt, um sie nach dem „bon plaisir" mit andern zu vertauschen. Das Wahre und Tiefempfundene von dem Schimmer einer ungekannten, ja ungeahnten Leidenschaft umleuchtet, fand den Weg zum Ziele.

Der König verdammte das, was die Lust und das Ergötzen seines Hofes war, was er selbst hervorgerufen, gehegt und gepflegt hatte. Er erröthete, wenn er jener Frauen ohne Leidenschaft und Liebe gedachte, die selbst

das Laster noch herabwürdigten durch ihre Gemeinheit und Treulosigkeit. Der Ungestüm des Bewußtseins seiner Machtvollkommenheit möchte die jungen Wüstlinge mit glühendem Eisen zeichnen, da sie unwürdig waren, den Namen ihrer Vorfahren zu tragen.

Diese Verstimmung ließ er so zu sagen stoßweis laut werden. Allein immer wieder erwachte in ihm der starke Glaube an seine Allmacht, die in allen Dingen Gesetz und Richtschnur sich selbst ertheilte.

Die Montespan blieb seine Maitresse, obschon er sie nur selten am Hofe sah.

Wie Françoise — wir wollen den Namen hier noch beibehalten, denn die ihn trägt, ist ungeachtet ihres merkwürdigen Lebensweges und ihrer großen Erfahrungen, stets dieselbe geblieben — wie Françoise auf die stolze Montespan einwirkte: daß diese aus sich den König aufgab, und sich in ein Kloster zurückzog, darüber weiß ich nichts zu berichten. Sie starb als Ordensschwester der „Töchter des heiligen Jacob." Sicherlich waren es nicht die gleißnerischen Künste der heuchlerisch frömmelnden Betschwester, die sie dazu bewogen, um sich an ihre Stelle als Maitresse festzusetzen.

In ihren Unterhaltungen sprach Françoise dem König von den großen und schönen Dingen, die von ihm nur allein auszuführen seien. Er war ein aufmerksamer Zuhörer.

Das war ein ihm fremder, beseligender Zustand,

den er mit aller Macht, die ihm zu Gebote stand, festhalten wollte.

Seine bisherigen verbuhlten Händel erschienen ihm sammt und sonders wie ein gährender, säuernder Stoff, der sich immer nur durch einen Knall entlud, um sogleich wieder frische Blasen zu bilden.

Wann er zurückschaute, so war es eine Masse von Schönheit aller Art, die Köpfe blond, braun, freudig, traurig, ernst und lachend. Das Schönste war nicht herauszufinden. Keine von allen verdiente Königin zu sein. Die ihm angetraute war es aus politischen Gründen geworden. Sie war nun todt; seine Hand war frei. Und er sah sich seiner bisherigen Sphäre enthoben.

Es war ihm, als wenn er jetzt, nach einer wild durchlebten Jugend, zum Mann herangereift wäre.

Er machte Françoise zu seiner Gemahlin und ernannte sie zur Marquise von Maintenon.

Sie wußte nichts, als ihm, neben der ergebensten Versicherung beständiger Liebe und treuer Ergebenheit, die von innerster Freude durchglüheten Worte zuzuflüstern: „sie hoffe Alles von seiner ernsten Miene, von seinem gesetzten Wesen, das er nun schon lange zur Schau trage, um mit ihr zum Altare zu gehen.“

„Was ich erlebe, ist ein Gedicht!“ rief er entzückt.

„Ich wünsche sehnlichst, Sire, daß Ihr Herz ruhiger schlage; geht es nicht anders, so müßte Ihr oft bewähr-

ter Heldenmuth den Frieden gewaltsam erzwingen, bis daß er zur Gewohnheit ward. Dieser Friede ist das einzig wünschenswerthe Gut hienieden. Ich habe Ihr Herz noch nicht ergründet; Sie selbst sind vielleicht noch nicht so weit gelangt; Sie haben es nicht versucht, nicht daran gedacht. Wagen Sie es nur einmal recht ernstlich, um Das zu entdecken, was sich mit dem Gedanken an die gnadenvolle Liebe nicht vertragen will. Reißen Sie es aus, wie man Unkraut ausreißt. Das ist der Preis des Seelenfriedens, wenn Sie ihn wahrhaft wollen. Und wollen Sie ihn nicht, so sage ich Ihnen, Sire, Sie müssen ihn wollen. Die Erde gehört den Menschen, das Herz der Menschen allein Gott. Ich denke nicht an eine grämliche Absperrung, die jeden Nebenmenschen zurückweist und jedes hilfreiche Beispringen ihm versagt. Das wäre ein grober Irrthum. Man lebt mit dem Nebenmenschen und liebt den Nächsten, wie sich selbst. So liebt man Gott, wie Er geliebt sein will. Aber man darf nicht Tröstungen von den Menschen verlangen; denn Gott allein spendet Trost. Man begehre auch nicht die Liebe von den Menschen; denn Gott allein vermag zu lieben. Und was man nicht von den Menschen begehren kann, ist auch Niemand im Stande, Ihnen aus sich selbst nach eigener Willkür zu ertheilen. Denn wir besitzen es thatsächlich nicht. Trost und Liebe muß zuerst Gott aufgeopfert werden, um dann von dem Herrn die Weihe der Caritas zu

empfangen, durch welche unser Mitgefühl für den Nebenmenschen erst heilsam wird.“

So sprach Françoise d'Aubigné, Wittwe Scarron, zu Ludwig XIV., ihrem Gemahl.

Die Worte, in ihrer nackten Einfachheit, wurden von ihm nicht widerlegt. Die Leidenschaft schwieg.

Diese Unterhaltungen wurden in stets gleicher Strenge fortgeführt.

„Ihr Ehrgeiz, mein königlicher Herr, ist darauf gerichtet, sich von der Welt über Alles geliebt, angebetet zu sehen. Darin liegt die größte Gefahr für Sie; ersticken Sie diesen Trieb sobald als möglich; vergönnen Sie ihm nicht, so lange Sie zu beherrschen, bis zu dem verhängnißvollen Zeitpunkt, mit dem die Jugend uns verläßt. Wie sie bei'm Erwachen unsers Bewußtseins die Pfade mit Verlockungen bestreut, so werden wir, treten wir in das höhere Alter, aller Täuschungen inne, und unsere Reue dient uns nur zur Vermehrung unsers Kummers. Was uns das Leben geboten, zeigt sich dann in seiner Nacktheit. Was blieb uns von unsern längst verjährten, nichtigen Einbildungen? Wie flattern sie jetzt umher, die elenden Behänge, die sie einst umschleierten? Wir stellen uns an, als verachteten wir das Leben in der Welt — umsonst! — Das Leben und die Welt will nichts von uns wissen, Ihr großes Herz, Sire, ahnt in diesem Augenblick noch nicht diesen vernichtenden Abgrund; allein ich darf es Ihnen nicht

verschweigen, da Sie mir, stillschweigend zuhörend, das Recht dazu gegeben haben, daß sich in dem furchtbaren Abgrund ein Schutt ansammelt, der jeden höhern Aufschwung nicht mehr gestattet. So komme ich denn immer wieder darauf zurück: um Gott ganz sein eigen zu nennen, muß man sich zuerst nur Gott allein hingeben. Vollständig.

„Alles fremde, unkeusche Gefühl, das von langer Zeit im Herzen glühete, muß gelöscht werden. Aber nicht blos dadurch, daß darauf leichthin geblasen wird — nein! sondern gründlich zerdrückt und erstickt. Unterläßt man es, so wird der Friede nimmermehr erlangt. Ich verstehe darunter eine vor dem Priester abgelegte Beichte, und nicht etwa eine Mittheilung im Vertrauen an einen Andern. Jenes ist die Demuth in tiefster Zerknirschung, die sich selbst anklagt; das Letztere ist das Bekenntniß einer Schwachheit, die deshalb entschuldigt sein will. Und der Grund von beiden Arten der Mittheilung liegt gemeinsam in den Worten: „Mein Herz sucht etwas, was ihm fehlt."

„Ein solches Wort darf man jedoch nur auf den Knieen, in Gegenwart Gottes, aussprechen, wenn es Erfolg haben soll."

Sie schwieg. Ludwig, der ihr noch manches vorklagen wollte, schwieg auch.

Er verließ sie, ging in die Kapelle und ließ den Père La Chaise, seinen Beichtvater, kommen.

So schuf sie den sinnlichen Despoten in einen Frömmler und Jesuitenschüler um! — —

Leider waren ihre Bemühungen nicht im Stande, den König zu einem gläubig frommen, Gott demüthig ergebenen Christen zu bekehren.

Seine Gemahlin Maria Theresia, Tochter Philipp's IV. von Spanien, hatte ihm sechs Kinder geboren, von denen fünf im kindlichen Alter starben, und nur sein Sohn, der Dauphin Ludwig, am Leben blieb.

Durch ihn erschien die Nachfolge auf den Thron gesichert. —

Was Françoise bisher erduldet, was sie mit ungebrochener Kraft ertragen, was sie mit rastlosem Eifer zu bekämpfen bemüht war, entgeht jeder Schilderung. Gewöhnliches Urtheil würde sie unglücklich nennen, denn der Gedanke an sinnlichen Ehrgeiz fiele wohl Niemand ein. Sie beherrschte den König nicht, der nicht aufhörte, nach „l'état c'est moi" für sein ganzes Volk denken, handeln und genießen zu wollen, und im heißen Sprudel des Affects, in der blutigen Verwickelung von Intriguen und Schlachten, aller Besinnung los und ledig wurde.

Allein Françoise war nicht unglücklich. An ihr bewährte sich das Wort: „die Kraft des Felsen erscheint

nie großartiger, als wenn die Brandung daran aufsteigt und seinen Gipfel erreicht."

Sie überblickte klar die Lage der Dinge. Durch das rasch auf einander folgende Hinsterben der königlichen Kinder, das sich sogar auf alle Enkel mit erstreckte, und, lächerlich genug, einem Frieselausschlag zugeschrieben wurde, der die Dynastie und gerade nur diese hinraffte, kam Françoise auf den Gedanken, daß die Sterbefälle durch das Gift des Herzogs von Chartres herbeigeführt wurden, der später als Herzog von Orleans, während der Minderjährigkeit des Urenkels Ludwig XIV., als Vormund des jungen Königs, den er zum vollendetsten Taugenichts zu erziehen gedachte, die Regentschaft uneingeschränkt, nach zügellosester Willkür führte. Denn auch der Dauphin war plötzlich, ohne vorhergegangene Krankheit, in seinem fünfzigsten Jahre vom Leben geschieden.

Das verlieh Françoise den Muth, den König mit dem Aufgebot ihres mächtigen Einflusses zu einem Schritte zu veranlassen, der noch nie da war, der selbst bei den hohen Richtern, die ihn zu bestätigen hatten, Erstaunen und Bedenken hervorrief und im Volke einen ungünstigen Eindruck machte, das sonst sich daran gewöhnt hatte, alle Verfügungen des Königs fast anbetend zu empfangen.

Man weiß, daß die „frömmelnde" Marquise von Maintenon die Söhne der Montespan vom König Lud-

wig XIV. als legitime Prinzen von Geblüt anerkennen ließ, und ihnen damit das Recht auf die Thronfolge sicherte.

Das that sie, weil sie diese Söhne kannte, deren Herz und Geist sie gebildet, die sie nach christlichen Grundsätzen erzogen, für die sie einstehen zu können glaubte, wenn sie auf dem höchsten Platze Frankreichs Wohl zu bewahren hätten.

Sie that es nicht, wie man von anderer Seite sagt, aus thörichtem Haß gegen das Haus Orleans, sondern weil sie in dem Orleans, der jetzt noch Herzog von Chartres heißt, das lasterhafte Verbrechen deutlich vor sich hatte.

Obschon sie seinen Orgien niemals beigewohnt, so war ihre Einbildungskraft geeignet, sich das Ungekannte in der furchtbarsten Gräßlichkeit vorzustellen, wenn diese gleich noch hinter der Wirklichkeit zurückstand, weil ihr das schlüpfrig Verführerische fehlte.

Françoise wußte nichts von dem Orden der „Honigfliege," den die Maitresse des Herzogs von Chartres, unter gewissen Bedingungen und Angelobungen, während der „nuits blanches" zu vertheilen hatte.

Dafür aber kannte sie den armen Apothekersohn, der als Abbé in Paris aufgetreten war, sich als gewandten Weltmann, tauglich zu allerhand Geschäften, einführte, und dann der Hofmeister des Herzogs von Chartres wurde. Der Mensch hieß Dubois und gehörte viel-

leicht zu den Schöngeistern, die sich bei Scarron zu versammeln pflegten.

Françoise kannte ihn. Ihn beherrschte damals eine ehrsüchtige Flatterhaftigkeit. Er sah häßlich wie die Sünde, war unverschämt und feig, und der würde des Regenten, seines ehemaligen Schülers, rechte Hand sein. Frankreich würde, vom Laster verrathen, durch die Entehrung gerettet werden sollen. Das mußte und sollte durch ihr Vorgehen für die als legitim anerkannten Prinzen verhütet werden. Die Welt hat es erfahren, wie die Dinge nach Françoise's Tode wurden, als Orleans seinen schändlichen Handlanger Dubois nach einander Bischof und Kardinal werden ließ. Natürlich nur dem Titel nach. Bei dem ersten mit der Bedingung: daß er einen Bischof fände, der ihm die Weihe ertheile. Man sagt, es habe sich einer dazu herbeigelassen. Der Kardinal ward ihm in Folge von Hofintriguen von dem Regenten ertheilt, wie jeder andere beliebige Titel.

Welche Zeiten! welche Schändlichkeit überall, wohin man die Blicke wendet!

Das war denn doch eine eigenthümliche, beneidenswerthe Stellung, die auf den damals mächtigsten Herrscher eine solche Gewalt auszuüben vermochte. Da ließ sich denn wohl mancher Verdruß, manches Aergerniß hinnehmen und verschmerzen. Wer würde deswegen in

das gemeine Leben sich zurückbegeben wollen; wer wollte dem großen Loose entsagen und dies nicht für eine moralische Erniedrigung ansehen?

Neben der Pflicht, der sie sich unterzogen, ist es Françoise ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit geworden, der unersättlichen Macht ihres Gatten und Herrn die Spitze zu bieten, die jeden Augenblick sich selbst zu verzehren bereit ist, wenn ihr ein ergiebiger Nahrungsstoff ausgeht. —

Die fähigen Köpfe, mit denen sich Ludwig umgeben hatte, die Colbert, Louvois, Turenne, Vauban, die seiner Regierung den hohen Glanz verliehen, der Welt Sand in die Augen streuten und bei den Franzosen zuerst die „Gloire“ emporsprossen ließen — wurden weder von ihm, noch vom Volke gehörig gewürdigt.

Nach seinem Wahlspruche: „l'état c'est moi,“ eignete er sich alle Erfolge zu; das Volk sah in jenen Männern nichts, als die Handlungen unterwürfiger Diener eines Despoten.

Colbert's großes Talent — es darf hier nicht von wirklichen Verdiensten gesprochen werden — sein ihm eigenes staatsöconomisches System auszuführen, und seine nach allen Seiten hin schöpferische Thätigkeit, die freilich des Volkes Pfennige nicht schonte, erbitterte dieses in so hohem Grade, daß es des Ministers Leichenzug störte und an dem Todten Rache nehmen wollte.

Nachdem Colbert gestorben, nahm die Lage eine an-

dere Wendung. Louvois, der Kriegsminister, trat an dessen Platz und war damit „Premier," „Reichskanzler," wie man's heute nennen würde. Er hatte ein tüchtiges Heer geschaffen, dem er es nicht an blutigem Exercitium fehlen ließ. Er war die eingefleischte Kriegsfurie. Ludwig war unersättlich, wenn es neuen Eroberungen galt, und Louvois war unermüdet, diesen Heißhunger wach zu erhalten, statt zu seiner endlichen Stillung die wirksamen Mittel zu ergreifen. Seine Raubzüge in den Niederlanden, der Pfalz, im Elsaß, die Plünderung und Zerstörung von Heidelberg, Worms, Speier, Mannheim sind die beredten Zeugen von des Himmels Langmuth, der diese Abscheulichkeiten geschehen ließ.

Hier war Françoise ohne jeden Einfluß auf ihren Gemahl. Wie ließe sich denken, daß sie mit Louvois die gemeinschaftliche Sache ergriffen hätte, nach Allem, was wir von ihrem bisherigen Leben erfahren und unsern Lesern getreulich berichtet haben!

Louvois sah jedoch wohl ein, daß ihm in der Gemahlin seines Herrn mit der Zeit ein Widerstand erwachsen könne, der ihn zum Weichen brächte. Er erlaubte sich anzügliche Bemerkungen, Mahnungen an den König, Verdächtigungen, und ging so weit die Heirath, da sie nun einmal geschehen, wenigstens öffentlich zu verläugnen.

Das ging zu weit. So ließ Ludwig nicht mit sich sprechen; auf solche Weise nicht in seine Handlungen

eingreifen, die ihn rein persönlich angingen und mit dem „l'état c'est moi“ nichts gemein hatten.

Der bisher allmächtige Minister empfing eine Behandlung wie der letzte Hofschranze.

Er hatte alle hohen Aemter und Intendanturen in sich vereinigt, und so waren auch die königlichen Bauten ihm untergeordnet.

Bei der Besichtigung des Parkschlosses Trianon in Versailles, fand der König, daß ein Fenster zu groß angelegt war, und ergriff diese Gelegenheit gegen Louvois, der ihn begleitete, eine beschimpfende Rede auszustoßen, und sich schnell entfernend, ihm nicht das Gehör seiner Entschuldigung zu gönnen.

Der Gekränkte soll, den Ort und die Anwesenden vergessend, den verzweifelten Ausruf gethan haben: „Ich bin verloren, wenn ich ihn mir nicht durch einen neuen Krieg vom Leibe halte!“ —

Es war andern Tages, im Gemache der Marquise von Maintenon, als er dem König Bericht von den Maßregeln erstattete, mit der Moselarmee vorzugehen und Trier einzuäschern.

Da flammte die Marquise, die Gemahlin des Königs, wie ein Wetterstrahl auf, und lag mit einem Wurfe zu seinen Füßen, die Hände über dem Kopfe ringend, in voller Verzweiflung.

Schnell traf sie das eisige Wort Louvois: „er habe um dem König Gewissensunruhe zu ersparen, den Be-

fehl zur Einäscherung der Stadt bereits, ohne dessen Vorwissen ertheilt.

Ludwig hatte bis dahin geschwiegen; jetzt sprang er auf, ergriff eine Feuerzange am Kamin und holte einen Hieb gegen den Minister aus, den die Marquise auffing und ihn zur Thür hinausdrängte.

Louvois starb aus Aerger, vergiftet, wie man sagt, kurz, die Welt ward von dem blutschnaubenden Menschen befreit, der gleich der Pest Leichen auf Leichen häufte, um den erbärmlichsten Nutzen für seinen verwünschten Hochmuth zu ziehen. Ein Charlatan des Gräuels. —

Leben der Marquise von Maintenon.

Zweiter Theil.

Wir haben es bis zu dieser Stelle mit Aeußerungen zu thun gehabt, die eine Bezeichnung „le Siècle de Louis XIV." in dem Sinne, die ihr gewöhnlich beigelegt wird, durchaus nicht rechtfertigen. Ich will jetzt meine Leser nach einer andern Seite blicken lassen, die eine Stelle in dem Gemälde einnimmt, welche jenen Namen mit Recht verlangen darf. Hier wende ich mich wörtlich an mein früher erwähntes Essay.

Trotz ihn verkleinernder Neider und Feinde, ward Racine als ein Dichter ersten Ranges anerkannt. Das Trauerspiel „Brittanicus" lag vollendet vor ihm und es bedurfte nur einer kleinen Arbeit, um es ausführbar

zu machen. Der dazu bestimmte Abend sah jedoch ein leeres Haus.

Die gewöhnlichen Zuschauer des Hotel de Bourgogne, die wohlhabenden Kaufleute der rue St. Denis waren dießmal nicht zugegen, weil sie dem Reize einer ersten Vorstellung nicht widerstehen konnten, die in einem der Volkstheater stattfand.

In dem Theater des Hotel de Bourgogne befand sich eine Bank gleich dem ehemaligen „Komödiantenbankel" vor dem Hofburgtheater in Wien, welche „le banc formidable" genannt wurde. Dort fanden sich die Autoren und Kritiker bei neuen Stücken ein, um ihre Meinungen darüber auszutauschen und zu loben oder zu verdammen. Bei der ersten Vorstellung des Brittanicus war Niemand zugegen. Nur Boursault, (wegen der wenigen Briefe an seine Babette zu den Klassikern gezählt), sah man allein im Parterre und Corneille der Große saß finster in dem Fond einer Loge.

Da konnte kein Interesse aufkommen; man wußte nichts von dem Erfolge zu berichten; die Neugier ward nicht angeregt und auch die acht folgenden Vorstellungen blieben daher unbesucht. Nur Boileau, der größte und anerkannteste Kritiker, neigte seine Perücke tief, umarmte Racine und rief ihm mit Emphase die Worte zu: „Voilà ce que vous avez fait de mieux!" Diese Huldigung vor aller Welt übertönte den Tadel, daß der fünfzehnjährige Brittanicus ein zu junger Held

für eine Tragödie und Nero zu grausam geschildert sei. Jetzt forschte man nach den Eigenschaften des Stückes, welche, nach Boileau's Ausspruch, alles Andere, was der Dichter bis dahin geschaffen, verdunkeln sollten.

In einem wirklich so schönen Werke, wie Brittanicus, war dies nicht schwer. Bei der nunmehr hervorgerufenen Absicht, Schönheiten zu finden, drang auch der minder geübte kritische Geist etwas tiefer als gewöhnlich in das Werk und man war erstaunt, kühne Gedanken in einer Weise ausgedrückt zu finden, wie sie nie zuvor bei Racine bemerkt wurde.

Die Hofleute unterließen nicht, durch das Recitiren einen hellen Wiederhall in den vergoldeten Sälen von Versailles zu erregen. Die Verse:

„Pour toute ambition, pour vertu singulière,
Il excelle à conduire un char dans la carrière,
A disputer des prix, indignes de ses mains,
A se donner lui-même en spectacle aux romains,
A venir prodiguer sa voix sur un théâtre,
A réciter des chants, qu'il veut qu'on idolâtre;
Tandis que les soldats, de moments en moments,
Vont arracher pour lui les applaudissements" —

welche Nero charakterisirten, machten auf Ludwig XIV. einen solchen Eindruck, daß er den Entschluß faßte, nie mehr in Balleten, wie er früher gethan, aufzutreten, und obgleich er nur „le Soleil" oder „Apollon" und dergleichen vornehme Personagen darstellte, so fand er es fortan, durch Racine belehrt, unter seiner Würde,

den Sonnenhelm oder die Lorbeerkrone auf eine Perücke zu drücken, die nur dazu bestimmt war, die ehrwürdigen Goldreife Dagobert's und Childerich's in ihrem Lockenwald zu verbergen. —

Neben Racine stand nur noch Corneille. Dieser steht in seiner rauhen Stärke, in seiner ruhigen Einfachheit nicht über ihm. Man kann auf sie Beide ein Wort anwenden, welches Jean Paul bei dem Vergleiche von zwei anderen Größen einmal äußerte: „Sie stehen nicht über, sondern neben einander — Beide nehmen zwei abgesonderte Gebirgsspitzen ein.“

Was aber Corneille als Dichter auszeichnete, das besaß er auch im Leben.

Ihn erfreute sein Ruhm. Allein nie begehrte er darnach, sich von dessen Fittigen über die Gränze, die seinen Verhältnissen durch die Geburt gezogen war, in eine Region tragen zu lassen, die ihn der Gefahr des Ikarus hätte aussetzen können. In diesem, im eigenen Gehege, blieb er von Neid und Mißgunst, von Bosheit und Verfolgung unangefochten. Bürgerliche Genügsamkeit und würdevolle Entsagung woben ein dichtes Netz um sein Dichterdasein, welches die Moskitostiche der Feinde abhielt und nur dem sanften Duft der Anerkennung und des Beifalls das Eindringen gestattete. Corneille erscheint neben Racine gleich einem durch innere Kraft gestählten Herzen. —

Dem Herzen Racine's hatten alle menschlichen Lei-

denschaften ihr Geheimniß im Stillen anvertraut. Bei dem Einkleiden einer Nonne weinte er wie diese selbst, aber ebenso konnte er mit dem Mädchen weinen, das der Geliebte verlassen hatte. Die geistreiche Sevigné sagte von Racine in ihrer frivolen Weise: „Er liebt Gott, wie er seine Mädchen liebte, und ist für die heiligen Dinge ebenso erglüht, wie er es früher für die profanen gewesen ist."

Racine hatte das nicht seltene Schicksal, daß ihm aus seinen Neidern Feinde wurden; aber er besaß auch das unselige Talent, sich mit seinen besten Freunden zu überwerfen.

Der große Molière, der vom König und dem Hof hochgeschätzte Schauspieldirector, hatte nicht nur Racine's Erstlingswerk: „Die feindlichen Brüder," zur Darstellung angenommen, sondern er selbst spielte darin.

Als nun aber Racine mit seinem „Alexander" herausrückte, erzürnte er Molière dadurch, daß er das Stück nicht ihm, sondern der mit ihm rivalisirenden Truppe des Hotel de Bourgogne überließ. Der Gedanke an seine wichtige Stellung zum Hofe, zum Könige, zu dessen Gemahlin umnebelte Racine so sehr, daß er glaubte mit den Ersten, wie gleich und gleich, verhandeln zu dürfen.

Seine „Berenice" widmet er Colbert, dem allmächtigen Staatsmann. In der Vorrede heißt es: „Auch die geringfügigsten Dinge, welche dem Ruhm

des Königs dienen, oder ihm Vergnügen machen, sind Ihnen, Monseigneur, von Wichtigkeit." — Wer sähe nicht, daß die scheinbare Bescheidenheit, welche in dem Vergleiche der Berenice mit den geringfügigsten Dingen liegt, in dem Nachsatze durch einen unmäßigen Stolz reichlich aufgewogen wird. —

Aber der Fall folgte diesem Hochmuth auf dem Fuße. Die Italiener, „les bouffes," brachten eine Parodie der Berenice auf ihre Scene, und Racine, der sich durch diese Ausübung eines Rechtes, welches den fremden Hanswursten zustand, in seiner eigenen Person lächerlich gemacht glaubte, beschwor Himmel und Erde gegen die Komiker, und als dieses nichts half, drohte er mit dem Entschlusse, das Dichten aufzugeben. Der nach Zerstreuung jeder Art lüsterne Hof hatte bei der Parodie ebenso sehr gelacht, als bei dem Trauerspiele geweint, und da das Vergnügen bei jener Wirkung überwiegender war, so überhörte man die Drohung und überließ es dem Dichter, sich durch ein neues Werk wieder in Erinnerung oder durch sein Schweigen in ewige Vergessenheit zu bringen.

Racine war so gescheit, das erstere zu wählen. Er schuf, nicht ohne Beziehung auf die am Hofe bestehenden Verhältnisse, die Tragödien: „Bajazet," „Mithridate," „Iphigénie en Aulide." Eine ununterbrochene Reihe großer Erfolge, die seine Feinde zu einer Verschwörung gegen ihn aufstachelten, die von ihm

allein nicht bewältigt worden wäre, wenn ihm nicht unerwartet ein glänzender Stern neuer Hoffnung, neuen Glückes geleuchtet hätte.

Kaiser Karl der Große hatte die Gebeine des heiligen Cyrus (St. Cyr) nach Frankreich gebracht. Der Name hat eine symbolische Bedeutung, wie etwa der Cid, Herr; nur noch höher. Cyrus bedeutet griechisch: Kraft, Macht; persisch: chur, die Sonne, daher der König-Cyrus; hebräisch Koresch und so mehr.

Zuerst wurden die Reliquien nach Lyon, dann an verschiedenen Orten und zuletzt in Compiegne, dem bis zur Stunde oftgenannten Jagdschlosse, untergebracht. St. Cyr wurde als Stifter des Ordens vom Berge Carmel, oder als Abt dieses Ordens verehrt.

Die Abtei von St. Cyr, die wenigen Mönche, die in dem weitläufigen Gebäude wohnten, wurden nach einem Kloster ihres Ordens verpflanzt, und die Marquise von Maintenon ihrer eigenen, von Nahrungssorgen und Gefahren umgebenen Jugend gedenkend, gründete ein Asyl für bedrängte, schwankende, jugendliche Seelen. Vor der Ausführung des Planes hatte sie gelehrte Männer, Priester und Rechtsgelehrte zu Rathe gezogen, die ihr Beispiele aus der Geschichte von ähnlichen Vereinen, zu gleichen Zwecken gestiftet, anführten.

Dadurch in ihrem Vorhaben bestärkt, widmete sie der

„Maison de St. Cyr“ die zärtlichste Fürsorge, eine wahrhafte Mutterliebe. —

Um den jungen Mädchen eine schickliche Erholung zu gönnen, wurden allerlei Verse angefertigt, hausbackene Waare, im Hause selbst verfaßt, und für den Bedarf nothdürftig eingerichtet, und der Jugend erlaubt, diese Sachen auswendig zu lernen, und laut vorzudeclamiren.

Die Ergötzlichkeit war vom Lehrerpersonal erfunden, und wurde vor dem Könige, der Frau Marquise und einigen, zur Intimität gehörigen Personen aufgeführt. Es war nicht zu verwundern, daß sich auf dem allerhöchsten, den übrigen höchsten, und hohen Antlitzen die gräßlichste Langweile malte. Man fand, daß einige der jungen Damen sehr schön rezitirten, und mit Verstand und Gefühl begabt seien, allein man bedauerte, daß sie keine bessere Gelegenheit erhalten hatten, diese Vorzüge im rechten Lichte zu zeigen.

Man sprach davon, aus den größten und besten Dichtern Fragmente zu wählen und diese von den Damen declamiren zu lassen. Allein die Wahl mußte eine sehr strenge, wohl überlegte sein und versprach wenig Ausbeute, da die größten Schönheiten nur stets die Verherrlichung sinnlicher Leidenschaften enthielten, wie es sich durchaus nicht mit der Erziehungsanstalt vertrug. Da kam Frau v. Maintenon auf einen glücklichen Gedanken. Sie hatte stets ihre Gunst über Racine ausgebreitet und feindselige Angriffe auf ihn

hatten ihr großes Mißfallen erregt. Hier war der Moment gekommen, ihm Gelegenheit zu einem neuen Triumphe zu bereiten, bei dem er zugleich den giftigen Einflüssen von Außen gänzlich entrückt war. Er sollte eine Dichtung für die Damen von St. Cyr liefern, deren Erfolg nur von dem Beifall der Majestät und ihrer engsten Umgebung abhängig sein würde, in deren Strahlenglanz keine mißliebige Kritik Eingang fände, noch viel weniger aber sich nach Außen, für das profanum vulgus, entladen dürfte. Die Frau von Maintenon ließ Racine kommen und bestellte bei ihm ein Gedicht in Absätzen, Gesängen und Strophen, wozu sie ihm das Thema „Esther" gab, deren Schicksal sie in einigen Stücken gern mit dem ihrigen verglich. —

Racine ging überglücklich an die Arbeit. Wie von selbst nahmen die abgerissenen Strophen und Gesänge einen innerlich zusammenhängenden Gang, und aus den geübten Händen des Dichters gleitete ein einfach rührendes, von reizenden Versen erfülltes Drama auf das Papier, welches aus dem alten Buche „Esther" manchmal wörtlich geschöpft war. Als Racine sein Werk der hohen Gönnerin überreichte, wurde sie von der dramatischen Form unangenehm berührt, söhnte sich aber nachher damit aus, als sie den schönen Inhalt kannte, und unterzog sich mit innigem Vergnügen der Mühe, das Stück selbst den geliebten Zöglingen einzustudiren.

Das war ein buntes Treiben in dem sonst so regel-

mäßigen Hause von St. Cyr, wie es nie erlebt worden war. Alles war von Eifer durchdrungen, und die Fräulein freuten sich noch nebenbei über die schönen Costüme. Mademoiselle de Caylus, die im Hause erzogen und erst seit Kurzem daraus entlassen war, drang in die Patronin des Instituts, ihr doch auch eine kleine Rolle zuzutheilen.

Es war keine Möglichkeit dazu vorhanden, alle Rollen waren bereits auf die schicklichste Weise vertheilt und keine Freundschaft reichte so weit, seine Rolle für die frühere Gefährtin zu opfern. Frau v. Maintenon hätte sehr gewünscht Demoiselle de Caylus zu verbinden, welche sich der Thränen nicht enthalten konnte und in ihren schönen, halbaufgelösten Flechten einer büßenden Magdalena gleichsah. Der weiche Poet blickte mit inniger Theilnahme auf das reizende Mädchen, und richtete alle seine Denkkraft darauf hin, wie er hier Hilfe bringen könne. Die ganz absonderliche Gelegenheit, die nie dagewesene Erscheinung, der Ort, Alles schien hier eine poetische Einleitung zu erheischen. Hatte er es in der Tragödie selbst nicht an Anspielungen fehlen lassen, die für die Marquise de Maintenon feine Complimente enthielten, so bot sich ihm jetzt noch eine Seite dar, solche directer und wirksamer an ihre Adresse gelangen zu lassen. Esther sollte einen Prolog erhalten und zwar einen, der im Costüme vorgetragen würde.

Die schöne Magdalena steckte ihre Flechten auf und

befestigte einen weiten Schleier daran, die Rührung und die Thränen im Blicke aber entfernte sie nicht, und so trat sie vor die hohe Versammlung und sprach im Charakter der „Piété“ den schönen Prolog, den Racine mit feiner Galanterie für das reizende Kind verfertigt hatte und der nunmehr wahrhaft geschickt die Tragödie einleitete.

Der König, die Damen, die Hofleute waren entzückt. Man urtheilte übereinstimmend, daß nichts Schöneres und Rührenderes jemals gesehen worden sei. Alles zerfloß in Thränen. Die Frau Marquise wurde mit Lobeserhebungen überschüttet, weil sie zu diesem Feste Veranlassung gegeben und bei der Ausführung so thätig mitgewirkt hatte. Alles, was man ihr spendete, ließ sie mit graziöser Bescheidenheit auf den überglücklichen Racine niederströmen, der von nun an ihr erklärter Günstling wurde.

Der Dichter wurde bei den sogenannten „petites réunions“ zugelassen, und das war eine Gunst, nach welcher die angesehensten und vornehmsten Personen vergeblich angelten.

Damit das Publicum über diese Tragödie, mit welcher eine neue Epoche für das französische Theater anzubrechen versprach, sein Urtheil aussprechen könne, wurde den Zöglingen des Hauses von St. Cyr die Erlaubniß zum Drucke gegeben; allein mit dem Beisatze, daß die Dichtung nicht als Tragödie auf dem Titel bezeichnet werden dürfe, um jeden Anstoß zu vermeiden, den dieser

der profanen Kunst entlehnte Titel erregen könnte. Man gerieth darüber in eine kleine Verlegenheit, da das Kind doch einen Namen haben mußte. Das den Damen ertheilte Privilegium half ab; es gab folgende Bezeichnung an: „Esther, ouvrage de poésie, tiré de l'écriture sainte, propre à être récité et à être chanté."

Racine befand sich wohl in seinem neuen Verhältniß. Die Sonne, in deren Strahlen er sich wärmte, war die belebende Macht an diesem Hofe. Frau v. Maintenon schätzte den Dichter wahrhaft, sie traute seiner Ergebenheit, seiner Aufrichtigkeit. Er hielt sich fern von den Intriguen, er lebte still seinen Studien, er war wohl bewandert in der heiligen Schrift und seine Verse athmeten strenge Religiosität und lasen sich, als hätte man die Capitel des alten Testaments mit wohlklingenden Reimen versehen und sie in die federgleich zuklappenden Cäsuren gefügt, um sie als hochtönende Alexandriner vor der modernen Welt Parade machen zu lassen. Diese Regeneration frommer Sprüche und heiliger Wahrheiten erschien der strengen Marquise als ein sehr verdienstliches Werk. Racine, dem eine solche Gunst der Gesinnung nicht entgangen war, dachte zwar nicht daran, sich dadurch große leibliche Vortheile für seine Stellung zu erringen, aber sein Stolz wurde erregter und sein Selbstbewußtsein, welches daraus erwuchs, bereitete ihm arge Täuschungen.

Im Besitze so hohen Vertrauens, täglicher Zeuge der

intimsten Gespräche über die Verwaltung, über die politischen und diplomatischen Beziehungen Frankreichs, öffnete sich seinem leicht erregbaren Geist eine neue Scene, die sein poetischer Sinn mit Tragödienfiguren bevölkerte, die er in dramatischen Rapport zu einander setzte und in Conflicte brachte, zu denen er endlich als „bühnenkundiger" Mann eine rechte und gerechte Entwicklung und Löhnung zu finden bemüht war. In dieser Chimäre bestärkte er sich so, daß er am Ende daran glaubte, sich eine hohe staatsmännische Divination zuschrieb, und fest vertraute, die Welt werde sich nach seinen müßig ersonnenen Hirngespinnsten gestalten: ein Fehler, in welchen gar oft Gelehrte und Dichter fallen, wenn sie das Reich gelehrter Forschung und poetischer Träumerei verlassen und aus ihrem magnetischen Halbschlafe in den Zustand praktischer Clairvoyance zu gelangen vermeinen.

Die buntesten Pläne durchkreuzten den Kopf des Dichters; überall mochte er eingreifen, Mißbräuche abstellen, auf Verbesserung dringen. Er theilte seiner hohen Beschützerin Vieles davon mit und suchte sie dafür zu interessiren. Ihr kühler Verstand erkannte jedoch in Allem Racine's Unzulänglichkeit, und sie hatte nur immer einen und denselben Rath für ihn in Bereitschaft: sich um solche Dinge nicht zu kümmern, weil er dadurch Interessen verletze, die ihn um die Gnade des Königs bringen könnten. Dies reizte Racine's Empfind-

lichkeit; es war ihm unerträglich mit Allem an der Schwelle abgewiesen zu werden. Da gerieth er auf einen, wie er meinte, glücklichern Einfall. Die fromme Frau Marquise hatte ein weiches Herz, stets offen und empfänglich, wenn es von dem Elende, welches die unteren Classen drückt, berührt wurde. Dieses Elend wollte er zum Gegenstande seiner Forschungen machen, er wollte in die Hütten und Höhlen des Jammers steigen, wo Hunger, Krankheit, Verwahrlosung brüten und das herrliche Ebenbild Gottes selbst dem Mitleide entziehen und zum Scheusale werden lassen, zum Fluche der Gesellschaft durch Ehrlosigkeit und Verbrechen. Dann wollte er den Urquellen dieser erbarmungswürdigen Zustände nachspüren und die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit des Königs aufrufen, sie auf ewig zu verstopfen.

Als er diesen Gedanken mit großer Empfindsamkeit vor seiner Gönnerin in beredter Weise entwickelte, konnte es nicht fehlen, daß sein Vortrag ein gewisses Wohlgefallen in ihr hervorrief; als er jedoch davon sprach, den Gegenstand in einem gedruckten Memoire dem König zu Füßen zu legen, zogen sich ihre schönen Brauen zusammen und ihre Miene verrieth Besorgniß und Bedächtigkeit. —

Seit der Aufführung der „Esther," waren nun schon zwei Jahre verstrichen und Racine wurde daran gemahnt, sein müßiges Dahinschlendern am Hofe durch ein

ernsthaftes Stück Arbeit wieder einmal zu unterbrechen. Die Frau Marquise übergab ihm eines Tages die heilige Schrift, wo die Capitel 9. 10. und 11. des „vierten Buches der Könige“ aufgeschlagen waren. Diese ernste Beschäftigung sollte dem auf fremden und unpassenden Gebieten herumschweifenden Genie wieder einen bestimmt begränzten Spielraum gewähren und zugleich einem längst gehegten Wunsche der frommen Frau entsprechen. Frau von Maintenon resumirte den Inhalt in folgender Weise: „In derselben Stadt leben zwei Geschlechter der königlichen Race, getrennt durch Haß und Blutvergießen. Das eine sitzt siegreich auf dem Thron, der Abgötterei verfallen; das andere ist überwunden, aber im Besitze der Nationalreligion. Im Tempel wird ein Kind, der königliche Sproß, geheimnißvoll bewahrt. Nach außen aber drängen Usurpation und Recht, Religion und Götzendienst unwiderstehlich auf einander los und über Allen waltet der ewige Wille Jehovah's, des Gottes der Rache. Hier das in den undurchdringlichen Schleiern des Allerheiligsten aufbewahrte königliche Kind Joas; dort die mit aller irdischen Macht bekleidete, blutige Königin Athalia, dem Baal opfernd. Nach Gottes ewigem Rathschlusse war die Erhaltung des Knaben Joas, jedoch nicht, damit er dereinst König werde, sondern damit aus ihm, die unmittelbare Nachkommenschaft sich fortpflanze, aus welcher der Heiland geboren werden

sollte. Mit dem Knaben Joas besteigt einer der Ahnherrn des Messias den Thron, nach dem alle Gerechten seit dem höchsten Alterthume ihre hoffnungsvollen Blicke richteten."

Welch eine Aufgabe für Racine! Mit aller Kraft seines Geistes durchdrang er sie, um sie seiner würdig zu vollenden. Plötzlich zerstoben seine Welt- und Staatsverbessernden Ideen und wie bei den Dissolving-Views verschwammen alle seine hängenden phantastischen Gärten voll philanthropischer Asyle, Spinnhäuser, Volkswerkstätten, Spitäler und durch ihre zerfahrenden Linien brach die Pracht des Salomonischen Tempels in fester Form; der Hohepriester trat aus dem Gezelte, welches die Bundeslade den Blicken entzog, und die Stimmen der Jungfrauen vermählten sich mit den Klängen der Saitenspiele.

Racine wurde nicht mehr gesehen; Tagelang saß er an den Schreibtisch gebannt und warf Verse auf das Papier, die zu den schönsten gehören, welche in dem französischen Sprachgebiete gehört wurden. Aber in dieser Einsamkeit überfloß manchmal seine Seele von lange niedergekämpfter Bitterkeit und ein Groll machte sich Bahn, den früher erfahrene Unbill erzeugt hatte. Er selbst täuschte sich über manches Harte in seinen Aeußerungen, wenn seine fließenden, harmonischen Verse nur die Härte umhüllten. An diesen selbst würde jede Härte vor der unbarmherzigen Feile gewichen sein; die

Härte aber der in den Versen niedergelegten Gedanken that ihm wohl, und dünkte ihm eine erlaubte Rache.

So hatte er denn auch, neben manchem Andern, folgende Verse stehen lassen, die er dem lieblichen Judenmädchen Salomith in den Mund legt:

Hélas, dans une cour où l'on n'a d'autres lois,
Que la force et la violence,
Où les honneurs et les emplois
Sont le prix d'une aveugle et basse obéissance;
Ma soeur, pour la triste innocence,
Qui voudrait élever la voix?

Diese Verse, auf den Hof Athalia's angewendet, hatten durchaus nichts Anstößiges; allein unter den obwaltenden Umständen konnten sie einer für Racine sehr gefährlichen Deutung kaum entgehen. Diese und ähnliche Stellen waren nach Außen gedrungen; man wußte nicht wie. In den Palästen haben die Wände Ohren, wie das Sprichwort sagt. Vielleicht hatte Racine im einsamen Studienzimmer seine Verse selbst recitirt, vielleicht hatte er sie einem vertrauten Feinde mitgetheilt. Wer sein Geheimniß verrathen sieht, trägt allein die erste Schuld. Seine Freunde drangen in ihn, diese Ausbrüche zu unterdrücken; man gab ihm zu bedenken, daß er seine ehrenvolle Stellung dadurch in Gefahr bringe; er gab nach und strich.

Allein der leise Wind, der große und kleine Neuigkeiten auf seinen Schwingen den Mächtigen zuträgt, war auch hierbei auf gewohnte Weise geschäftig gewesen

und hatte gegen das neue Trauerspiel „Athalie“ eine Mißstimmung hervorgerufen, welche ihm alsbald die ersten Schritte erschwerte. Es waren keineswegs Intriguen, sondern der Dichter selbst war es, der es verhindert hatte, daß das Werk wie Esther in dem Hause von St. Cyr zur Darstellung kam. Allein ganz aufgegeben durfte es deßhalb nicht werden und Frau v. Maintenon setzte es durch, daß es in ihren Zimmern zu Versailles, von eben jenen Fräulein von St. Cyr, jedoch nicht im Costüm, sondern in ihren gewöhnlichen Kleidern dargestellt werden dürfe. Der Erfolg war wieder so glänzend, daß der Vorstellung alsbald in derselben Weise eine zweite folgte. Damit aber war es aus; Racine's Stern war untergegangen. —

Erst elf Jahre später wurde an Athalie gedacht. Die Aufführung fand in St. Cyr statt, und ein Schauspieler von Profession, der alte Baron, spielte den Hohenpriester Joad und versah zugleich das Amt eines Regisseurs, wie man es heutzutage nennt.

Alle übrigen Rollen füllten Standespersonen aus. Athalie gab die Präsidentin von Chailly, Abner der Herzog von Orleans, Josabeth die Herzogin von Bourgogne, das königliche Kind Joas war der junge Graf d'Espare, den Götzenpriester Nathan gab der Herzog von d'Ayen, die liebliche Salomith sang die Gräfin von Noailles und Zacharias war ein Herr von Champeron. —

Racine war inzwischen in jener langen Zeit poetischer Unthätigkeit wieder in seine politischen Träumereien gerathen. Das Elend des Volks lag ihm am Herzen; er glaubte wieder einmal an seinen Einfluß, an seine Stellung, an seinen ruhmvollen Namen. Er führte den lang gehegten Vorsatz aus, und schrieb eine umständliche Abhandlung über die Ursachen des Elends im Volke, in welcher er Mißbräuche der Verwaltung aufdeckte und Vorschläge zu ihrer Abstellung machte. Er zweifelte nicht, daß man ihn hart angreifen würde, aber er hatte sich schon gewappnet diesen Gegnern schlagend entgegen zu treten. Daß der König ihn vor sich bescheiden werde, stand bei ihm fest. Er schwelgte in der Hoffnung, dann Gelegenheit zu haben seine Ansichten näher zu begründen und seinen Anklagen größeres Gewicht zu verleihen. Diese Voraussicht einer mündlichen Erörterung mit dem König erfüllte ihn mit unsäglichem Glück und dieser Moment erschien ihm als das höchste Ziel seines Lebens.

Aber die ersten Tage vergingen; zwei Wochen rannen dahin; Niemand bekümmerte sich um ihn. Die Abhandlung über das Volkselend hatte auf dieses selbst keine Wirkung geübt, aber den Verfasser sehr elend gemacht.

Der Dichter, der den Hof und das Volk zu ergötzen verstanden hatte, wurde überhört, wenn er sich

anmaßte, auf einem ihm fremden Gebiete, mit rauher Kühnheit seine Stimme zu erheben.

Er hatte nicht den Muth, seiner hohen Gönnerin mit directen Fragen entgegenzutreten, und leichte Anspielungen, welche die Farbe des Unmuths nur zu sehr zur Schau trugen, wurden, um ihn noch tiefer zu verwunden, keiner Antwort gewürdigt.

Es war eine peinliche Spannung in alle Beziehungen Racines gefahren, die Fäden, die ihn an das Hofleben banden, erschienen so gespannt, daß sie in nächster Zeit reißen mußten. Eine Einladung zu einer petite réunion war seit lange nicht mehr erfolgt; an einem schönen sonnigen Tage wurde Racine damit überrascht. Es war wie ein freundlicher Sonnenblick über die vom Herbst fast schon entblätterte Landschaft. Der Dichter hob wieder einmal stolzer das Haupt und er mochte wohl denken, was ein Jahrhundert später ein Dichter einer andern Nation aussprach: „Es soll der Dichter mit dem König geh'n!"

In der Zeit bis zur anberaumten Stunde zerarbeitete sich Racine mit allen nur erdenkbaren Möglichkeiten: was der König von ihm noch werde wissen wollen; welche spezielle Vorschläge ihm abverlangt werden würden; zu welchem Minister er gewiesen werden dürfte, um in der Sache weiter vorzugehen; ob der König vielleicht in höchst eigener Person, nach dem üblichen Ausdrucke, mit ihm — Racine — arbeiten

würde; er dachte daran, wie er dieser Huld gegenüber sich benehmen sollte, und war im Voraus ganz erfüllt von der regsten Dankbarkeit. So nahte der Augenblick heran.

Es waren nur wenige der vertrautesten Umgebung bei der Marquise versammelt; für Racine war darum die Ehre desto auffallender. Der König machte mit der Dame des Hauses einen Gang in den Garten und die Letztere lud durch eine leichte Handbewegung den Dichter ein, zu folgen. Erwartungsvoll, mit hochklopfendem Herzen schritt er unter den Bäumen, an der Seite des großen Monarchen. Die Maintenon war besorgt um ihren armen Schützling gewesen, dem der König keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken geneigt war; es hatte sie gefreut, daß sie endlich einmal wieder die Gelegenheit herbeigeführt sah, dem König den Dichter zu nähern, und ihr Bestreben ging darauf aus, diesen wieder in den ihm gebührenden Wirkungskreis durch eine starke, mächtige Hand gewiesen zu sehen, welcher er keinen Widerstand zu leisten im Stande wäre. Sie wollte dann alle ihr zu Gebot stehenden Mittel anwenden, ihn in diesem Kreise dauernd zu erhalten und ihm Lust und Muth zu entziehen, darüber jemals wieder hinauszuschweifen.

„Der König ist unzufrieden mit den Schauspielern," fing Frau von Maintenon an, nachdem sie unbelauscht in dem tiefen Boskett sich befanden, „das Trauerspiel

und immer das Trauerspiel! Warum fehlt das Lustige? Wie unterhielt es uns, als es Ihnen einfiel, „les plaideurs“ zu dichten. Seit Jahren hat uns nichts mehr der Art erfreut.“

Racine erstickte fast, als er diese Worte vernahm Er war keiner Antwort fähig und überdachte, ob er vielleicht von diesem Felde nicht mit kühnem Schwung, auf sein Schlachtroß, das Volkselend, sich schwingen könnte. Da er aus unerklärlicher Bestürzung kein Wort vorbringt, nimmt der König, das Thema fortspinnend, mit festerer Betonung das Wort:

„Wir sind im Verfall: und unser berühmter Espri spaziert fort! Unser Lustspiel ging seit zwanzig Jahren immer mehr herunter. Es ist nicht mehr anzusehen, Woher kommt das? Ich will es von Ihnen wissen, der sich mit diesen Dingen sein Lebenlang ernstlich beschäftigt hat.“

Racine konnte hier nicht mehr ausweichen. Er war überrascht durch die Frage und mußte seine, auf ganz andern Wegen herumschweifenden Gedanken mit größter Schnelligkeit in ein neues Treffen sammeln und sie schlagfertig machen. Mit verlegener Miene und zweifelhaftem Tone sprach er:

„Der Grund, Sire, ist in Verschiedenem zu suchen. Molière ist ziemlich abgespielt; man kann ihn nicht alle Abende geben. Seit er todt ist, will aber Niemand mehr in seinem Genre dichten, weil man ihn nach dem

Urtheile der Menge niemals erreichen würde. Die comédiens ordinaires sind deßhalb in großer Verlegenheit. Um nur einigermaßen unser lachlustiges Volk zufrieden zu stellen und den Scherz nicht gänzlich versiegen zu lassen, greifen sie nach allen alten Scharteken; ja, sie entblöden sich nicht, die erbärmlichen Possen Scarrons wieder hervorzusuchen, die jeden Gebildeten anekeln müssen." —

Der unglückliche Name Scarron war kaum heraus, da wurde die Frau Marquise wie mit Scharlach übergossen und den König schauderte es, als wenn ihn eine Klapperschlange gestochen hätte.

Racine mochte in die Erde sinken; die Gemahlin seines Königs, sein Schutzengel bis dahin, steht als die von ihm tief beleidigte Wittwe Scarron vor ihm, die für ihren Mann ein mildes Almosen erhielt, bei dessen Empfang sich Scarron die Ehre erbeten hatte, der „Krüppel der Königin" heißen zu dürfen.

Da sagte der König mit stolzer Kälte: „Ich habe kürzlich von Ihnen, Monsieur, eine gewisse Schmiererei gelesen, in welcher Sie sich bemühen, die Ursachen des Volkselends unter meiner Regierung zu entdecken. Die Poeten sind gewöhnlich erbärmliche Staatsmänner. Wir leiden übrigens durchaus keine, selbst indirekte Kritik unserer Macht."

Racine versuchte leise zu erwiedern: „Ich protestire, Euere Majestät —"

Aber der König fiel ihm schnell ein: „Was kümmern mich Ihre Protestationen, Monsieur! Bleiben Sie ein andermal in Ihrer Sphäre, und suchen Sie in Ihrem eigenen Interesse sich mit andern Dingen zu beschäftigen.“

Dies ist wörtlich nach den handschriftlichen Memoiren der Ninon de l'Enclos. — —

Dies gesagt, verabschiedete ihn der König durch eine eigenthümliche Handbewegung, die nach dem Zeugniß von Zeitgenossen ihre Wirkung nie verfehlte, bei dem solchergestalt Entlassenen tiefste Zerknirschung hervorzurufen.

Bald darauf starb Racine, an der Entziehung königlicher Gunst.

Nun kamen für Ludwig die Tage der erzwungenen Entsagung. Seine Heere fanden im Felde überlegene Gegner, und seine bösen Ränke schlugen nicht mehr zu seinem Vortheil aus.

Er schloß sich ab, und starb langsam dahin, in seinem sieben und siebzigsten Jahr.

Seine Gemahlin nahm eine bescheidene Wohnung in ihrem Hause von St. Cyr, das in allen seinen Theilen wohlgeordnet und eingerichtet war und den Erzieherinnen und Lehrern überlassen werden durfte; die Marquise behielt sich die Pflege der Kranken vor.

Es ist eine der heiligsten Pflichten; es ist der Grundpfeiler der ächten Menschenliebe, und entspringt einer besonderen Oekonomie des Herzens.

Die Marquise von Maintenon überlebte ihren Gemahl vier Jahre, und da sie drei Jahre älter war, starb sie im vier und achtzigsten, in der stillsten Zurückgezogenheit.

Das Leben dieser merkwürdigen Frau, mitten in einer Zeit des unsittlichsten Schwindels, in nächster Beziehung zu den Professoren der sieben Todsünden, in dem Gemengsel einer Gesellschaft, die nur noch bei'm Lästern an Gott dachte; umgeben von den Schulen der Bestechung und der gemeinsten Lüste; erscheint dem Auge des gewissenhaften Forschers, wie von einer höhern Mission geleitet — gleich einem Apostolat — ein Leben, aus dem man die Lehre für sich zieht: wie man für den Namen, den Ruhm und die Liebe Gottes des Herrn leben und sterben soll.

Françoise d'Aubigné, Marquise von Maintenon, ruhe in Frieden.

Kurze Abfertigung und Mahnung.

Sagt mir, wie mögt ihr auf euerer erkämpften Höhe euch so sehr vergessen? Seitdem man Begriffe von Selbstachtung hat, bediente man sich nicht so

schmutziger Beschimpfungen, solcher elenden Pamphlets, roher, verabscheuungswürdiger Lügen und hinterlistiger Ränke. Ihr fühlt euch, wie ihr selbst sagt und vorgebt, im Vollbesitz der Macht, und bietet euern Witz, euern Kredit, euere Verehrer täglich auf, den Troß im Volke für euch zu mehren. Das thut ihr unter der Fahne: „Freiheit in Allem, für Alle!“

Aber euer Haß gegen die gläubigen Katholiken macht euch „Apostel der Freiheit“ zu Despoten; was ihr auf dem offenen Markte euerer Presse, in euern Clubbs und Versammlungen nicht anbringen könnt, das lasset ihr drastischer auf der Bühne darstellen, und hüllet die Glieder schmutziger Komödiantinnen, der gemeinsten Sorte, in Gewande, deren Anblick uns stets eine fromme Empfindung erregt; lasset Mönche Polka und Cancan tanzen, und schleppt diese gemeinen Entstellungen vor das Angesicht eines lachlustigen, vornehmen und geringen Pöbels.

Ist es den Katholiken nun zu verdenken, daß sie über diese Unbill erbost werden? Daß sie in ihrer Volkspresse denselben Ton anstimmen, und die Stärke ihres Aergers ihren Ausdrücken eine Präge verleiht, die vor dem Gebildeten nicht bestehen kann? Kommt nun dazu, daß die Bevölkerung auf dem Lande eine wirkliche Entfremdung der religiösen Sitte fürchtet, und dazu wohl berechtigt ist; so läßt sich leicht erklären,

warum die Sachen zur Zeit so und nicht anders in Süddeutschland stehen. —

Wenn wir uns nun hier auf dem lauten Markt euerer Presse euch gegenüberstellen, so denken wir nicht daran, in ein Schimpfturnen uns einzulassen. Und wahrlich, wählten wir auch die lüderlichste, gemeinste Beschimpfung, sie käme der Beschimpfung nicht gleich, die ihr uns nun so lange schon täglich an den Kopf werfet: „Wir seien vaterlandslose Landesverräther!“ Kann man schändlicher verfahren?

Als die Bayern zu euch stießen, frohe Kameradschaft schlossen, an der Beiwacht ganz „heimlich“ wurden, und an euerer Seite mitstritten und fielen: waren das die „vaterlandslosen Landesverräther?“ Fragten jene, fragtet ihr, welcher Religion?

Der Bischof von Orleans, Monseigneur Dupanloup, sagt in einem offenen Briefe: „Die Franzosen verdanken ihre Niederlage allein ihrem Mangel an Wahrheitsliebe, ihrer Vergnügungssucht und ihrer unkatholischen Gesinnung.“

Wir führen weiter aus: sie verdanken es ihrer verderbten und entnervten Literatur. Darunter ganz nichtswürdiges Zeug. Die französische Nation wurde dadurch immer mehr herabgewürdigt, sie rannte durch eine blühende Gasse von Ausschweifungen aller Art, die jedem Manne von Ehre und Geschmack zum Vorwurf gereichen müssen, und die Folge war, daß selbst

bessere Köpfe, edlere darf ich hier nicht sagen, sich zu Wagnissen herabließen, um einem solchen Publikum zu gefallen.

Diese unmoralische Brunst müssen die Franzosen jetzt theuer bezahlen. —

Hier stoßen wir auf einen mächtigen Unterschied. Wir Deutsche rasen nicht nur so dahin, wir streicheln das widerspenstige Roß mit der Hand, und setzen uns dann fest im Sattel zurecht. Es kostet nur einen Schritt, und man gewöhnt sich an die außerordentlichsten Lebensverhältnisse. Ob Luftballon oder Eisenbahn, ob Tauben oder Postbote, ob ein reisender Redacteur uns Dies oder Das vermittelt, wir fühlen uns ruhiger, weil wir uns selbst keinen Vorwurf zu machen haben. Das ist das Sicherheitsschloß der allgemeinen Sittlichkeit, die den deutschen Charakter umgibt. Mit der wachsenden Arbeit gegen den Feind wuchs zwar die Leidenschaft, die Nothwendigkeit, das Urtheil zu schärfen; mithin auch die Sucht wichtig zu erscheinen; der gute Wille ward mit Galle versetzt; allein dies zusammengenommen, verletzt nicht den Grundzug unserer angeborenen Sittlichkeit.

Warum aber so gut geartet, durch Selbstentstellung einer Sucht verfallen, alles Uebersinnliche allegorisch zu deuten, oder dem crassesten Materialismus das Wort zu reden?

Von der Bibel sprechen sie im poetischen Sinn,

oder nach philosophischen Begriffen, vom literarischen Standpunkte, oder vom rationellen, nicht zu vergessen das „vertrauliche“ Element, das nur vollständig für die Eingeweiheten herauszufinden ist, die im Stillen ihre wahre Meinung lachend sich mittheilen.

Hiernach gibt es in der Skepsis keine Abstufung mehr. Entweder — Oder: Der Mensch ist Gott, nach der Lehre der Rationalisten — der Gott ward Mensch, nach der Lehre der Kirche.

Da lesen wir in dem Blatte des Herrn Dr. J. von Gosen, das sich stets der tapfersten Correspondenzen aus Rom zu erfreuen hat: einen Schwank, mit der Ueberschrift „Roms letzte Stunden.“

Wie noch nie, stimmten wir hier mit Herrn Dr. von Gosens gutgewähltem Titel überein.

Wir haben in früheren Briefen es unseren Lesern mitgetheilt, wie oft schon der heilige Vater aus Rom verjagt, gefangen fortgeschleppt, ja — wie ihm einst ein feindlicher Feldhauptmann mit dem Eisenhandschuh in's Gesicht geschlagen — und wie dann jedesmal das Triumphgeschrei der Abtrünnigen laut erscholl: „Jetzt ist's aus mit Rom; mit dem Papst sind wir fertig.“

Aber immer wieder war der Papst da, und Rom war wieder Rom durch ihn, wann Gottes Rathschluß es so fügen wollte.

Jetzt ist's anders. Herr Dr. J. v. Gosen darf seine Ueberschrift kühn stehen lassen, von keinem Katholiken angefochten, was sonst seinen Einfällen nach dieser Seite nicht leicht zugestanden wird.

Roms letzte Stunde ist erschienen, da eine gewaltige Herrschermacht, mit dem schweren Kirchenbann belastet, ihren Sitz im Palaste des Quirinal aufschlägt.

Wir dürfen nicht den leisesten Zweifel hegen, daß es so kommen wird.

Correspondenten belehren uns: „daß der Haß gegen die Dauer der Religion in Rom nicht mehr zu zügeln sei."

Es sind nun fast zwei Jahrtausend, daß die Kirche unter dem Primat des Nachfolgers des heiligen Petrus an zweihundert Millionen getreuer Gläubigen vereinigt hatte. Schlagen wir nun die Leser der „Gartenlaube" und des „Lahrer hinkenden Boten" auf drei bis vier Millionen an, was gewiß räsonnabel ist, und fiele durch unrichtige Zählung ferner noch etwas von den zweihundert Millionen weg — wir räumen das Alles ein — so bleibt doch immer noch eine ungemein große Zahl in „Glaubenseinheit" verbunden, wie dies auf keinem andern Gebiete wahrgenommen wird.

Hofft ihr ein auch nur annäherndes Factum durch euere laut ausgeschrieene „Unglaubenseinheit“ zu erzielen?

Warten wir ab. Einstweilen trennen sich scharf, in dem gebildetsten Volke Europas, die sogenannten Altkatholiken, die von dem Jesuitenunwesen, das Pius IX. in Banden hält, nichts wissen wollen, von der „Sekte der Neukatholiken“ — wie der freble Wahnwitz in einem Tageblatt die Bekenner der Unfehlbarkeit zu nennen sich erfrecht.

Vor einigen Tagen lasen wir: Pius IX. wolle mit den Römern verkehren; er möchte durch die Straßen schreiten, seine Arme segnend über Alle ausstrecken und die Empfindungen lauten Dankes dafür entgegen nehmen. Das Volk ist des langen Unfriedens müde, will Freundschaft (ho! ho!) und Versöhnung mit seinem Papste und den Dienern seiner Religion.

Heute bläst man aus einer andern Tonart.

Pius grollt seinem Volke und aller Welt; hilflos und verlassen gefällt er sich darin, die Rolle eines Gefangenen und Martyrers zu „spielen.“ Er mag nicht vor den Augen seiner früheren Unterthanen erscheinen, deren Ovationen er jetzt ebenso sehr scheut, „als er sie früher gesucht hat.“ (Pfui! Auswurf!)

Im Vatican ist Noth an Allem, der Papst hat kein Geld, um seinen Schweizern und Gendarmen den Sold

zu zahlen. Die letzten Reste des Peterspfennig, welche in der Münze niedergelegt waren, sind verschwunden. Im Vatican ist man überzeugt, daß der Papst bald die undankbare Stadt verlassen werde. Da jedoch seine Gesundheit ein nördliches Klima nicht ertragen kann, so sucht „man“ (wer?) unter den Inseln des mittelländischen Meeres umher, ob eine sei, die den Oberherrn der katholischen Christenheit würdig beherbergen könne.

In Rom ist seines Bleibens nicht; Alles ist von ihm abgefallen. Selbst die Blüthe des Adels, auf die Pius, weil die Jesuiten in jenen Kreisen großen Einfluß hatten, sicher zählen zu können glaubte. —

Nun wissen wir's ja, ganz umständlich. Armer Pius IX., „leer im Beutel, krank im Herzen,“ ungeliebt und der Fürsorge der Mächte überantwortet, daß sie ihm einen Stein ausfindig machen, darauf er das Haupt niederlege.

So soll es ja sein; stünd es so, da wär er so recht mitten inne seines apostolischen Berufs. Aber es gibt hier noch Einiges zu ergänzen.

Der heilige Vater hat — so meldet unwiderleglich ein „katholisches“ Blatt — monatlich fünfzigtausend Scudi, jährlich mehr als eine Million, zu erheben. Und das ist ein sehr geringer Bruchtheil des vom Cardinal Antonelli, schon lange vor der Usurpation, in die Kasse des römischen Finanzministeriums deponirten,

und auf den persönlichen Namen und Credit des heiligen Vaters geschriebenen Fonds aus dem Erträgnisse des Peterspfennig.

Wie unerhört! Ein Jahreseinkommen von mehr als einer Million aus einem Kapital, abgesehen von den übrigen Geldzuflüssen, gibt Anspruch für einen armen Mann zu gelten, und den vom Mitleide treuherzig gespendeten, vielleicht letzten Pfennig mit aller Seelenruhe einzuheimsen.

Soll das Volk nicht darüber belehrt werden, daß in der gegenwärtigen Kriegesnoth es in einer dem Himmel wohlgefälligern Weise das Werk barmherziger Samaritaner üben könne? —

Diese sich stets von selbst überbietenden und einander verschlingenden Lügen und Verketzerungen werden von dem Christenthum, wie es in der katholischen Kirche fest begründet steht, sogleich mit dem richtigen Maßstab gemessen.

Damit mag aber freilich die eben „aufkeimende“ Freiheit des Denkens auf Hindernisse stoßen. Die „bisher bestandene“ wird nicht dadurch erstickt.

Es gibt im Leben der Menschheit, wie in dem Leben des Einzelnen, verschiedene Phasen, die es nach außen verändern, im innern aber nicht berühren. Diese

Umgestaltungen verlaufen manchmal glücklich, manchmal unglücklich.

Der einzig mögliche Fortschritt ist nun der: im *Guten zu beharren*, oder zum *Guten zurückzukehren*.

Was sonst von einer Gesellschaft angestrebt würde, die Sorge für gutes Leben, für politisches Ansehen; Alles, was sie an irdischer Macht sich aneignet, an wissenschaftlicher, militärischer, industrieller Civilisation; das zählt Alles nicht mit, wenn man von Fortschritt spricht.

Nehmen wir an: ein junger Mensch von zwanzig Jahren, unwissend, arm, hinfällig, sonst fromm und gut, hätte mit vierzig Jahren Kenntnisse erlangt, Reichthum dazu, sei aber nunmehr ungläubig und verderbt. Ist das für ihn ein Fortschritt? Nimmermehr, er wäre hinfälliger, unwissender und unglücklicher, als in seiner Jugend. Sein Fortschritt bestünde darin, umzukehren, sich zu verjüngen, sein Vermögen seiner frommen Tugend zu opfern, und Alles, was er an Kenntnissen sammelte, wenn's sein müßte, über Bord zu werfen.

Diese Bekehrung des Einzelnen, ist auch die einzige fortschrittliche Verjüngung der Gesellschaft.

Eine Gesellschaft, in der dieser gährende Stoff nicht mehr aufsteigt, stirbt dahin, trotz ihrem Glanze. Sie besitzt unversöhnliche Feinde — nicht die Dummen und Elenden von der Gasse — die Leidenschaften sind es,

die sie über die Pflichten täuschen, die sie dem Volke schuldig sind, dessen Erziehung und Leitung ihr überlassen ist.

Die „Gesellschaft“ ist nicht ein kunterbuntes Durcheinander.

Zuerst ist's die Hierarchie der Familienväter. Die Grundbesitzer, die Unternehmer, die Reichen; Alles was commandirt, zählt zur Gesellschaft. Der Rest ist Volk, und im besten Sinne, das Kind vom Hause.

Nun ist der Familienvater nicht schuldig, seinen Kindern eine abwechselnde Unterhaltung darzubringen. Zu zwei Dingen ist er verpflichtet: Brod, so viel als möglich; vor allen Dingen aber: den Glauben, die Nahrung der Seele.

Seine Arbeit verschafft das Brod; sein Unterricht, sein Beispiel, den Glauben. Erfüllt er diese Aufgabe, so wird er verehrt, geliebt, gefolgt. Erfüllt er sie nicht, so erzieht er sich nur Undankbare, und erschöpfte er seine Kassen in ungeheuerer Verschwendung.

Man wird von ihm unerlaubte Dinge verlangen; Dinge, die nicht in seiner Macht stehen. Die Familie ohne Führer spaltet sich, als natürliche Folge der Empörung, und stirbt.

Das hier in der Familie geschilderte wiederholt sich in einer Stadt, in einer Nation. Die Herrscher und Leiter sind dem Volke Wahrheiten und Tugenden zu lehren schuldig. Darauf hat jeder Mensch ein Recht.

Weitere Rechte in der Politik, an der Arbeit, an öffentlicher Unterstützung, an lauten Volksbelustigungen: das ist zum Lachen!

Das Volk arbeitet, weil es fleißig ist; es wird unterstützt, weil die christliche Gemeinde dies von selbst ausübt; es begnügt sich mit Wenigem, weil es glaubt; es bleibt ruhig gefaßt in sich, weil es hofft; es ist glücklich, weil es liebt; es fühlt sich frei, weil es vernünftig ist. —

Ich komme zum Schlusse.

Wer nicht fest an die Kirche glaubt, wird an sich glauben, und wer an sich glaubt, wird dem Ersten, Besten glauben, der ihn an Wissen und Talent übertrifft. Die Knechtschaft der Geister, außerhalb der Kirche, ist eine furchtbare Vorstellung. *Jesus Christus* allein befreit durch die Kirche den Geist, und der lauteste Aufruf der Freiheit, der jemals in der Welt gehört wurde, ist der:

Ich glaube an die heilige katholische Kirche!

Ebenso wie die bürgerliche Gesellschaft, wenn sie wohlgeordnet ist, den Menschen von der Ungerechtigkeit befreit; befreit die Kirche den Menschen von dem Irrthum. Die bürgerliche Gesellschaft ist die Mutter des Rechts; die Kirche die Mutter der Wahrheit. Wer die bürgerliche Gesellschaft verläßt, wird ein Tyrann, oder ein Schlachtopfer Anderer. Wer die Kirche verläßt,

wird ein Sclave, oder ein Beherrscher der Gedanken Anderer. —

Zweifeln wir nicht: es wird anders werden.

Unter dem Banner des Unglaubens wird die deutsche Nation niemals ihre Herrschaft über die Welt ausdehnen.

Die Wissenschaft aus Gott, die arg verschrieene, „abergläubige, verdummende, nicht zeitgemäße," weil im Widerspruche mit den erleuchteten Männern und Wortführern des Tages; das ist: die ächt katholische Wissenschaft, wird der Welt die Freiheit bringen, sie wird den finstern Abgrund erleuchten. Auf der weiten Erde wird, das Kreuz tragend, die Menschheit in dem feuerigen Rufe sich vereinigen:

„Es hat gesiegt; es regiert und herrscht, und wir sind frei!" — — —

Mit schwerem Herzen trat ich in's Freie.

Ich sah im Geiste zwei Standsäulen. Eine schien der frechsten Tollheit errichtet; dicht daneben die andere, der Terreur — dem Schrecken.

Leise vor mir hin sagte ich die Worte des heiligen Apostel Paulus, in seinem Briefe an die Epheser:

„Wandelt nicht wie Unweise, sondern wie Weise, und benützet die Zeit; denn die Tage sind böse. Darum werdet nicht unverständig, sondern verstehet, was der Wille Gottes ist." —

Verfolgt ihr in Europa die christliche Religion in der Weise, wie ihr begonnen habt, in der empörendsten,

die es geben kann; läugnet ihr in demselben Athem euere Absicht; legt Concordatsbestimmungen willkürlich aus und sucht damit „gebildete“ Gimpel in euer Netz zu fangen; so ist an euere Herrschaft über die Welt nicht zu denken.

Und mit dem Papst werdet ihr vollends nicht fertig werden.

Es kommt die Zeit des Martyriums, der Missionäre, die das Kreuz in die weiten Länder des Ostens und Westens tragen.

Und die Civilisation der kleinen Halbinsel Europa? Sie wird dieses Ende erleben. —

„Die heilige Mutter-Kirche war groß und geachtet, bevor der Sachse in Britanien Fuß gefaßt, bevor der Franke über den Rhein gegangen; als die griechische Beredsamkeit noch in Antiochia blühte; als Götzenbilder noch im Tempel von Mecca verehrt wurden. Und sie wird noch in unveränderter Kraft bestehen, wenn vielleicht ein Reisender aus Neuseeland, in der Mitte einer einsamen Wüste, auf einem gebrochenen Bogen der Londonbrücke stehen wird, um die Ruinen der Paulskirche zu skizziren.“

Dieses prophetische Wort spricht ein berühmter englischer Autor, Macaulay, nicht Katholik, in seinen historical and political essays.

Die Welt steht fertig da, weil Gott den nach seinem Ebenbilde geschaffenen Seelen einen Ort des Wachsthums, der Entwickelung, der Erschließung alles Höhern zum Wohnsitze geben wollte, die einst seiner ewigen Seligkeit theilhaft zu werden bestimmt sind.

Diese Welt zu studiren, mag die Neugier befriedigen; sie zum eigenen Nutzen ausbeuten, mag von erklecklichem Vortheil sein; die Hauptsache bleibt jedoch, die Göttlichkeit der Seelen zu begründen.

Mag unsere Zeit immerhin die Naturkräfte benützen und mißbrauchen; es mehre sich der Reichthum; die Bequemlichkeiten des Lebens mögen sich in's Unendliche vervielfältigen; mögen die gemeinen Hantirungen der menschlichen Intelligenz noch so pompös betitelt werden; singe und spreche man von Fortschritt, Civilisation, Humanität; das sollte die Zeit nicht vergessen: daß Alles hinsterben wird. Daß es ebenso sterben wird, sterben muß, wie es zu lesen ist auf den berühmten Ruinen: Ninive, Babylon, Memphis, Tyrus, Carthago, Corinth, Rom selbst, das alte.

Lachet ihr Thoren, die ihr euch für weise haltet, wenn ihr auf ein Gebiet blicket, wo nur ein göttliches Leben waltet; wo der Priester in seinem hohen Amte herrscht und dem Himmelreiche Heilige wirbt.

Der Priester, als solcher, ist die stärkste Kraft auf der Welt.

Um es zu bleiben, muß er jede Dissonanz vermei-

den. Er muß Eins in sich sein. Deßhalb muß er nach der absoluten Vollkommenheit sich ausbilden. Gott ist heilig, Gott ist gut, Gott ist weise, Gott ist stark, Gott ist der Inbegriff aller Wissenschaft. Alle diese Vollkommenheiten, in der Hülle eines sterblichen Leibes, in der Gestalt einer für jeden Verstand leicht begreiflichen und unendlich liebenswürdigen Wesenheit vereinigt, nannte sich Jesus Christus. Das ist das Vorbild des Priesters.

Davon sind wir gläubige Katholiken durchdrungen und um so mehr im Einklange mit dem höchsten Haupte der geheiligten Hierarchie. Wir lieben es unendlich, wir wollen, daß es alle seine Vorrechte behalte, daß es nichts kränke, und wir beten, daß Gott seine Thränen trockne, die auf jene vernichtend fallen, die sie ihm erpressen.

Er ist für uns der König der großen Doctrin, in strahlender Majestät, der Hüter des Rechtes, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der Verweser aller Liebe Jesu Christi.

Welcher Mensch hörte wohl jemals Worte, wie die an Simon, den Apostel gerichteten:

„*Et ego dico tibi quia . . . . Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam!*“

Das ist die Bestätigung, ein Eid Gottes! Die Erde erbebte, als er geleistet wurde. — — —

Und wenn von Opfern die Rede sein soll — was

sind denn alle Opfer, die von Anderen dargebracht werden, gegen das Opfer der Missionäre? Ohne festen Wohnsitz, ohne Freund, ohne geistigen Beistand, durchstreift er Wüsten und Felsen. Seine Gemeinde ist klein und weit umher zerstreut. Er achtet nicht des Klima, nicht der wilden Thiere; seine wüthendsten Feinde sind die Menschen selbst, an deren entsetzlicher Bosheit das heilige Blut Jesu Christi keine Macht mehr übt. Am Ende seiner Tage wird ihm nicht einmal ein geweihetes Grab zu Theil. Wo wäre für ihn ein Kirchhof zu entdecken?

Ist ein solches Leben zu begreifen? Nach der Natur nicht. Und wie wird es dennoch zu erklären sein, daß sich alle Tage Menschen finden, die sich dieser blutigen, ruhmlosen Aufgabe widmen? die als Kinder sie schon ersehnt, vor ihren Eltern sie geheim gehalten, durch unablässige Gebete von Gott die Erfüllung ihres heißesten Wunsches empfingen. Das ist — meine lieben Anbeter des gesunden Menschen*verstandes* — ein Geheimniß des Himmels, dessen mysteriöse Entfaltung der Menschen*seele*. Euere Gelehrten stehen hier unwissend, da sie von der Bestimmung und den Pflichten der Seele nichts wissen.

Dies Geschlecht der Missionäre stirbt nicht aus. „In lumine tuo videbimus lumen!“ Im Lichte des Herrn erfassen sie prophetisch die Wonne des Lebens, das sich für Gott ganz hingibt. Sie wollen sich daran

sättigen. Alle Blumengewinde der Welt vermögen sie nicht abzuhalten, diese edeln Fesseln sich zu erringen.

Am Tage, der auf Golgatha folgte, steinigten die Juden den ersten Bekenner. Mit leuchtendem Antlitze rief er laut: „Ich sehe die Himmel offen, und den Menschensohn zur Rechten Gottes des Vaters!“ —

Damit ist Alles erklärt. Hier ist der unwiderstehliche Zug zu dem apostolischen Leben. —

Und die Gräber der jetzt in Frankreich Gefallenen! Euere edle Begeisterung, die ihr mit eurem Leben bezahltet, wird nicht die Früchte bringen, wie das Martyrium der Missionäre.

Euerm weithin leuchtenden Siege wird kein dauernder Friede folgen, wie dem endlichen Siege der Martyrer.

Die Verachtung der Religion, die Geringschätzung alles dessen, was nur entfernt sich darauf bezieht, wird es nie mehr dahin kommen lassen, daß die Kirchhöfe der Christen, Gräber mit blühendem Grase, im Schatten des alten Glockenthurmes dicht aneinander gedrängt, von Thränen benetzt, von Gebeten befruchtet, nur noch als geheiligter Boden von den Knieen berührt werden.

Zwölfter Brief.

Morituri te salutant!

Mit diesem furchtbar ernsten Gruße beginne ich den letzten Brief dieser Sammlung.

„Die dem Tode Geweihten grüßen Dich!“ — —

Dr. Haffner sagt in seinem Werke „der moderne Materialismus,“ indem er auf den practischen Commentar hinweist, welchen die Lehre des Materialismus in den Schauspielen Roms gefunden hat: „Dort, wo das römische Volk die Tragödie seines weltgeschichtlichen Lebens spielte, müssen wir die Frage studiren: was die Welt wird, wenn der Materialismus zur Herrschaft gelangt? Der Blutdurst, mit welchem alle Stände und alle Altersclassen, zarte Frauen und edle Vestalinnen, ernste Philosophen und liederliche Lebemänner, die Hinschlachtung von Tausenden mitansehen; der gräßliche Wahnsinn, mit dem die Gladiatoren sich zerfleischen, um mit ihrem Blute ein Ergötzen zu spielen; die fürchterliche Grausamkeit, mit der Menschen den Bestien zur Speise vorgeworfen werden: das Schau=

spiel der Amphitheater ist die Illustration der practischen Seite des Materialismus."

„Die Arena" — es sind Haffners Worte, die ich anführe — „spiegelt nur das innere Wesen des römischen Volkes. Was hier mit öffentlichem Gepränge sich vollzieht, das vollbringt jeder römische Bürger an den Sklaven, die er nach Belieben tödtet, an den Kindern, die er nach seiner Willkühr in die Gräben der appischen Straße wirft. Das ganze kaiserliche Rom hat die Theorie des Materialismus adoptirt und in allen Gebieten des öffentlichen und socialen Lebens hat die Idee des Geistes, des unsterblichen und ewigen Lebens, der Glaube an die Gottheit sich dem Untergange zugeneigt. Wenn jemals der Materialismus hoffen konnte, die Welt zu beherrschen, und den Aberglauben an den „Geist" für immer zu verbannen, so hatte er diese Hoffnung damals, als Nero herrschte und Domitian auf dem Throne der Cäsaren saß.

„Aber kehren wir in die Arena zurück. Wir werden in ihr neben den blutenden Opfern der epicuräischen Philosophie, die erhabensten Zeugen des Geistes finden. Zeugen nennt sie die christliche Welt. Es sind die Martyrer. Ihre Heldenstärke, ihre übernatürliche Kraft, ihre Sehnsucht nach dem Tode, ihr Glauben an das ewige Leben, ihre verklärte Erscheinung, das himmlische Licht, das ihre Gestalt umleuchtete: ist sie nicht ein Zeugniß der geistigen Welt? oder genauer: ist es nicht

der Geist selber, der ihnen in die irdische Welt hineinleuchtet und seine Wirklichkeit in dem Augenblick offenbart, in welchem sie auf immer vergessen schien?

„Aber die Martyrer nicht allein erscheinen als ein thatsächliches und unmittelbares Monument des Geistes. Das ganze Christenthum, dieser in allen seinen Gliedern geistige Bau, ist ein solches. Wo die christliche Religion sich entfaltet, da ist der Materialismus nicht blos widerlegt — er ist zur Unmöglichkeit geworden. Angesichts der Wissenschaft des Christenthums, Angesichts der Kunst des Christenthums, Angesichts der erhabenen Mystik und aller Wunder des heiligen Lebens, welche aus der christlichen Kirche, wie aus geheimnißvollem Blüthenkelch uns entgegentreten: wer wollte da zu der Lehre Democrits zurückkehren, und das Wesen der Gottheit, als Eingebung der Furcht, das Dasein der Seele als ein Aggregat von Atomen darstellen? —

„Also Alles, was seit Jahrtausenden der Menschengeist als übersinnliche Wirklichkeit verehrt, ist Nichts, ist unwirklich, ist Schöpfung des Deliriums. Das ist hart und keck. Es erweckt ein Gefühl, wie wenn uns plötzlich das Auge ausgerissen und die schöne Welt der Farben vor uns verschwinden würde; als ob man uns das Ohr zerschlagen und uns die herrliche Welt der Töne nehmen wollte, um uns nichts zu lassen, als Gaumen und Nase und die träge Haut.

Es ist grausam, was diese Erklärung uns zumuthet, eine Verstümmelung unsers Selbst, viel fürchterlicher, als je das Messer eines Cannibalen vollbracht hat.“ — —

Wir stehen jetzt vor der Frage: „Ist es häretisch zu behaupten, die römische Kirche könne ausarten, wie die übrigen, und der apostolische Stuhl könne auch vom Glauben Christi abweichen?“

Die Beantwortung finden wir in dem Actenstück der katholischen Versammlung in Fulda, wie es uns das Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising klar auseinander setzt. Wir werden einige Stellen daraus entnehmen.

„In der katholischen Kirche ist große Sorgfalt darauf zu legen, daß wir das festhalten, was überall, was immer, was von Allen geglaubt worden ist; denn das ist das wahrhaft und eigentlich Katholische. Das aber wird erst dann der Fall sein, wenn wir uns richten nach der Allgemeinheit, nach dem Alterthum und nach der Uebereinstimmung. Dieß die Regel des katholischen Glaubens. Es mag überflüssig sein, für Katholiken eigens hiezu die Bemerkung zu fügen, daß bei Feststellung dieser „Allgemeinheit“ nicht jeder einzelne Gläubige, sondern lediglich das kirchliche Lehr- und Hirtenamt berücksichtigt werden muß.

„Keinem Katholiken ist es zweifelhaft, was er zu glauben hat. Da es aber nicht Sache der Autorität ist, wissenschaftliche Begründungen ihrer Entscheidungen zu geben — sie hat deren höherer Art, die von ihrem Stifter ertheilte Vollmacht und den Beistand des heiligen Geistes — so liegt es an uns, solche aufzusuchen, damit unser Glaubensgehorsam ein vernünftiger sei, und damit wir immer bereit sind, jedem der uns Rechenschaft abverlangt, Rede stehen zu können.“ — —

Wir kommen auf das Dogma: „Von der Unfehlbarkeit.“

„Daß uns,“ heißt es weiter in dem erzbischöflichen Erlaß, „von der Kirche nichts anders verkündigt werden kann, als das was wir empfangen haben, müssen wir festhalten, unverbrüchlich, so lange wir glauben, daß ihr die Verheißung Christi gilt: Er werde bei ihr bleiben, alle Tage bis zum Ende. Darnach ergibt sich von selbst, daß nie und nimmer etwas von der Kirche als Dogma definirt werden kann, was schlechthin neu wäre.

Im vorliegenden Falle wäre es jedenfalls, selbst vom katholisch-gläubigen Standpunkte völlig abgesehen, rein überflüssig, das zu erörtern. Denn die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit kann auf keinen Fall „etwas Neues“ genannt werden, da sie nunmehr über fünfthalbhundert Jahre Gegenstand der

eingehendsten theologischen Erörterungen und Streitigkeiten gewesen ist.

Eine andere Frage aber ist: ist diese Lehre als Dogma eine neue?

Diese Frage kann befriedigend nur gelöst werden, wenn die Unfehlbarkeit als wesentlicher Bestandtheil der Primatialgewalt aufgefaßt wird.

Die Sache liegt so:

Christus hat, als er eine sichtbare Kirche gestiftet, die gesammte von ihm zum Heile der Menschheit ausgeübte Gewalt auf seine Kirche übertragen. (Matth. 28, 18. 19. Joh. 20, 21.) Diese seine Gewalt umfaßt ein Dreifaches: die königliche, die priesterliche, die Lehrgewalt. Nun hat Er aber seine Kirche nach katholischer Lehre so eingerichtet, daß an ihrer Spitze, an Seiner Statt ein einziger Mann steht, auf dem die ganze sichtbare Kirche ruht, als auf ihrem Grundsteine. Dessen Würde aber ist, so lautet das Dogma: kein bloßer primatus honoris, sondern ein primatus jurisdictionis, d. h. er hat nicht blos die höchste Würde, sondern in ihm ruhet die höchste Autorität und Macht. Ist nun die Macht der Kirche eine dreifache, so muß nothwendig der Primat gleichfalls diese drei Gewalten haben: „die höchste Regierungsgewalt, über die hinaus keine höhere Instanz angerufen werden kann; die höchste priester-

liche Vollmacht, d. h. die höchste und umfassendste Vollmacht über alle und jede Gnadenschätze der Kirche, endlich die höchste Lehrgewalt, d. h. die Macht in Glaubenssachen die letzte und höchste Entscheidung zu treffen, so daß an keine höhere Autorität mehr gegangen werden kann. Das lehrt nun auch ausdrücklich Schrift und Tradition."

Zum Schlusse noch ein Rückblick auf die Hauptfrage, nach dem bischöflichen Erlasse, da wir das nähere Eingehen nicht berücksichtigen konnten.

„Ist die Lehre von der höchsten, in letzter Instanz entscheidenden Lehrgewalt des Statthalters Christi als Dogma neu? Wer hat das Recht, die Allgemeinheit, das Alterthum, die Uebereinstimmung für sich in Anspruch zu nehmen, die Anhänger oder die Gegner dieser Lehre?

In der kirchlichen Tradition immer festgehalten, aber von der kirchlichen Autorität bis auf die jüngsten Tage nicht ausdrücklich, mit nicht zu mißdeutenden Worten formulirt; in der Schrift, wie uns die ununterbrochene Auslegung der Kirche versichert, zwar nicht mit den Worten, wohl aber klar dem Sinne nach enthalten, ist diese Lehre das was die Schule nennt: „revelatum formaliter ac immediate implicite."

Bisher gehörte sie unter die „puncta fidei," jene religiösen Wahrheiten, die man, um selig zu werden, zwar nicht ausdrücklich aussprechen und bekennen, die

man aber doch insofern glauben muß, als man Alles im Allgemeinen festhält, was Gott geoffenbart hat und die Kirche glaubt. Es sind aber auch die „puncta fidei“ Dogmen. Nunmehr, durch die Verkündigung der Kirche, ist die Lehre zu einem „*articulus fidei*“ geworden, den man ausdrücklich glauben und bekennen muß, wenn man das Heil erlangen will.“ —

„Ueber die Unfehlbarkeit des Papstes, im Anschlusse an das neueste Hirtenwort der hochwürdigsten Herren Bischöfe Deutschlands“ spricht sich der hochwürdige Domprediger, Herr Joseph Ehrler, in einer in der Metropolitankirche Unserer Lieben Frau zu München gehaltenen Predigt, am allerbündigsten aus, und wir erlauben uns aus dem, zum Besten der verwundeten Krieger gedruckten, vor uns liegenden Exemplare, ihn hier mit seinen eigenen Worten sprechen zu lassen, indem wir das unserm Zwecke dienende in abgerissenen Skizzen herausheben.

Nachdem der Prediger erwähnt, wie die großen Uebel der Zeit, die ernste, unheilvolle Weltlage, die drohende Zunahme des Unglaubens und der Abfall vom Christenthum, der sich an manchen Orten so rasch vollzieht, die schrecklichen Stürme, welche den Boden der bürgerlichen Gesellschaft unaufhörlich durchwühlen,

der Spott und die Verhöhnung alles Heiligen und der wachsende Cultus der Sinnlichkeit — in der Seele des heiligen Vaters den Entschluß zur Reife brachten, die von Gott bestellten Hirten zu einem allgemeinen Concil zusammenzurufen, um mit ihnen über die Heilmittel zu berathen, die dem Verderben einen Damm setzen könnten, oder die wenigstens geeignet sind, die treuen Kinder der Kirche aus dem Irrsal der Zeit zu retten — führt der Prediger an, was Verläumdung und Lüge, was Bosheit und Haß jemals gegen die Kirche aufgeboten, sei in dem jetzt angesponnenen schmachvollen Streite übertroffen worden.

Die Sache ist zu frisch, als daß es hier für uns nöthig wäre, darauf umständlicher einzugehen. Mittlerweile ist die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit neben anderen Beschlüssen über das Wesen des christlichen Glaubens erfolgt. Der öcumenische Charakter des vaticanischen Concils ist durch die Erklärung der hochwürdigsten Herren Bischöfe zu Fulda festgestellt und der Prediger kann die Belehrung über das „Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit," dieser Erklärung anreihen.

„Der Papst ist unfehlbar, heißt nicht mehr und nicht weniger, als er kann nicht irren, wenn er als Oberhaupt und Lehrer der Kirche, in Sachen des Glaubens und der Sitten, eine feierliche, für die ganze Kirche bindende Entscheidung gibt. Er ist die letzte

Instanz in der Kirche und von seiner feierlichen Entscheidung in Sachen des Glaubens und der Sitten kann es keine Appellation an einen höhern irdischen Richter geben. So hat es das Concil im heiligen Geiste erklärt.

„Der Papst kann als Mensch sündigen und fehlen, wie wir Alle; er kann in wissenschaftlichen Dingen und als Privatperson selbst in Glaubenssachen sich irren; aber wenn er als Oberhaupt und Lehrer der Kirche in Sachen des Glaubens und der Sitten eine feierliche Entscheidung gibt, welche die Gewissen der Gläubigen bindet, so kann er keine Lüge und Unwahrheit verkünden. Seine Aussprüche sind wie die Aussprüche der Kirche als unfehlbare Wahrheit anzunehmen. — — —

„Wir sind gewöhnt in unseren Tagen, jede Wahrheit der Religion mit den Augen der Vernunft zu betrachten und zu messen. Wir sind geneigt, der Stimme der Vernunft in Sachen des heiligen Glaubens vielleicht bereitwilliger zu folgen, als es der hohen himmlischen Tugend des Glaubens entspricht. Fragen wir denn unsere Vernunft, ob sie nicht durch die innere Wahrheit der Lehre, von der wir sprechen, gezwungen wird, zu bekennen: Der Papst muß unfehlbar sein, wenn wir anders auf kirchlichem Boden stehen wollen.

„Ohne einen solchen Gerichtshof wäre die Pflicht des Glaubens und der Unterwerfung eine Immoralität

und Tyrannei; und die Kirche des neuen Bundes stünde hinter der Synagoge zurück, zu der Gott durch den Mund seiner Patriarchen und Propheten in unfehlbarer Weise geredet hat. Wenn ich glauben und einen innern Gehorsam des Gewissens einer Lehre bezeugen, wenn ich bei dem Verluste meiner Seligkeit etwas für wahr halten und annehmen soll, dann muß ich die untrügliche Bürgschaft haben, daß ich nicht vor einer Lüge mein Haupt beuge."

Der Prediger führt Beispiele aus den ersten Jahrhunderten an. Der heilige Cyprian schreibt: „Ein Gott und Ein Christus und Eine Kirche und Ein Lehrstuhl auf Petrus durch Christi Wort gebaut."

„So wurde den Entscheidungen der Päpste zu allen Zeiten Gehorsam und Unterwerfung gezollt. In apostolischer Machtfülle verurtheilte Innocenz XI. die Sätze des Michael Molinos; Clemens IX. die Irrthümer des Paschasius Quesnel; Pius VI. die Irrthümer der Synode von Pistoja; Gregor XVI. die des Lamennais und Hermes; Pius IX. verwarf die falschen Lehrsätze des Günther und Frohschammer. Als allgemeiner Lehrer der Kirche verkündigte er: den Glaubenssatz der unbefleckten Empfängniß Mariä, ohne daß ein Bischof das damalige Hirtenwort des heiligen Vaters unterschrieb. Kein Mensch, mit Ausnahme der von der Kirche Getrennten, zweifelte, daß allen diesen Aussprüchen der Päpste Gehorsam im Gewissen zu leisten sei. Erst seit

das jetzige Concil tagt, hat man es unternommen, das oberste Lehramt des Papstes zu bestreiten und zu leugnen.“ —

Der Prediger wendet sich zur Bekräftigung, an die klaren Worte der heiligen Schrift.

Zuerst die Worte des Herrn: „Du bist Petrus, d. i. Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ (Matth. 16. 18.)

„Dieser Fels der Kirche ist im höchsten Sinne betrachtet, der heilige Glaube, wie der heilige Ambrosius sagt: „Der Glaube ist die Grundveste der Kirche; denn nicht vom Fleische, sondern von dem Glauben des Petrus ist gesagt worden, daß die Pforten des Todes ihn nicht überwältigen werden.“

„Nicht blos der ewige Bestand des Felsen Petri in allen Stürmen der Welt, sondern noch mehr seine unerschütterliche Dauer in der Wahrheit, ist in dieser Verheißung des Herrn enthalten.

„Den heiligen Petrus und seine Nachfolger setzte der Heiland als oberste Hirten in der Kirche ein und sprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.“ (Joh. 12., 17.) Was heißt weiden anders als regieren? Was ist regieren anders, als vorschreiben, was zu thun, und wenn es sich um das Gebiet der Religion handelt, vorschreiben, was zu glauben ist?

„Für den heiligen Petrus und seine Nachfolger — denn alle Verheißungen des Herrn sind nicht ihm persönlich, sondern in seiner amtlichen Stellung, als dem Haupte der Kirche gegeben, und sie müssen sich darum in ihrem gnadenvollen Inhalte auf alle seine Nachfolger beziehen — betet der Herr, daß ihr Glaube nicht abnehme. „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht abnehme, und wenn du dereinst bekehrt sein wirst, so bestärke deine Brüder."

„Wenn Christus betet und von seinem Vater Etwas verlangt, so muß dem Gebete seine Erhörung werden.

„Ich weiß, wem ich glaube," sagt der heilige Paulus. (II. Tim. 1, 12).

„Aber," sagt ihr, „das untrügliche Lehramt liegt in den Concilien. Ich gebe das vollkommen zu, und behaupte dennoch, daß sich dasselbe zum Heile der Kirche noch in einer andern Weise äußern müsse. Wir haben gesehen, mit welchen Schwierigkeiten die Veranstaltung einer allgemeinen Kirchenversammlung verbunden ist. Hat nicht die Welt den Zusammentritt des Concils für unmöglich gehalten?

„Der Herr verhieß: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt." (Matth. 28, 20.)

„Wenn nun ein Streit über eine Lehre in der

Kirche entsteht, zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Concil nicht einberufen werden kann, wer soll den Streit schlichten? Soll das Unkraut fortwuchern und gedeihen, bis äußere Verhältnisse es gestatten, eine Kirchenversammlung einzuberufen? Heißt das nicht die Wahrheit der Macht der Menschen und der Bosheit der Welt preisgeben? Soll die Christenheit in solchen Zeiten nicht wissen, was sie glauben und thun soll?

„Die Gewissensruhe der Gläubigen und das Heil der Kirche nöthigen unsere Vernunft zu dem Schlusse, daß das unfehlbare Lehramt sich noch in einer andern Form bethätigen müsse, und der von dem Herrn selbst dem heiligen Petrus übertragenen Fürsorge wird von unserer Vernunft freudig zugestimmt.

„Wenn der heilige Geist spricht, dann spricht er stets zur rechten Zeit das passende und nothwendige Wort. Und wenn in Tagen, in denen das Oberhaupt der Kirche seines weltlichen Besitzes und seiner politischen Gewalt entkleidet und beraubt wird, die geistliche Würde und Souveränität in der ganzen Fülle und Tragweite feierlich anerkannt und verkündet wird, so kann ich nur einen Akt der Vorsehung hieran anerkennen und anbeten.

„Die Bischöfe, zu einem Concil versammelt, sind nicht blos die Abgesandten eines Bisthums, sondern sie sind die von Christus bestellten und vom heiligen Geist ge-

leiteten Richter des Glaubens, wie der heilige Paulus spricht: „Habet Acht auf euch, und auf die ganze Heerde, in welcher euch der heilige Geist zu Bischöfen bestellt hat, um zu regieren die Kirche Gottes, die er sich durch sein Blut erworben hat."

„Und wenn wirklich einige Bischöfe Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit waren, so macht der Widerspruch Einzelner einen Beschluß der Kirchenversammlung nicht ungültig.

„Der Katholik steht fest zur Seite des heiligen Vaters. Er erinnert sich an das Wort des Herrn: „Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen; aber wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt." (Matth. 18, 7.)

„Hebt endlich die Sünde eines Papstes seine Gewalt und Vollmacht auf? Gewiß ist es zu wünschen, daß die höchste Tugend und Gelehrsamkeit die erhabenste Würde begleite und schmücke. Aber wenn es Gott zuläßt, daß es nicht der Fall ist, dann wird das Wort des Heilands sich erfüllen: Auf Moses Stuhl sitzen Schriftgelehrte und Pharisäer. Alles, was sie euch sagen, das haltet und thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun."

„Unsere Stellung ist durch den Beschluß der Kir-

chenversammlung und die Erklärung unserer Bischöfe entschieden.

„Wir stehen auf der Seite des heiligen Vaters und der mit ihm vereinigten Bischöfe.

„Und wenn auf der andern Seite Männer von Ansehen und anerkannter Gelehrsamkeit, und zugleich von den größten Verdiensten um unsere heilige Kirche sich befänden, das hält uns nicht ab, uns treu und fest um unsern heiligen Vater zu schaaren. Nicht auf die Gelehrten und Weisen, nicht auf Wissenschaft und Kenntnisse, sondern auf die Bischöfe hat der Herr seine Kirche gebaut. Unsere Kirche hat schon größere Stürme, als die gegenwärtigen, siegreich überwunden, und wird glorreicher auch aus diesen Kämpfen hervorgehen.“ —

Hier schweigt der Prediger.

Wir haben nur noch ein kurzes Wort beizufügen.

In meinem ersten Briefe theilte ich meinen Lesern mit, was ich jenen wackern Münchener Herren zu hören gab, in deren Mitte mich der Zufall gerathen ließ.

Ich sagte: „Ob auch Haß und Verleugnung bis zum Wahnsinn sich gesteigert hätten, die beiden Schwestern, Religion und Cultur, werden vor den Glücklichen einer späteren Generation sich umarmen,

und die jüngere Schwester wird der, unmittelbar vom Himmel stammenden, ältern Schwester den Sieg zuerkennen. Der Idealismus der Religion wird die Geister beseelen und Das, was der rohe Materialismus verdrängte, wird wieder Ueberzeugung werden. Die Literatur und die Künste, deren früheste Aufgabe es war, alles Schöne, Edle, Hohe, Heilige zu verherrlichen, werden für diese Aufgabe sich wieder begeistern."

Indem ich diese Worte hier wiederhole, sehe ich meine Leser, am Schlusse dieser belangreichen Wanderung, bei ihrem Anfange stehen.

Nicht etwa, daß ich mir erlaubt hätte, sie willkürlich und absichtlich im Kreise spazieren zu lassen, d. h. sie bei der Nase zu führen.

Nein, unser Marsch ging ehrlich vorwärts, von Etappe zu Etappe.

Inzwischen aber erstand ein wunderbares Ereigniß, meine zuversichtliche Hoffnung thatkräftig zu bestärken, ein solches, wie ich's vor neun Monaten nicht ahnen konnte. —

Kein Zweifel mehr, daß es so kommen wird.

Die Signatur der Zeit ist nicht der Unglaube der Massen; es lebt noch der Glaube im Volke.

Die Zeit ist groß.

Sie wird die Befreiung bringen.

Mit der Proklamirung der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der heiligen Kirche als Dogma, beginnt eine neue Aera für die christliche Menschheit.
